Stanford University Libraries
36105048780600

Fischart

Das alte und das neue System

Die politischen Köpfe Deutschlands

943.08 .D667 C.2
Das alte und das neue
Stanford University Libraries
3 6105 048 780 600

Oesterheld & Co. Verlag
Berlin

Digitized by Google

Das alte und das neue System

Die politischen Köpfe Deutschlands

943.08 .D667 C.2
Das alte und das neue
Stanford University Libraries
3 6105 048 780 600

Oesterheld & Co. Verlag
Berlin

Digitized by Google

943.08
67
1
p. 2

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

DEN UMSCHLAG ZEICHNETE ALFRED ROTHER, BERLIN. DEN DRUCK BESORGTE DIE BUCH-DRUCKEREI E. GUNDLACH A.-G., BIELEFELD.
6. BIS 13. AUFLAGE.

COPYRIGHT 1919 BY OESTERHELD & CO., BERLIN.

Digitized by Google

Dombrowski, E. J. O.

DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM

DIE POLITISCHEN KÖPFE DEUTSCHLANDS

VON

JOHANNES FISCHART

STANFORD LIBRARY

1 · 9 · 1 · 9

OESTERHELD & CO. / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

272135

Digitized by Google

Zum Geleit

Die folgenden Portraitskizzen, die im Verlaufe eines Jahres, vom Januar 1918 bis Januar 1919, in der „Weltbühne" erschienen sind, sollen nicht bloße Personalbeschreibungen sein. Ich habe vielmehr versucht, die einzelnen Persönlichkeiten in den großen Rahmen der politischen Ereignisse hineinzustellen. Dabei ist die ganze Vergangenheit Preußen-Deutschlands bis tief in die Bismärckische Zeit hinein aufgerollt worden. In dem vergangenen Jahre hat das alte System noch seine letzten, höchsten Triumphe gefeiert. Aber schon in dieser Zeit des wildesten Kriegsrausches, da die militärische und bureaukratische Reaktion wie nie zuvor ein Siebzigmillionenvolk in Fesseln hielt, pochte das neue System mahnend und begehrend, an die Pforte des äußerlich stolzen, innerlich aber schon zermorschten Gebäudes an. Das Kriegsglück verließ uns. Die militärische Front brach zusammen. Das parlamentarisch-demokratische Zwischenspiel eines prinzlichen Reichskanzlers folgte. Die Revolution brach herein. Die Kronen purzelten aufs Pflaster. Die sozialistische Republik wurde ausgerufen. Der anarchistische Kommunismus erhob sein Haupt und ward niedergeschlagen. Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden angesetzt.

Alle die Persönlichkeiten, die, treibend, hinter diesen rasch wechselnden politischen Vorgängern standen, werden hier in ihrem Lebensschicksal und ihren Motiven aufgezeigt.

Ein Stück lebendiger Geschichte soll sich vor den Augen des Lesers abspielen.

Berlin, am Tage der Wahlen zur Nationalversammlung.

Johannes Fischart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Octavio Freiherr von Zedlitz und Neukirch.

Seine politische Tätigkeit reicht zurück bis in jene Zeit, da Preußen aus Ostelbien, der Altmark und den rheinischen Provinzen bestand. Im Todesjahr Friedrich Wilhelms des Dritten wurde er, 1840, zu Glatz geboren. Der Vater brachte es bis zum Königlich Preußischen Regierungspräsidenten. Der Sohn zu einer weniger hohen Stellung, aber doch zu erheblich größerem politischen Einfluß. Gleichsam mit Preußen ist auch er groß geworden. Aber er war, im Grunde genommen, ein Repräsentant des alten Obrigkeitsstaates Preußen, und nun, wo die Monarchie, mit hörbarem Ruck, sich anschickte, eine andere staatliche Laufbahn einzuschlagen, da wendete sich Octavio, der alte ritterliche Kämpe, ab und legte sich, müde und matt, aufs Krankenlager. Mit Hebbels Meister Anton seufzte er resigniert: „Ich verstehe die Welt nicht mehr", in der ich jahrzehntelang durch schlaue Kompromisse alle politischen Unebenheiten recht und schlecht zu glätten versuchte. Jetzt geht's, wie draußen unter dröhnendem Kanonendonner, auf ein Alles oder Nichts, auf gleiches Wahlrecht oder Zuchtrute der Regierung: „Was habe ich da noch zu tun?"

Digitized by Google

„Schließlich habe ich jetzt auch das Recht, müde zu sein. In allen Ämtern habe ich, immer an sichtbarer Stelle, gesessen und bin darüber ein altes politisches Faktotum geworden. Ich erinnere mich noch, wie ich eben das zweite juristische Staatsexamen gemacht hatte und sofort amtlich ins ‚Ausland' geschickt wurde. Das waren damals auch ein paar Jahre, in denen um die Geschicke des europäischen Kontinents gewürfelt wurde. Ich wurde, 1864, der Preußischen Zivilkommission in den annektierten Elbherzogtümern zur Beschäftigung überwiesen. Ach, und dann gings, zwei Jahre später, in den frisch-fröhlichen Krieg wider Österreich. In Königgrätz haben sie mich, schwer verwundet, vom Schlachtfelde aufgelesen, den schmucken Landwehr-Offizier. Ja, und dann wurde ich wieder völlig gesund und begann langsam, Jahr für Jahr, die traditionelle bureaukratische Ochsentour abzuwickeln: Zuerst Assessor, drauf Landrat in Sagan. Dann gabs plötzlich eine Cäsur. Der Krieg mit Frankreich schüttelte alles durcheinander. Freilich, wenn ich so zurückdenke, wars damals gegen heute ein Kinderspiel. Kurz, mit einem Male saß ich als Unterpräfekt in Saint Quentin. Ob mein Amtshaus noch steht? Ich glaube nicht, auch das werden die Kugeln wegrasiert haben. Was tuts? Totes und lebendes Inventar, ganze Geschlechter werden heute mit Stumpf und Stiel ausgerodet, und wir Alten haben nichts Gescheiteres zu tun, als unser bißchen Dasein der schnell vorwärtsgreifenden Sense entgegenzuhalten. Und dennoch,

Digitized by Google

in jenen Tagen fing das Leben für mich erst an. Bismarck baute aus Riesenquadern das neue Reich, und ich durfte, in seinem Schatten, mitbauen. Der Wahlkreis Sagan-Sprottau entsandte mich in den Reichstag, und auf den Bänken der Konservativen nahm ich dort Platz. Zu den Frondeuren gehörte ich aber nicht, als der Eiserne mit seinem nationalliberalen parlamentarischen Gefolge liberale Politik trieb. Er hatte eine feine Witterung dafür, und eines Tages vertauschte ich mein Landratsamt mit einem Posten als Hilfsarbeiter im Reichskanzleramt. Meine Tätigkeit im Reichstage war damit zu Ende, und ich ließ mich fortan nur noch für das Preußische Abgeordnetenhaus aufstellen. Dem bin ich nun, seit 1876, bis zuletzt treu geblieben. Von der Wilhelmstraße kam ich nach dem Leipziger Platz ins Handelsministerium und wurde bald danach Vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Und achtzehn Jahre später berief man mich, 1899, als Präsidenten an die Spitze der Preußischen Seehandlung. Dazwischen lag ein langes, langes parlamentarisches Dasein, ein Wirken und Streben vor und hinter den Kulissen, immer kompromisselnd, von allen Parteien und allen Regierungsmännern gern gesehen. Ich trieb gewissermaßen Zwischenakts-Politik, war, mehr als einmal, an der Seite des alten Kardoff der postillon d'amour für schwierige politische Fälle. Und ich kannte die Menschen. Könige sah ich kommen und absterben, Systeme und Kurse, Minister und Geheimräte, Abgeordnete und Wähler, Menschen

Digitized by Google

und wieder Menschen, und ich sah, wie zu guter Letzt doch schließlich immer nur mit Wasser, mit verdünntem Wasser gekocht wurde, wie alle noch so kluge und sachliche Politik durch Persönliches, durch Materielles getrübt wurde, wie sie sich oft, um eines Prinzips willen, in den Haaren lagen, und sie taten mir leid. Ich suchte nach einem Kompromiß und — ja, so nannten sie mich denn mit der Zeit scherzweise Octavio, den Hell-Dunklen.

Allmählich machte mir das Politisieren im Zwielicht Spaß. Besonders, als Stumm und Kardorff sich vom Leben verabschiedeten und ich, an der Spitze der freikonservativen Partei, unbestrittener Schulmeister und Taktiker der Partei wurde. Sie lächeln. Gewiß, ich hätte richtiger Fraktion sagen müssen. Denn ich weiß, worauf Sie anspielen wollen, auf jenes Wort, daß man wohl freikonservative Abgeordnete, aber noch nie einen freikonservativen Wähler gesehen habe. Ich gebe Ihnen recht: Unsere Partei lebt von der Uneinigkeit der andern, die, wenn sie sich auf kein Kompromiß verstehen, einem „Reichsfeinde" in so und so viel Wahlkreisen den Weg ins Parlament geebnet hätten. Und dieses Odium wollte keine Partei auf sich nehmen und so stellte, wo ein Ausweg fehlte, wo eine Partei der Konkurrenz das Mandat nicht gönnte, zur rechten Zeit sich stets ein Freikonservativer ein.

Indessen dürfen Sie, weil meine Partei und weil ich selbst nur Kompromisse in der Krippe hatte,

Digitized by Google

mich auch nicht einen politischen Waschlappen schelten. Der bin ich nie und nirgends gewesen. Ich habe mein Leben genossen wie jeder andere, liebte das Bier und liebte den Wein, und auch zarten Regungen war ich nicht immer unzugänglich. Habe natürlich auch Pech in meinem zivilen Leben gehabt. Na, Sie wissens ja, ich habe mich nicht wie Adam hinter dem Busch versteckt und die Öffentlichkeit fragen lassen: „Octavio, wo bist du?" Mein Sohn hat mir durch seinen mehr als dummen Studentenstreich in Leipzig, als er, eifersüchtig, seine Liebste, jene Kellnerin niederknallte (erinnern Sie sich, da in irgendeiner Weinstube unweit dem Bayrischen Bahnhof) wirklich einen starken Schlag versetzt. Aber er ist dann doch, drüben in Amerika, als Korrespondent des Berliner Lokalanzeigers, ein ganz tüchtiger Mensch geworden, der sich sein Brot wie jeder andere auch verdient hat.

Verzeihen Sie, ich schweifte ab und wollte doch von der Politik sprechen. Wo war ich doch? Richtig, beim politischen Waschlappentum, bei der Rückgratlosigkeit. Das war sicherlich nicht meine Eigenschaft. Blicken Sie zurück: Eben war ich Präsident der Seehandlung geworden, da wurde im Landtag die leidige Kanalvorlage eingebracht. Die Konservativen wendeten sich dagegen. Der Kaiser und König sprach das harte, fast absolutistisch klingende Wort: „Gebaut wird er doch!" Aber die Konservativen beugten sich nicht und lehnten ihn ab. Ich war einer jener Rebellen, die von der erzürnten Regierung kurzer-

Digitized by Google

hand aus Amt und Würden gedrängt wurden, die Dallwitz, Jagow, na, undsoweiter. Längst sind jene Revolutionsgenossen wieder obenauf und habens zum Statthalter, Minister, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und was weiß ich nicht noch alles gebracht. Und ich? Mir gab man erst, als ich fünfundsiebzig Jahre wurde, den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz. Zur Regierung selbst bin ich nicht zurückgekehrt, obwohl ich Bülows Freund und Helfer war, und Bethmann Hollweg sich gleichfalls gern meiner bediente: Zum Beispiel, bei der großen Reform des preußischen Wahlrechts, 1910, wo alles ursprünglich so schön nach meinem Kompromißrezept zu gehen schien, bis zu guter Letzt nichts, rein gar nichts draus wurde. Und, glauben Sie mir, im Juni 1917 hatte ich die Rechts- und Mittelparteien, verstehen Sie, auch das Zentrum, wieder so weit, daß man beinah einen Rütlischwur auf mein hübsch ausgedachtes Pluralsystem tat. Selbst Bethmann Hollweg stand, wenn auch in diskreter Entfernung, Pate dabei und lächelte wohlgefällig über das werdende Werk. Und dann, dann ließ er uns im Stich und proklamierte das gleiche Wahlrecht. Ich faßte mir an den Kopf, ich wollte es einfach nicht glauben. Er hatte eine sichere Mehrheit für meine Pluralreform in der Tasche und machte solche Geschichten. Ich war jedoch selbst jetzt noch nicht aus der Fassung gebracht, flugs bereitete ich ein neues Kompromißlein vor — und da, da ließ mich meine eigene Partei, der ich in

Digitized by Google

dieser Frage mit einem Male zu links schien, im Stich und wählte mich nicht in die Wahlrechtskommission, wo alles gesagt, wo alles entschieden werden mußte. Das ist der schwerste Schlag meines Lebens gewesen. Ich habe mich denn auch entschlossen, nun den Vorsitz der Partei niederzulegen, da ich eine Politik: Faust gegen Faust nicht verantworten möchte. Können Sie sichs vorstellen, was werden wird, wenn die Regierung wirklich das Abgeordnetenhaus, kurz entschlossen, auflöst? Eine Regierungsparole gegen die Konservativen! Ist das überhaupt zu fassen? Das ist so, als ob in den Ministerien die Vortragenden Räte (die früher liberal schillernde Westen anhatten) gegen ihren Chef, den konservativen Herrn Minister bewaffnet loszögen! Ich bitte Sie, noch glaube ich an das konservative Dogma, daß Regierung und konservativ ein und dasselbe ist, und das einzige liberale Zugeständnis, das ich den Herren von der Regierung mache, ist, daß sie freikonservativ sein dürfen. Alle andern Parteien sind mehr oder minder suspekt, die Nationalliberalen, die Zentrumsmänner (mit denen ich früher mitunter allerdings gern Hand in Hand, dicht aneinandergeschmiegt saß), die Fortschrittler, die Polen und die Sozialdemokraten. Die dürfen eigentlich, auch heute noch, von der Regierung immer nur als Objekt der Verwaltung und Gesetzgebung gewertet werden. Ich habe jedenfalls mit schnellpochendem Herzen alle und jede Ausnahmegesetzgebung mitgemacht. Und habe auch darin nicht umgelernt. Wie oft bin ich rasch auf

Digitized by Google

die Rednertribüne gesprungen, wenn meine Beine, wie jetzt, noch nicht versagten, wenn mein Gesicht, angeregt, gerötet war, meine Glatze strahlend glänzte und mein immerhin stattlicher weißer Bart meinen Worten einen ehrwürdigen Rahmen gab. Ein Rhetoriker war ich nicht, obwohl ich stets ohne Konzept sprach. Aber das Ohr des Hauses hatte ich immer: Meine Sachlichkeit, meine unendliche Fülle von Erfahrungen auf allen Gebieten preußischer Verwaltungspraxis erdrückte sie, und in der Presse war ich das parlamentarisch-politische Lexikon, das zu jeder Stunde und in jeder Lage Rat und Auskunft gab.

Im roten ‚Tag' — worüber habe ich da nicht alles geschrieben! Und in der ‚Post', dem Hauptorgan der Freikonservativen, war ich als die jedermann bekannte „parlamentarische Seite" an jedem politischen Kreuzweg der Wegweiser, der noch stets einen Ausweg aus Wirrnis, Unklarheit und Dunkelheit gezeigt hat.

Sehen Sie, das soll nun alles aus sein. Ich soll nicht reden, ich soll nicht schreiben, ich soll nicht, auf hell-dunklem Schleichpfade spürend, handeln, ich soll nur im Bett liegen, soll nur meine Lebensjahre überzählen und soll im übrigen bloß tun, was mir der Arzt gebietet. Und blicken Sie zum Fenster hinaus, auf die Prinz-Albrecht-Straße, da und überall weiter liegt ein andrer Schwerkranker, bei dem auch das Herz nachläßt und die Füße anzuschwellen beginnen: das alte Preußen. Und der Doktor, der da Medizin verabreicht, ist die Demokratie. Ich glaube, alle Ärzte wollen

Digitized by Google

Menschen und Staaten zu Tode kurieren. Ich vermute, daß Bernard Shaw, als er die Satire ‚Der Arzt am Scheidewege' schrieb, so unrecht nicht hatte: Jeder Arzt ist ein zehn-, ein hundertfacher Mörder. Ich möchte denken, daß die Menschen, die ganze Welt plötzlich gesund werden würden, wenn man die Ärzte abschaffte. Und vielleicht auch die Politiker!

Entschuldigen Sie, wenn ich mich, angeekelt, auf die andre Seite lege."

Digitized by Google

Friedrich Ebert

Als Doktor Solf, damals Staatssekretär des Reichskolonialamtes, zu einem Empfangsabend in der Deutschen Gesellschaft geladen hatte, lernte ich Friedrich Ebert, nach einer raschen und ungezwungenen Vorstellung, kennen. Ein mittelgroßer Herr mit einem leichten Anflug von Behäbigkeit. Einer, der wenig auf Haltung, auf strammes Auftreten gibt. Ein Unscheinbarer, der nicht gleich mit geschwätziger Zunge seines Wesens Kern der Gasse bloßlegt. Sehr freundlich, sehr liebenswürdig, sehr entgegenkommend; aber ein leichter Schleier trennt ihn von den andern. Einer, der nachdenkt, ohne zu grübeln; einer, der redet mit dem Willen, zu handeln, zu helfen, mit Hand anzulegen. Ein Handwerker. Sattler. Ein Meister, der sein Publikum, der die kleinen Leute kennt. Einer, der vier turbulente Kriegsjahre hindurch, in die Frontlinie der Politik gestellt, täglich sah, wie recht Oxenstierna hatte: mit welch geringem Geistesaufwand die sogenannte große Politik gemacht wurde. Er sah sie alle kommen und gehen, die Bethmann Hollweg, Delbrück, Helfferich, Jagow, die Michaelis, Zimmermann, Hertling und Hintze, Menschen, kleine Menschen, die mit zitternden Händen und geheimnisvoller Miene, gestützt auf das staubige Aktenmaterial, den Herren Abgeordneten

Digitized by Google

tropfenweise die politische Weisheit einflößten. Wie oft wurde er, auch in später Abendstunde, als Führer der Sozialdemokratischen Partei ins Reichskanzlerpalais zu einer Konferenz mit dem Herrn Reichskanzler gebeten. Und er sah sie, die Regierenden, voran den Kaiser, vor dem dröhnenden Gang der Ereignisse klein, ach, so klein, und sah sie buhlen um die Gunst der Sozialdemokratie, dieser „Rotte von vaterlandslosen Gesellen". Und er dachte sich sein Teil dabei.

In Heidelberg ist er geboren. Es war in jenen Tagen, da ganz Deutschland, nach dem Sieg über Frankreich, jubelnd die Fahnen aus den Häusern steckte, als das neue, imperialistische Deutsche Reich eben in Versailles erstanden war. Friedrich wuchs, ohne irgendwelche Unterbrechung, in kleinbürgerlicher, beinahe proletarischer Enge heran. Der Vater? Einer von den Vielzuvielen, die nur, grau in grau, ihr Leben lang zu arbeiten hatten. Die Mutter? Wie alle Mütter in jenen engen Gassen und winkligen Höfen sind. Tuch um den Kopf, früh gealtert und abgearbeitet. Friedrich machte die Volksschule durch und wurde, vierzehnjährig, zu einem Sattler in die Lehre geschickt. Ach Gott, die Welt war so schön um ihn. Der Schwarzwald, der Neckar, der Ottheinrichsbau, die sprühende Lebenslust der Studenten, während er unter die „Enterbten" gehörte. Zu den Ausgestoßenen der Gesellschaft, zu den unter dem Sozialistengesetz Geächteten fühlte er sich hingezogen. Gierig verschlang er die Zeitung, die insgeheim zugesteckten Flugblätter und sog,

Digitized by Google

immer lesend und lernend, seine Seele voll mit den Idealen der sozialistischen Weltanschauung.

Plötzlich fallen die Schranken. Bismarck wird aus dem Amt gestoßen und muß, nach achtund-dreißigjähriger Tätigkeit als preußischer Minister-präsident, Bundes- und Reichskanzler, in wenigen Stunden das Kanzlerpalais räumen. Der Kaiser besteht darauf. Nicht länger kann er mehr an sich halten, die Zügel des Reiches selbst zu ergreifen. Das Sozialistengesetz fällt mit dem Eisernen. Die kaiserlichen Februar-Erlasse scheinen eine neue soziale Ära einzuleiten. Ein geistiger Früh-lingssturm geht durch die Lande. Auch Ebert wird davon erfaßt. Nun ist die Bahn frei. Jetzt kann man für die Ideale der Sozialdemokratie endlich, ehrlich und offen, streiten. Friedrichs Wander-jahre enden in Bremen. In der Organisation schwimmt er, mit dem frisch pulsierenden süd-lichen Blut, bald oben und wird Redakteur der Bremer Bürgerzeitung. Jahre vergehn ohne sonderliche Zwischenfälle. Er wird von der Partei bei den Wahlen zur Bürgerschaft als Kandidat aufgestellt, wird gewählt und rückt, bei dem zunehmenden Umfang des Parteibaues, allmählich auf zum Arbeitersekretär. Fünf Jahre später ist er bereits Vorsitzender der Zentralstelle der arbeitenden Jugend Deutschlands und wird in den Vorstand der Gesamtpartei entsandt. Auch hier setzt sich der Mann mit der schwarzen Wolle auf dem Kopf und dem spießbürgerlichen Henri-quatre rasch durch. Wie ein Fremdling sieht er, rein äußerlich, unter den Blond- und Bräunlingen

Digitized by Google

dieses Parteikollegiums aus. Ein süddeutsch-romanischer Mischling? Vielleicht. Auch das Temperament könnte darauf schließen lassen: bedächtig und doch, wenn es sein muß, drauf-gängerisch. Sein Gebiet ist das Organisieren, darin leistet er nicht Alltägliches.

Erst 1912 kommt er mit der großen sozialisti-schen Woge in das Parlament am Königsplatz. Elberfeld-Barmen hat ihn auf den Schild gehoben, der Nachbarwahlkreis Scheidemanns. Beide, Scheidemann und Ebert, befreunden sich rasch, vor gemeinsame parlamentarische Aufgaben ge-wiesen. Bei Kriegsausbruch stellen sich beide ent-schlossen hinter die Regierung und halten drei Jahre lang treu zu Bethmann Hollweg, werden auch nicht wankend in dem „Bekenntnis zum Geist des vierten August 1914", als die Radikalen in der Partei zu rumoren und poltern beginnen, selbst als Haase, der Parteivorsitzende, offen die Fahne des Parteiaufruhrs entrollt. Unerquickliche Aus-einandersetzungen folgen, heftige Szenen, drinnen in den vier Wänden der Partei und außerhalb, im Forum des Reichstags. Die ‚Arbeitsgemein-schaft' splittert ab, Haase wird als Vorsitzender der Partei entthront, Ebert, sein Stellvertreter, wird sein Nachfolger und ist nun, wieder zusammen mit Scheidemann, das Ziel von Hohn, Spott, An-feindung und Verfolgung. Die Partei geht in die Brüche. Die Genossen zerfleischen einander auf offenem Markt. Auch die letzte Brücke der Ver-ständigung scheint abgebrannt zu sein. Die Mehr-heitssozialdemokratie, voran Ebert, hält sich zu

Digitized by Google

den Fortschrittlern und dem Zentrum, um praktische, positive Arbeit zu leisten. Nur im stillen gibt Ebert, trotz allen Radauszenen der Unabhängigen, die Hoffnung auf eine erneute Zusammenarbeit nicht auf. Wenn er erwidert, auf Anwürfe Haases, Ledebours, Dittmanns erwidern muß, tut ers ruhig, ohne unnötige Schärfen. Inzwischen ist er Vorsitzender des allmächtigen Hauptausschusses im Reichstag geworden und präsidiert mit Würde und strenger Sachlichkeit, die auch dem Gegner Anerkennung abringt. Als Prinz Max nach dem Rücktritt des Grafen Hertling das Kanzleramt übernehmen will, bespricht er sich zuerst mit Ebert, und beide verstehn einander in einer Zeit, da die Katastrophe bereits unabwendbar ist. Ebert wird als Staatssekretär in dem ersten Kabinett des parlamentarischen Regimes genannt. Aber im letzten Augenblick stoppt er ab und läßt den Scheidemann, Bauer und David den Vortritt. Die Partei erscheint ihm in diesen Augenblick wichtiger, die Partei, die sonst all ihrer eingearbeiteten Führer entblößt wäre. Und er wartet. Instinktiv fühlt er das Kommende.

Donnerstag, am siebenten November 1918, war es so weit. Die revolutionäre Bewegung hatte sich, von Kiel ausgehend, mit rasender Geschwindigkeit auf immer neue Teile des Reiches ausgedehnt. Eine beherzte Matrosenschar hatte, im dunkeln Drange, revolutionäre Sendboten in alle Richtungen der Windrose ausgeschickt, und vor wenigen Gewehren kapitulierte überall das

Digitized by Google

alte Regime. Nur der Kaiser, der rechtzeitig Berlin verlassen hatte, war schwerhörig. Prinz Max bat in diesem Augenblick Ebert zu einer Unterredung zu sich. „Ich werde", sagte der Prinz, „noch heute abend ins Hauptquartier abreisen, um den Kaiser zur Abdankung zu veranlassen. Dann kann noch alles gerettet werden." Ebert, der gleich Scheidemann mit dem Austritt der Sozialdemokratie aus der Regierung gedroht hatte, versprach, das seinige zu tun, damit seine Partei und die Massen das Ergebnis des Besuches abwarteten. Aber Ebert hatte, konnivent, zu viel versprochen. Die Ereignisse waren schon zu weit vorgeschritten. Fast das ganze Reich war in Aufruhr, und nur in Berlin wars noch still. Noch am Nachmittag desselben Tages, als der Prinz sich grade zur Reise ins Hauptquartier rüstete, erschien Ebert von neuem im Hause Wilhelm-Straße 77 und überreichte das Ultimatum der Sozialdemokratie. Die Würfel waren gefallen. „Das zwingt mich", erwiderte der Prinz resigniert, „meine Entlassung einzureichen, denn es bedeutet den Zusammenbruch meiner Politik, nicht zu vergewaltigen, sondern zu überzeugen."

Und nun brach, obwohl die Sozialdemokratie sich dazu verstand, die Frist des Ultimatums in letzter Minute noch zu verlängern, die Revolution auch über Berlin herein. Ich sehe noch die bis an den Rand bewaffneten Kastenautomobile des alten Regimes in der Nacht zum Freitag durch die spärlich beleuchteten Straßen Berlins sausen, spähend auf den „innern Feind"; ich sehe, nach

Digitized by Google

der Proklamation des Generalstreiks, Sonnabend, am neunten November, die Arbeiter und Soldaten durch die Straßen ziehen und rote Fahnen entrollen; ich sehe sie an ihre Kameraden herantreten, ihnen die Kokarden und Epauletten abreißen; ich höre Schüsse fallen, Maschinengewehrfeuer rattern; ich sehe auf eilenden Wagen, von einer johlenden Schar junger Burschen bestürmt, Adolph Hoffmann und Ledebour wilde Reden halten; ich höre Scheidemann an der Rampe des Reichstags die deutsche Republik verkünden. Ich sehe das alles wie bunt wechselnde Filmbilder, die sich mit rasender Geschwindigkeit abrollen.

Alles scheint drunter und drüber zu gehen. Der einzig ruhende Punkt ist Ebert, dem, unter Zustimmung sämtlicher Staatssekretäre, der Prinz das Reichskanzleramt überträgt. Eine neue Zeit ist im Sturm angebrochen. Das Kartengehäuse des alten Regimes ist jäh zusammengebrochen. Die Paragraphen-Menschen sind aus den Ämtern gejagt, und das Rein-Menschliche kommt wieder zum Vorschein. Der Sattler Friedrich Ebert hebt, mit raschem Entschluß, das neue Deutschland in den Sattel. Sonntag früh verkünden die Blätter und die Plakatsäulen bereits das erste Manifest Eberts: Friede, Freiheit und Ordnung. Die Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien scheitert an dem Widerstande der Unabhängigen. Im Reichskanzlerpalais drängen sich schon am frühen Sonntagmorgen die Menschen. Tausende, die etwas geben, die etwas haben wollen. Wer

Digitized by Google

will ihnen, in dem allgemeinen Trubel, wehren? Endlich ist die neue, rein sozialistische Regierung geboren. Sechs Männer teilen sich das Portefeuille des Kanzlers. Drei Sozialdemokraten: Ebert, Scheidemann, Landsberg und drei Unabhängige: Haase, Dittmann und Barth. Die Einigung ist wieder da. Aber, stündlich entstehen neue Differenzen; Auseinandersetzungen auch mit dem Vollzugsrat der Soldatenräte und mit dem Radikalismus der Spartakus-Leute, mit den Liebknecht und Rosa Luxemburg. Ebert hält die demokratische Linie ein und wendet sich gegen jede Diktatur des Proletariats. Die andern, die vom andern sozialistischen Ufer, sind andrer Ansicht und wollen, bevor man zur Nationalversammlung schreitet, zum mindesten einen Teil der sozialdemokratischen Programmpunkte verwirklicht haben, wollen wichtige Produktionszweige vergesellschaftet wissen.

Die Marine, die sich in Berlin in den Dienst der Revolution gestellt und im Schloß ein sehr angenehmes Quartier bezogen hat, begehrt auf, als die Regierung sie hinauskomplimentieren will, da nicht alles besonders sauber und ordentlich zugegangen war. Am Tage vor dem heiligen Abend kommt es zur Straßenschlacht. Der „Bluthund Ebert", schreien die Radikalsten, läßt auf die Söhne des Volkes schießen, und Ebert hält erschrocken ein und kapituliert vor der Marine. Nun nimmt der anarchistische Radikalismus, von Liebknecht und Ledebour geführt, rapide zu. Berlin und ganz Deutschland droht

Digitized by Google

von ihm verschlungen zu werden. Die neue Abrechnung kommt. Sieben Tage dauert in Berlin der Kampf. Die Regierung Ebert-Scheidemann kämpft um ihre Existenz und Ebert um seinen Kopf. Endlich wird ihm der Sieg. Die Wahlen zur Nationalversammlung werden vollzogen und das Kabinett erklärt, dem zusammentretenden Parlament die Portefeuilles in die Hände zu legen.

Digitized by Google

Erich Ludendorff

Die Tragödie des Generals' oder ‚In Ungnade gefallen', ein Filmspiel in acht Bildern. Paul Wegener als Ludendorff. Musik ausgeführt von der Kapelle des Niederrheinischen Infanterie-Regiments 39.

*

Ein musikalisches Potpourri leitet den Abend ein. Alle patriotischen Lieder sind darin verarbeitet: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein"; „Deutschland, Deutschland über alles"; „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!" Endlich ist das Vorspiel vorbei. Der Saal wird plötzlich verdunkelt. Das Porträt Ludendorffs erscheint, riesig vergrößert, auf der flimmernden Leinwand. Ein massiges Gesicht. Fleischig, aber glanzlos. Viele Furchen durchziehen wie Schmisse die Fassade. Ein kleiner, stark gestutzter Schnurrbart ziert schüchtern die Oberlippe. Das Haupthaar flieht von der imponierend gewölbten Stirn. Eine spärliche Steppe. Die Augen blicken trotzig, fast finster drein. Der personifizierte Wille und Ehrgeiz, eingehüllt in künstlichen Nebel gewaltigen Selbstbewußtseins. Rasch, wie das Bild, meteorgleich, aus dem Dunkel auf die silbrig-weiße Wand geworfen war, verschwindet es wieder. Das eigentliche Spiel beginnt:

Digitized by Google

Erstes Bild

Rauschende Buchenwälder, stille Seen und das Meer nicht weit: die holsteinische Schweiz. 1877 kommt Erich Ludendorff, als zwölfjähriger Junge, nach Plön auf die Kadettenanstalt. Für die Quinta war er angemeldet, aber für die Untertertia wurde er reif befunden. Als der Klassenlehrer ihn nach seinen Eltern fragt, erzählt er, stolz, eine fast romantisch klingende Geschichte. Mein Vater, sagt er, war zuerst Rittergutsbesitzer auf Kruszewnia bei Schwersenz im Posener Landkreis und siedelte dann nach Pommern über. Unser Stammbaum reicht weit zurück. Meine Vorfahren waren Pommersche Kaufleute, die ihre Ahnenreihe bis auf jenen leidenschaftlichen und verbrecherischen Erich den Vierzehnten, König von Schweden, und seine Buhlerin Agda Pehrsdotter zurückführten. Meine Mutter ist eine geborene von Tempelhoff, Tochter eines alten Soldatengeschlechts: ihr Vater hatte sich in zwei Feldzügen hervorgetan, und der Urgroßvater war der Artilleriegeneral Georg Friedrich von Tempelhoff, der als Militärschriftsteller und Mathematiker gleich geschätzt war. Der Junge macht seinen Vorvätern keine Unehre. Er wird rasch Stubenältester. Eine besondere Begabung zeigt er allerdings zunächst nicht, aber Wißbegierde. Das erste Zeugnis hatte einen Vermerk, der ihm peinlich war: er könne die Würde nicht recht wahren. Das Temperament, der Wille zu herrschen war mit ihm durchgegangen.

Eilig springt er von Klasse zu Klasse. Die

Digitized by Google

Jahre vergehen. Die Hauptkadettenanstalt nimmt ihn auf. Er wird Sekonde-Leutnant im Infanterie-Regiment 57 und muß Dienst in der Festung Wesel tun, langweiligen Kasernen- und Gamaschendienst. Das Einerlei des Alltags beginnt, und er hat doch die Brust voll von Tatenlust. Nur im Kasino kann er bisweilen, ganz unten an der Tafel vor den Herren Fähnrichen, aus sich heraustreten. Fünf Jahre so in demselben Gleis. Dann wird er mit einem Male zur Militärturnanstalt nach Berlin kommandiert. Nach Ablauf des Kommandos kehrt er nicht mehr zur Truppe zurück, sondern wird zum zweiten Seebataillon nach Wilhelmshaven versetzt. Zugleich wird sein Leutnantspatent um ein Jahr vordatiert, ein Zeichen, daß seine Vorgesetzten ihn besonders wertschätzen.

Zweites Bild

Die übliche militärische Laufbahn. Eine Zeitlang wird er zur Kriegsakademie kommandiert, lernt dabei die russische Sprache und macht, nach einem dreijährigen Kursus, mit Unterstützung des Großen Generalstabs eine Reise durch Rußland. Front- und Generalstabsdienst wechseln. Er wird Bataillonskommandeur, Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstab, Oberst und hat hier, von 1911 bis 1913, den Aufmarsch des deutschen Heeres für den Kriegsfall zu bearbeiten. Kurz vor Ausbruch des Krieges wird er Regimentschef in Düsseldorf, rückt aber gleich darauf zum Brigadier, zum Generalmajor

Digitized by Google

in Straßburg auf. Weit öffnen sich ihm die Tore zum Ruhm. Auf der Höhe des Lebens, im fünfzigsten Jahre, steigt er, schnell und schneller, zu den Sternen an.

In Lüttich pflückte er sich, mitten im größten Kriegsrausch, die ersten Lorbeeren. Er hatte, als der Angriff auf die Festung sich zu verfahren und der Vormarsch der Armee, auf den alles ankam, stecken zu bleiben drohte, eine Brigade übernommen und buchstäblich an ihrer Spitze den Weg gesucht, nachdem die damit betrauten Pioniere ihn verloren hatten. Dann stieß er mit seiner Brigade durch und nahm mit einem Streich die Festung. Die erste Fortslinie war bereits durchbrochen, und der Weg in die Stadt schien offen. Nun konnte, am frühen Augustmorgen, der Einmarsch der Truppen vor sich gehen. Ludendorff fuhr mit seinem Adjutanten im Auto voran in die Zitadelle. Früher als seine Soldaten traf er dort ein, und widerstandslos ergab sich die völlig überraschte Besatzung den beiden deutschen Offizieren. General Emmich wurde in den Zeitungen als der Erstürmer Lüttichs genannt. Eigentlich wars Ludendorff gewesen, der übrigens auch den Plan zum Angriff ausgearbeitet hatte. Mit Schneid und Todesverachtung hatte er seinen eigenen Plan praktisch ausgeführt. Dem Kaiser wurde davon berichtet. Ludendorff kam auf die Liste der „ganz Besondern". Er war es auch, der vierzehn Tage später dem Monarchen erklärte, als die Kosaken schon dicht vor Königsberg standen: „Jetzt kann nur einer helfen: Hindenburg." Und

Digitized by Google

Ludendorff wurde beauftragt, den alten General z. D. aus Hannover zu holen und mit ihm nach dem bedrängten Osten zu reisen. Und dann folgten, Schlag auf Schlag, die Schlachten bei Tannenberg, in Masuren, auf den polnischen und baltischen Gefilden. Hindenburg und Ludendorff wurden den Deutschen damals das Symbol des Sieges. Aber schon in jener Zeit griff Ludendorff höher. Das Militärische allein genügte ihm nicht mehr. Die „Hybris" schlich in sein Herz, der Übermut, vor dem schon den alten Griechen grauste. Napoleon der Erste stand wieder auf. Ludendorff langte auch nach politischem Ruhm. Die besetzten östlichen Gebiete wurden militärisch regiert. Man schritt zu Reformen, und man begann die Seelen der Einwohner im Kasernenhofstil zu drillen. Merkwürdig aber: die Litauer, die Letten, die Polen zeigten kein Verständnis für die deutsche Kultur, die ihnen von Amts wegen aufgezwungen werden sollte. Also mußte man noch barscher auftreten, noch mehr kommandieren. Ja, das war die Ostpolitik Ludendorffs: Einfach und gradlinig. Nur hatte er diese Menschen mit seinen Rekruten verwechselt.

Drittes Bild

1916. Die unglücklichen Massenangriffe auf Verdun und die Verluste an der Somme führten zum Fall Falkenhayns, des Salongenerals. Erst, als er beseitigt war, hörte man, wie weit die Armee herabgewirtschaftet war. Ludendorff war schließ-

Digitized by Google

lich zum Kaiser gefahren und hatte erklärt: „Wenn Falkenhayn nicht von der Leitung der Armee entfernt wird, ist sie in einigen Monaten zerrüttet." Hindenburg hatte es eigentlich sagen wollen, hatte es aber doch nicht fertig gebracht, gegen seinen Kaiser zu frondieren. Ludendorff drang durch. Hindenburg und Ludendorff traten an die Spitze des Ganzen. Die nutzlosen Massenstürme, das Verbeißen in der Verteidigung, bloß um der Ehre willen, wurde aufgegeben. Ein elastisches Verteidigungsverfahren wurde angewandt. Patent Ludendorff. Die Soldaten atmeten auf. Wie sinnlos, wie verbrecherisch war vorher mit dem Menschenmaterial gewirtschaftet worden! Aber Ludendorff ging noch weiter. Auch der Bureaukratie im Schützengraben, dem Schreib- und Meldewahnsinn machte er den Garaus. Andre Generale ersetzten sich durch das Schreibenlassen die eigene Geistesarbeit und deckten sich für alle Fälle durch Geschriebenes. Dieser Ludendorff begriff, daß es dem Kompagnie- und Batterieführer nutzlos die Zeit stehle. Wieder atmete das Heer auf. Ein neuer Geist war eingezogen.

Viertes Bild

Ludendorff entwickelte sich nun als Generalquartiermeister zum Politiker großen Stils. Herr von Bethmann Hollweg wurde allmählich an die Wand gedrückt. Mit Polen begannen die politischen Kindereien der großen Geste, die das

Digitized by Google

Deutsche Reich zu guter Letzt an den Rand der Katastrophe führten. Rumänien trat damals in den Krieg. Die Kriegslage war äußerst gefährlich. Neue Armeen mußten aus der Erde gestampft werden. Polen sollte eine hergeben. Dafür wollte man ihm seine staatliche Freiheit schenken. Das heißt: was Ludendorff so darunter verstand. Der Akt vom fünften November 1916 folgte, die Zweikaiser-Proklamation. Polen wurde zu einem selbständigen Königreich (ohne König) erhoben. Aber gleich sagte man den Polen: Nun her mit Soldaten! Die Aktivisten rieten und baten, ihnen und einer polnischen Regierung die Werbung der Soldaten zu übertragen. Der Pole sei mißtrauisch. Ludendorff verstands völkerpsychologisch besser. Er kommandierte, befahl die Rekrutierung in Polen, trug sie den deutschen militärischen Stellen auf, und der Erfolg war, daß sich nach langem Hin und Her 181 Leute zum Eintritt in das neue polnische Heer auf dem Papiere meldeten. Nach einer andern Version sollen es schließlich 319 gewesen sein. Natürlich hatte Bethmann Hollweg vor der Öffentlichkeit die Schuld an dem Reinfall. Er war es auch, der sich gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg erklärte, der den Beginn von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hinauszog, weil er die politischen Folgen, den Eintritt Amerikas in den Krieg fürchtete. Aber das Reichsmarineamt drängte und wühlte. Vertrauliche Denkschriften wurden herausgegeben, in denen zu einem bestimmten Termin Englands Zusammenbruch prophezeit wurde, wenn man rücksichtslos

Digitized by Google

die U-Boote schalten nnd walten lasse. Die Alldeutschen, Konservativen und Nationalliberalen begannen, in tausend Begrüßungstelegrammen und Resolutionen Hindenburg und Ludendorff gegen die schlappe Regierung auszuspielen. Der U-Boot-Hypnose erlag zuerst Helfferich, dann Ludendorff, der den Ausschlag gab, und der Reichskanzler mußte sich fügen, obwohl er sich damals einen guten Abgang hätte sichern können. Am ersten Februar 1917, als der uneingeschränkte U-Boot-Krieg verkündet wurde, hieß es in dem Allerhöchsten Befehl an die Marine: „In dem bevorstehenden Entscheidungskampfe fällt meiner Marine die Aufgabe zu, das englische Kriegsmittel der Aushungerung, mit dem unser gehässigster und hartnäckigster Feind das deutsche Volk niederzwingen will, gegen ihn und seine Verbündeten zu kehren durch Bekämpfung ihres Seeverkehrs mit allen zu Gebote stehenden Mitteln." Zehn Monate später war man im Großen Hauptquartier schon bescheidener geworden. Ludendorff erklärte einem Wiener Interviewer Anfang Dezember desselben Jahres: „Wir haben nicht daran gedacht, daß unsre U-Boote England in ein paar Monaten aushungern würden." Man wolle es nur geneigter zum Frieden machen. In mancher Hinsicht noch wichtiger als die Lebensmittelzufuhr sei für England die Versorgung mit Kohle und Grubenholz. Einbildung! Die Wälder Schottlands liefern England genug Grubenholz, am Loch Lomond, Loch Catrine usw. Und Kohle? Cardiff allein produziert die

Digitized by Google

beste Kohle der Welt. Politisch hatte sich Ludendorff damit eine weit sichtbare Blöße gegeben. Und militärisch? „Der Krieg wird nicht als Remis-Partie abgebrochen werden", sagte er zu demselben Ausfrager, „er wird für uns günstig entschieden werden."

Fünftes Bild

Ludendorffs Glanz wuchs und strahlte nach allen Seiten hin aus. Manche, nicht wenige, wünschten ihn an der Spitze der Reichsleitung. Die immer deutlicher hervortretenden Krallen des Diktators gefielen ihnen. Die Arbeiter-Deportationen in Belgien erregten die ganze Welt. Knall und Fall war diese brutale Maßnahme von Ludendorff ausgegangen. Er hatte es nicht für nötig gehalten, sich mit irgend jemand vorher über diesen verhängnisvollen Schritt zu verständigen. War er wirklich der Gewaltmensch oder wollte ers für die Welt nur scheinen? Die OHL. (die Oberste Heeresleitung) begann sich allmählich selbst zu verhimmeln. Sie duldete keine Presse außer den Blättern, in denen Hindenburg Gottvater und Ludendorff der heilige Geist war. Dabei war Ludendorff im Grunde genommen ein kleiner politischer Dilettant, der sich am alldeutsch-konservativen ‚Posener Tageblatt' und der ‚Pommerschen Tagespost' geistig groß gelesen hatte. Er hörte von irgend jemand irgend etwas, was vor Jahren oder vor Jahrhunderten vielleicht

Digitized by Google

einmal richtig gewesen sein mochte, und von Stund an war er davon nicht mehr abzubringen. Man vernahm gelegentlich Einzelheiten seiner Entscheidungen in inner- und außenpolitischen Angelegenheiten, die nichts von jener ruhigen Überlegung und von jenem kühlen Sachverständnis spüren ließen, die seine militärischen Maßregeln diktierten. Die Akten werden einmal reden, und die politischen Historiker werden sprachlos sein. Er hatte sich sein Innen- und Außen-Ministerium, je ein Kriegspresseamt, geschaffen, und mit diesem Apparat, der ganz auch die Zensur in der Hand hatte, preßte er jede Regierung an die Wand, bis sie quietschte, und den Reichstag dazu. Bethmann, Michaelis, Hertling: alle begehrten sie gegen die Militarisierung der Politik auf. Vergebens: Ludendorff kriegte sie alle unter. Dem Spuk des annexionslosen Friedens mit Rußland machte er durch den Faustschlag des Generals Hoffmann ein Ende.

Sechstes Bild

Hindenburg und Ludendorff stellten das Heer wieder her, das sie in einem nicht mehr ganz gesunden Zustand von Falkenhayn übernommen hatten. Aber Befehle zeigten, wie das geschah: durch verschärfte Betonung des Zwangsgehorsams. Das System des alten Dessauer wurde wieder lebendig. Viele Offiziere mißbilligten es im stillen. Jeder, der unmittelbar mit der Truppe zu

Digitized by Google

tun hatte, wußte, daß man mit Zwang am Ende wenig erreicht. Immerhin möglich, daß es schon zu spät war, um zu überzeugen. Zu wenig waren Heeresleitung und Mannschaft durch gemeinsames Denken verbunden.

Im Sommer 1918 blieb die große Offensive stecken. Zunächst flüsterten es nur ganz wenige, die man, achselzuckend, für üble Besserwisser hielt. Die meisten andern Offiziere lebten der Theorie, daß Pausen sein müßten, und daß Ludendorffs Hammer zielsicher bald hier, bald dort schlage. Am Ende werde dann das Große stehn: der Sieg. All dieser Unsinn wurde teils in die Welt gesetzt, teils begünstigt und, weil mans nicht fassen konnte, daß das ausdrücklich gegebene Versprechen uneingelöst bleiben werde, geglaubt. (Der Kaiser fuhr nach Aachen und hielt seine schillernde Rathausrede.)

Der Hammer Ludendorffs schlug noch ein paar Mal. Einmal mit Erfolg. Und dann wars vorbei: Ludendorff ließ den Parteiführern des Reichstags erklären, daß er für den Widerstand der Armee nur noch auf wenige Monate die Gewähr übernehmen könne. Seine Nerven versagten. Die Volksregierung mußte das Vaterland retten. Deutsche Truppen waren, Ludendorffs Allerweltpolitik entsprechend, in der ganzen Welt verstreut: in Finnland, in Rußland, im Baltikum, in Litauen, in Polen, in der Ukraine, in der Krim, im Kaukasus, in Mesopotamien, in Syrien, auf dem Balkan, in Italien, in Österreich — und die Westfront hatte plötzlich einen Knacks bekommen,

Digitized by Google

obwohl der gefährliche Zweifrontenkrieg längst beendet war.

Siebentes Bild

Ludendorff hatte sich als unfähig erwiesen, die Lage zu beurteilen, als es noch Zeit war. Vielleicht war es allerdings schon zu spät, als unser erster Stoß sich festlief und verblutete. Da schon hätten die Gegner ein Friedensangebot, in dem wir uns nicht als geschlagen bekannten, wahrscheinlich nicht mehr angenommen. Aber wenn damals der Militarismus abgetreten wäre und der Kriegerstand für alle Zeit seine erste Rolle abgegeben hätte? Es wäre Pflicht gewesen, denn seitdem wurde unnütz Blut vergossen. Aber lieber ward nach allzu langer Pause der zweite Schlag getan. Als auch dessen Instrument in zerfetzten Menschenleibern stumpf wurde, als nach der neuen, langen Pause der dritte Schlag vergeblich geführt wurde, hatte Foch, ausharrend, sein Ziel erreicht. Die Forderungen an die Truppe bei jedem dieser Schläge waren rücksichtslos bis zur äußersten Gewalt. Als die Schläge schon unnütz waren, war der Heerführer, der sie ausübte, ein Unmensch. Erwiesen war, als man nach dem Zusammenbruch klar sah, die Offensive im ganzen als Fehler. Es mangelte ihr eine der unerläßlichen Voraussetzungen: eine Vorstellung von der Kraft des Gegners. Ludendorff irrte darin völlig. Es fehlte ihm gegenüber den Angaben, die ihm über diesen Punkt gemacht wurden, der prüfende Scharf-

Digitized by Google

blick. Der Mann, der ihm diese Angaben machte, war derselbe, der die deutsche Presse, für ihn, Ludendorff, einpeitschte: Oberstleutnant Nicolai. Hier ist die Tragik. Aus politischer Unfähigkeit war Ludendorff blind auch in militärischen Dingen gegenüber einem Werkzeug, das sich seinem Ehrgeiz anbot. Noch während der Offensive sah Ludendorff den Unsinn nicht. „Foch hat noch 40, noch 30, noch 10 Divisionen, jetzt keine mehr: wo bleibt Foch?" (schrieb eine Berliner Zeitung). Dem Spiel dieser Rechnerei, deren Unterlagen nur die fadenscheinigsten gewesen sein können, sah Ludendorff zu und scheint selbst daran geglaubt zu haben. Hier bestand er nicht die Prüfung der Menschengröße, die unbestechlich das Sachliche erkennt, alles andre wegschleudert und für sich selbst auf falsche Ehre verzichtet. Dieser innere Sieg, dieser Sieg über sich selbst, diese Rücksichtslosigkeit, die allein groß ist, war, wie es scheint, dem Rücksichtslosesten zu bitter.

Der Niederbruch ist in weiterreichender Rückschau eine Folge des U-Boot-Krieges. Hätte man auf den nicht vertraut, wäre vielleicht rechtzeitig ein billiger Friede zustande gekommen. Ludendorff hatte für diesen Schritt die Verantwortung übernommen, steht also heute da als der Bürge eines Selbstbetruges. Es ist offenes Geheimnis, wie wenig Boote damals schwammen. Die die Unterlagen gaben, hatten also nichts als die Hoffnung auf Neubauten. Warum hat Ludendorff, ehe er den folgenschweren Befehl faßte, diese

Digitized by Google

Hoffnungen nicht geprüft? Das ist kaum zu begreifen. Ist es möglich, daß er so leichtgläubig, so oberflächlich war, als sie ihn umschrien, als sie ihn zum ungekrönten Imperator machen wollten? In rheinischen Industriekreisen, in denen er aus- und einging, feierte der Optimismus Orgien. So wurde er zu Deutschlands Verhängnis.

„Vor einigen Wochen besuchte Hindenburg uns. Alles stand Spalier. Es war, wie wenn der Kaiser kommt. Ludendorff sah aus, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Er hatte eine Handbewegung, als wollte er sagen: ich machs." Soweit der Bericht eines Landsturmmannes.

Weil Ludendorff diese Handbewegung hatte, fand er im ganzen Kreise des Generalstabs keinen, der ihm widersprach. Er duldete keinen Widerspruch, hört man heute klagen. Das heißt: Wer ihm widersprach, hätte vielleicht seine Stellung verloren. Und dazu fand sich keiner bereit. Man muß die unbedenkliche Streberklugheit vieler Generalstabsoffiziere zu Ludendorffs Charakterbild hinzunehmen, um die Entwicklung des Unheils zu begreifen. Dann mag man tiefer forschen nach dem Schaden der deutschen Nation.

Achtes Bild

Nach dem Zusammenbruch trieb er den Wahnsinn weiter. Der Rückzug der Armee gelang. Das war schon nicht mehr sein Verdienst. Die Truppen standen wieder fest wie die Mauern. Der Gegner prallte ab. Nun war Ludendorff

Digitized by Google

wieder obenauf und wollte nicht mehr wahr haben, was er eben noch, zusammenklappend, eingestanden hatte. Zusammenstoß mit der Volksregierung. Noch einmal versuchte, hoffte er, durch die „Kabinettsfrage" beim Kaiser „den Kampf bis zum Äußersten" drinnen und draußen durchzusetzen. Es war aber schon zu spät. Vor fünfviertel Jahren hatte er durch ein „Er oder ich" Bethmann Hollweg stürzen können. Diesmal mißlangs. In der entscheidenden Stunde ließ ihn Hindenburg vor dem Kaiser fallen. Ludendorff war damit erledigt. Jeden Orden, jede Auszeichnung, selbst jedes kaiserliche Handschreiben verbat er sich, da er etwas derartiges als Beleidigung auffassen müsse. In zwei verschiedenen Zügen reisten Hindenburg und Ludendorff ab. Zum ersten Male getrennt. Der eine, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, der andre, um sich in Pension zu begeben.

*

Das Spiel ist aus. Geht, Leute, nach Hause. Ludendorff ist nicht mehr. Atmet auf. Ein Alp ist von euch genommen. Ein Napoleonide ward in den Ruhestand versetzt. Nach Schweden flüchtete er, als die Revolution mit all dem militärischen Spuk in einem Tage aufräumte.

Digitized by Google

Theodor Wolff

Noch immer haben den Durchschnittsmenschen, den Publikus, die Dinge, die Tatsachen weniger interessiert als die Persönlichkeiten, die, schiebend und stoßend, dahinter standen. Carlyle hat eine ganze Geschichtstheorie darauf aufgebaut. Er orientierte sich in der Historie an den Helden. Das Altertum ergötzte sich an Plutarch, dessen biographische Aufzeichnungen man noch heute lesen sollte. Die moderne Zeitgeschichte hat einen ganz neuen Typ solcher „Helden" herausgearbeitet, die auf die Gestaltung der Zeitgeschichte den allergrößten Einfluß ausüben. Das sind: die politischen Publizisten. In demokratischen Ländern hat sich dieser Heroismus der Feder natürlich viel früher Bahn gebrochen. Frankreich, oder richtiger: Paris, ist der klassische Boden dafür. In Deutschland hat man die Presse, so gierig man auch morgens und abends nach ihr griff, Jahrzehnte lang höher als Säuberungsmittel für das Einauge der menschlichen Kehrseite geschätzt denn als geistigen Wegweiser für die beiden Augen, mit denen man die Welt zu betrachten und zu werten pflegt. Wenigstens war das die übliche Ansicht aller offiziellen oder offiziösen Kreise über das notwendige Übel der Presse. Im Kriege hat man dann auch bei uns, unter dem Druck der Tatsachen, umgelernt, und

Digitized by Google

die Zeitungen können sich im allgemeinen nicht mehr über Zurücksetzung beklagen. Im Gegenteil, man ist allmählich in Zumutungen aller Art so aufdringlich geworden, daß es der ganzen Charakterstärke der leitenden Journalisten bedarf, um gegen Einflüsse und Einflüsterungen aller Art immun zu bleiben. Nicht wenige unter den deutschen Publizisten haben diese Probe, auf die sie mit einem Male gestellt wurden, nicht bestanden. Die meisten, die kompakte Mehrheit sogar, haben während des Krieges im stillen ein Kompromiß geschlossen. Der Publikus, den man keineswegs einfältig schelten soll, hat das, mit feiner Witterung, wohl gespürt, und Mißtrauen gegen die Zeitungen hat sich in seine zweifelnde Brust geschlichen.

Zu denen, die sich, auch in all dem bunten Wechsel der Kriegspsychose, ein völlig grades Rückgrat bewahrt haben, gehört Theodor Wolff — wenn man will, ein Wahrheitsfanatiker, der selbst gegen die tägliche Lebenslüge anzukämpfen versucht. Wolff war ursprünglich reiner Literat. Die Form war ihm einst alles, das Ästhetische das Primäre. Wie alle Jünglinge mit geistigem Eigenleben hat auch er schon auf der Schule gedichtet. Aber immer war ihm, bei allem jugendlichen Draufgängertum, eine skeptische, eine kritische Ader eigen. ‚Kritische Waffengänge' hieß denn auch die erste von ihm, noch in der Schulzeit, herausgegebene Zeitschrift, die eine Reihe gleichaltriger Kameraden zu Mitarbeitern zählte, junge Leute, die man bald darauf zum Teil

Digitized by Google

in der Scholarenschar Erich Schmidts fand. Später legte er, laut, ein Bekenntnis für den machtvoll heraufkommenden Naturalismus ab, indem er die Freie Bühne anregte. Schauspiele und Romane entstehen. Die Helden sind aus weichem Ton. Nicht Kleist ist das Vorbild Theodor Wolffs. Eher Heine, vielleicht auch Börne. Aber auch das ist nur ein Vergleich ganz obenhin. Denn hier ist eine durchaus selbständige Natur, in der freilich das Milde, Verbindliche das Harte einhüllt. Die Menschen seiner Dichtungen sind geistvoll, prägen feine Worte, und ihr Leben ist, unbeabsichtigt, ein Kultus der Schönheit, eine reizvolle Abendunterhaltung bei diskret gedämpfter Beleuchtung.

Entscheidend wird für Wolff ein langer Aufenthalt in Paris. Sein Formtalent bekommt hier, in der bestrickenden Luft der Boulevards, den letzten schimmernden Schliff. Und es bleibt nicht beim Feuilleton. Die Politik fängt ihn ein. Die Politik, der unerbittlich tägliche Zwang, zu handeln. Zuerst fesseln ihn die politischen Köpfe, wenn man nachträglich aus seinen Publikationen eine solche Genesis herstellen will, alle die impulsiven Rhetoriker und Kammerhelden von Frankreich. Dann tuts ihm die Sache selbst an, die Politik, dieses Hin und Her, dieses Für und Wider von Menschen, Dingen und Meinungen, diese immer neuen Versuche, die Gegensätze auszubalanzieren, ohne daß je eine Harmonie zu erreichen wäre: Thesis, Antithesis, Synthesis. Es war die Zeit der politischen Spannungen im

Digitized by Google

Innern Frankreichs sowohl wie in ganz Europa. Dafür wie hierfür ist ein Name bezeichnend: Dreyfus und Algeciras. Dazwischen lag vieles, mehr noch davor und dahinter. In alles griff Theodor Wolff, schreibend, handelnd, ein.

Sein literarischer Ruf war bereits begründet, als er, im Januar 1907, nach Berlin zurückkehrte, um, nach Arthur Levysohns Tode, an die Spitze des Berliner Tageblatts zu treten. Multum et multa brachte er von Paris mit heim: ein sauberes politisches Hemd, eine ungemeine Personenkenntnis, eine intime Vertrautheit mit den Schlichen und Pfiffen der Diplomatie und ein ehrliches demokratisches Herz, das die Leute in Berlin, in Preußen-Deutschland durch immer neues Zureden veranlassen wollte, die halbabsolutistischen friderizianischen Potsdamer Gamaschen endlich auszuziehen und sich der übrigen Kulturwelt Westeuropas politisch anzugleichen. Der neue T. W. war schneidig und scharf und machte vor keiner Tradition Halt. Unerschöpflich war das Arsenal, aus dem er die Waffen gegen das bestehende politische System holte. Er bekämpfte es mit Scherz und Satire, mit Zorn und Entrüstung. Damals hatte sich, wenigstens für eine Zeitlang, selbst der Freisinn, der entschiedene Liberalismus, für die glatte Geschäftspolitik des Fürsten Bülow hergegeben. In dieser Block-Ära stritt das Berliner Tageblatt so ziemlich allein gegen eine Politik, die künstlich untilgbare Gegensätze zwischen rechts und links verschleiern, verschieben und verfälschen wollte. Trotz allem Geschrei, trotz

Digitized by Google

manch liebenswürdiger Werbung blieb Theodor Wolff fest und rückte grade jetzt, in ganz pronon=zierter Weise, die preußische Wahlrechtsfrage, immer und immer wieder auf die Reform pochend, in den Vordergrund. Das war der Erisapfel, den er zwischen die zu unsittlicher Ehe gezwungenen Parteien rollte. Und der Erfolg hat ihm, nach zwei Lustren, recht gegeben. Die Regierung hat schließlich selbst das gleiche Wahlrecht vor=geschlagen.

Der Politiker Theodor Wolff ist zweifellos eine der befehdetsten Persönlichkeiten im politi=schen Leben Deutschlands. Aber eins wird ihm, neben der Lauterkeit und Stärke seines Charakters, niemand abstreiten können: daß er einen politischen Instinkt von ungewöhnlicher Sicherheit besitzt. Das Psychologische ist der Grundzug seiner politischen Schriftstellerei. In jedem Montags=artikel stößt man drauf. In großen, klaren Linien arbeitet er stets das Wesentliche heraus und stellt es plastisch vor uns hin. Seine Lundis sind gleich=sam die Parole=Ausgabe für die politische Woche. Man hat ihn, im Lager der Gegner, als ‚Feuille=tonisten' abzutun versucht, man hat ihm geringe Fachkenntnisse in den wirtschaftlichen und sozi=alen Dingen vorgeworfen. Aber was tut das? Ist Graf Hertling, der Professor der Philosophie, darum weniger Politiker, weil er wahrscheinlich keine nationalökonomischen Kollegs gehört hat? Oder wars Disraeli, Lord Beaconsfield, der Roman=schriftsteller, als englischer Ministerpräsident weniger?

Digitized by Google

Mehr interessiert uns, wie Theodor Wolff die Politik und die Voraussetzung dazu: den Staat betrachtet. In Schillers ästhetischen Briefen an den Herzog von Holstein-Augustenburg findet sich folgende Definition: „Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren und, indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern." Darin ists gesagt. Auf das Menschliche kommts an, auf das Allgemein-Menschliche auch in der Politik. Das ist mehr als ein bloß platonisches demokratisches Bekenntnis, das ist ein tägliches Sich-in-den-Kampf-stellen für Ideen nicht nur, sondern vor allem für die Menschen, die durch die Verwirklichung dieser Ideen ein Stückchen weiter in der Kulturentwicklung gebracht werden sollen. Alles findet sich in diesem Streben: Humanitätsgedanke, Kosmopolitismus, Demokratie, Ethik und Ästhetizismus. Alles, und doch in dieser Wolffschen Mischung etwas Besonderes: die originale Persönlichkeit, die, wirkend, dahintersteht.

Der Staat ist, nach Hegel, die geistige Idee in der Äußerlichkeit des menschlichen Willens und seiner Freiheit. Sollte es wenigstens sein. Bis vor kurzem waren wir in Preußen-Deutschland nicht so weit. Die großen Meilensteine auf dem Wege dazu waren: gleiches Wahlrecht in Preußen, parlamentarisches System, internationales Schiedsgericht und Abrüstung. Theodor Wolff darf das Verdienst für sich in Anspruch

Digitized by Google

nehmen, klarer und ursprünglicher als andere, in immer neuen Mahnungen (wie man ein Prisma hin und her wendet, um wieder und wieder vielfarbige Strahlenbündel hervorzuzaubern) auf das Notwendige, auf diese Entwicklungsstadien hingewiesen zu haben. Der starken Suggestion haben sich die Politiker auf die Dauer nicht entziehen können. In seinem Kriegsbuche ‚Vollendete Tatsachen', einer Sammlung kostbarer Lundis, spiegelt sich dieses Ringen um das parlamentarische System, um gleiches Wahlrecht und um den Pazifismus getreulich wieder. Es ist, im Ganzen genommen, die Abrechnung eines Ethikers mit den Schattenseiten des Krieges, denen er die Lichtseiten der Friedenskultur unauffällig gegenüberstellt. „Gleich entweihten Priestergewändern", schreibt er in der Einleitung, „wurden von vielen die wertlos gewordenen Grundsätze des Rechtes, der Wahrhaftigkeit und der Menschenwürde in den Trödelladen gehängt. Das unerfreuliche Geschlecht der pathetischen Philister und der Pharisäer breitete sich aus. Diejenigen, die keinen Feind auf dem Boden ihrer Heimat dulden, aber auch das Erbteil der edelsten Geister unbeirrbar, mit ruhigem Sinn behüten wollen, fühlen sich zu einer gemeinsamen Aufgabe vereint. Sie tragen aus der Zerstörung die wahren Hausgötter in die Zukunft hinein."

Die Revolution gab ihm sofort einen neuen Impuls. Die Zeit schien ihm gekommen zu sein, da die eingerosteten alten, liberalen Parteischablonen auf den Kehrichthaufen geworfen werden

Digitized by Google

mußten, und so wurde er der Anreger und eigentliche Begründer der „Deutschen demokratischen Partei" auf republikanischer Grundlage.

Das ist Theodor Wolff. Das ist sein Lebensstil.

Digitized by Google

Mathias Erzberger

Durch ein schmales, knarrendes Türchen treten wir behutsam in den Dom. Eine fahle Dämmerung verschlingt uns. Die letzten feinen Stäubchen des Weihrauchdunstes umschmeicheln die Sinne. Ein müdes helles Glöckchen schlägt an unser Ohr. Da tauchen zwei Männergestalten auf. Nicht zag und zögernd, wie Sünder oder Träumer, gehen sie daher, sondern schreiten stark aus und steuern auf ein bestimmtes Ziel los. Der eine: ein Priester. Hoch und schmal gewachsen. Des Antlitzes Prägung: Askese, unter grauer Asche glimmender Fanatismus und unbeugsame Energie, die keine Seitenwege, keine Schleichpfade scheut. Ein Jesuitenpater? Fast scheints so. Auch das eigenartige Gewand sieht danach aus. Und der andere, sein Begleiter? Eher klein, als groß. Dick und behäbig mehr denn schlank und rank. Rote Backen. Lebhaft leuchtende Augen hinter einem goldgerahmten diskreten Kneifer. Semmelblondes Haar. Und wie ewiger Mittagssonnenschein strahlt lächelnd sein Gesicht. Hans Thoma könnte pausbäckiger, rundlicher und glücklicher kein Englein auf einen blühenden Anger setzen.

Wer sind diese beiden merkwürdigen Gestalten? Den Priester kenne ich nicht. Aber er muß in hohem Range stehen. Alles deutet darauf hin.

Digitized by Google

Und der Weltliche? Den hab ich doch schon irgendwo gesehen? Der kommt mir doch so bekannt vor? Ist das — ist das nicht Mathias Erzberger? Richtig. Er ists. Jeder Zweifel schwindet. Aber was treibt er hier, in diesem halb vergessenen Dom, in dieser Wallfahrtskirche unweit der Reichsgrenze? Hat ihn wiederum eine vertrauliche politische Mission in diesen stillen Winkel geführt? Hält er eine heimliche Zwiesprach mit einem Sendboten des Vatikans? Kein Mensch, kein einziger kennt hier die beiden. Hier können sie ungestört tuscheln, neue Friedensnetze auswerfen und wer weiß was sonst noch alles behutsam vorbereiten.

Jetzt sind sie an mir vorbei. Tief ins Gespräch versunken, haben sie im Vorübergehen kaum aufgeblickt. Nun biegen sie ab. Da steht ein Beichtstuhl, der gleichsam einladend seine Arme nach ihnen ausstreckt. Der Kleriker streift die violett schillernde Gardine zurück, setzt sich, und neben ihm, nur durch eine dünne Holzwand mit einer vergitterten Öffnung getrennt, läßt sich Mathias Erzberger nieder. Die Beichte beginnt. Und das Wort des heiligen Augustinus schwebt über ihnen: „Keiner vertraut auf sich selbst in der bevorstehenden Diskussion, Gott allein ist unsre ganze Hoffnung."

Gott? Oder bloß Christi Stellvertreter auf Erden, der Papst im Vatikan?

*

Wer ist dieser Mathias Erzberger, daß er sich unterfängt, mit der Nationen Geschicken, dialek-

Digitized by Google

tisch, wie mit dogmatischen Formeln, zu jonglieren und die große Vorsehung zu spielen? Wie kommts, daß wir immer wieder, in allem und jedem, auf seine Spuren stoßen, daß wir ihm auf Schritt und Tritt in der Presse begegnen, und daß, wenn irgendwo politisch eine Wunde still schwärt und tiefer sich ins Fleisch nistet, er derjenige ist, der mit unfehlbarem Blick die Situation erkennt und schnell das Messer an die Eiterbeule setzt? Wer ist dieser Mathias Erzberger, dessen Geist über den Tinten-Wässern der ‚Germania', des Berliner Zentrumsorgans, schwebt, und der nicht nur partei-, sondern lange auch regierungsoffiziös in diesen Spalten schrieb, ohne doch mit seinem Namen hervorzutreten?

Laß er uns selbst berichten.

„Zu Buttenhausen wurde ich geboren. Am zwanzigsten September 1875. Buttenhausen findest du nicht einmal im Lexikon verzeichnet. So klein ist das Nest. Im stillsten Winkel Schwabens, Württembergs, ists gelegen. Viehhändler geben den Ton an. In Biberach wuchs ich geistig heran, in der alten Reichsstadt mit ihren mittelalterlichen Ringmauern und ihrer ehrwürdigen Hauptkirche aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts. Wieland erblickte einstens im nahen Oberholzheim das Licht der Welt. Ob er, als er die Streiche der Abderiten in heiter-satirischer Laune schrieb, Biberach gleich Abdera setzte? Manche möchtens glauben, mehr wohl um mich zu ärgern und mich zum Abderiten zu stempeln. Wenns weiter nichts ist: ich ertrags.

Digitized by Google

Ich wollte ursprünglich Lehrer werden, Pädagoge und hatte auch mit neunzehn Jahren bereits mein Ziel erreicht. Aber wie das so geht: das junge Blut ließ mir keine Ruhe, und bloß kleinen Kinderhirnen den Weg in geistige Helle zu weisen, genügte mir nicht. Ich mußte weiter wirken. Mit einundzwanzig Jahren war ich Redakteur und Politiker, hatte nach dem Besuch des katholischen Lehrerseminars mich auch einige Semester auf der katholisch-konfessionellen Schweizer Hochschule zu Freiburg herumgetummelt: in Kollegs über Staatsrecht und Nationalökonomie. Sieben Jahre saß ich in Stuttgart und war publizistisch in der christlichen Gewerkschaftsbewegung tätig. Bereits 1897 entsandte man mich zum Internationalen Arbeiterkongreß nach Zürich, und hier konnte ich, ein kaum Zweiundzwanzigjähriger, schon die ersten zarten Fäden mit dem Auslande knüpfen. In den verschiedensten Organisationen war ich eifrig tätig, im Volksverein für das katholische Deutschland, im ‚Arbeiterwohl' des Augustinus-Vereins. Den Massen fiel ich, da ich eine forsche Suada hatte, bald auf und ward ihr verhätschelter Liebling. Was Wunder, daß mich Biberach und Buttenhausen mit achtundzwanzig Jahren in den Reichstag delegierten. Da saß ich nun als Benjamin da und wurde eigentlich nicht für voll angesehen. Aber ich war voll von Ideen, Anschauungen und war unter den Zentrumslarven, die immer bloß, scheu um sich schauend, schlaue und schlaueste Taktik trieben, um nur ja nicht nach rechts und nach oben zur Regierung den Anschluß zu ver-

Digitized by Google

lieren, die einzige fühlende Brust, die sich nach befreienden Taten aus der Stickluft parteipolitischer Erwägungen und Bedenken sehnte.

Und ich spähte, wie ein Verbrecher in der Nacht, nach Gelegenheiten aus, wo ich den Dietrich meiner Kritik ansetzen konnte. Weit schweiften meine Gedanken, und da ich in den Dingen daheim die Parteibonzen, dank jahrzehntelanger Praxis, in allem so unheimlich beschlagen fand, immer zu Einwänden gegen irgendeinen Vorschlag bereit, so ging ich im Geiste bis über den Äquator hinaus und lief und lief, bis die andern schwarzen Genossen schnaufend und prustend nicht mehr mitkonnten und ich schließlich in Deutsch-Südwestafrika anhielt. Die Kolonien — das sollte mein Feld werden, die wollte ich nach allen Richtungen hin beackern. Denn nur wer sich auf eine Spezialität legt, wers darin zur Autorität bringt, setzte sich im Reichstag durch und kletterte in der Fraktion die Sprossen zum Ansehen und zur rednerischen Parteigröße hinauf. Am einunddreißigsten Januar 1905 endlich trat ich aus dem Dunkel meiner Spezialität an die grell leuchtende Rampe und sprach, frisch und keck, den durch den Aufstand in Südwest geschädigten Ansiedlern jeden Anspruch auf Entschädigung ab. Wer hinausgehe, um Geld zu verdienen, sagte ich, der müsse auch ein Risiko tragen. Basta. Solche Töne waren aus der Mitte des Hauses lange nicht gehört worden. Man mußte bis zu den Kulturkampf-Debatten zurückgehen, um auf eine so klobig-eindeutige Sprache zu stoßen. So etwas war man bisher nur

Digitized by Google

von der sozialdemokratischen Seite gewöhnt. Die Herren am Regierungstisch erschauerten leicht bei diesem frischen Luftzug und steckten die Köpfe zusammen. ‚Was will denn dieser junge Dachs? Was weiß der von den Nöten und Leiden da unten in Südwest? Ists nicht eine Anmaßung, so zu sprechen? Unmöglich kann sich die Zentrumsfraktion damit identifizieren.' Ich gebe zu, daß es nicht leicht war, die Fraktion von meinen Ansichten zu überzeugen. Aber ich pochte auf mein Material, das mir reichlich zur Verfügung stand und sich im Laufe der nächsten Monate erstaunlich häufte. Die Kolonialverwaltung, schrieb ich in der Kölnischen Volkszeitung, hat mit dem Gelde nicht einwandfrei gewirtschaftet. Sofort fuhr die halbamtliche Norddeutsche Allgemeine Zeitung auf, veröffentlichte allerhand Aktenbelege und suchte mir nachzuweisen, daß alles bloß ‚leeres Gerede' gewesen sei. Und ich gestehe, daß meine Gewährsmänner nicht absolut zuverlässig waren. Wie das so geht; ich war ja noch jung und unerfahren.

Auf dem kolonialen Gebiet brachte ich schließlich, 1906, die ganze Partei ins Rutschen, den Zentrumsturm, der bis dahin kerzengrade und unerschütterlich dagestanden hatte, ins Wackeln. Ich hatte eine Skandalaffäre auf der Pfanne: die Angelegenheit des Sekretärs Pöplau, der mir manches Material aus der Kolonialverwaltung zugesteckt hatte. Herr Spahn opponierte, der Parteichef, und erklärte auf meine derb und derber werdenden Anklagen gegen die Kolonialverwal-

Digitized by Google

tung: ‚Ich bin durch die Ausführungen des Abgeordneten Erzberger nicht überzeugt worden, daß sein Vorwurf durch seine Beweisstücke gerechtfertigt sei, weder im Einzelnen noch im Ganzen.' Sprachs im Namen der Partei und hoffte mich zu ducken. Aber der Blitz lief am Leitungsdraht ab, und der Donner schreckte mich nicht. Auch das Gericht vermochte mich nicht ins Bockshorn zu jagen. Im Pöplau-Prozeß, wo ich zuerst die Schweigepflicht des Abgeordneten geltend zu machen suchte, drang man auf Pöplau so lange ein, bis er mir die Zunge zu lösen erlaubte. Aber als ich dann aussagte: Satz für Satz und Wort für Wort, lehnte es der Gerichtshof zuguterletzt ab, mich zu vereidigen. Daraus haben mir die andern einen Vorwurf gemacht und gesagt, das Gericht hätte mich vor einem Falscheide bewahren wollen. Darauf erwidre ich: So empfindlich ist das Gericht im allgemeinen nicht, und ich wüßte nicht, warum es mit mir hätte eine Ausnahme machen sollen.

Ja, und dann, im Dezember 1906, enthüllte ich einiges über deutsche Umtriebe auf der spanischen Insel Fernando Po, die zu Verwicklungen mit Spanien hätten führen können, und drängte die Partei, den kolonialen Nachtragskredit für die Vermehrung der Schutztruppe in Südwest abzulehnen. Aber ich räume ein, daß ich selber verblüfft war, als Fürst Bülow in diesem Augenblick sich feierlich von seinem Eckplatz an dem langen, leichtgeschweiften Bundesratstisch erhob, eine rote Mappe zur Hand nahm und

Digitized by Google

im Namen des Kaisers die Auflösung des Reichstags verkündete. Natürlich hatte ich selbst in der Partei keinen leichten Stand, und ihren Groll bekam ich sehr bald zu spüren, als man bei der Drucklegung der Etatsreden sämtlicher Zentrumssprecher meine Reden einfach ausließ, als ob sie nie gehalten worden wären.

Fürst Salm hat mich neulich, bei der Debatte über die Ostmarken- und Polenpolitik im Herrenhause, mit einer Diebstahlsgeschichte in Zusammenhang gebracht, um mich an den Pranger zu stellen. Darüber lache ich. Wie war die Sache? Der Bayrische Kurier, das führende süddeutsche Zentrumsblatt, hatte sonderbare Intima aus den Akten des deutschen Flottenvereins veröffentlicht. Sofort gabs natürlich eine Anklage. Die Schriftstücke oder deren Abschriften, behauptete man, könnten nur mit einem Nachschlüssel aus einem verschlossenen Schreibtisch des Vereins entwendet worden sein. Den Dieb glaubte man in einem Laufburschen zu haben, Oskar Janke, der beim Flottenverein angestellt war. Der entwich aber noch rechtzeitig, ehe man ihn haschen konnte, und klopfte, Einlaß heischend, vielleicht auch Absolution von einem strafrechtlichen Vergehen und von seiner Häresie (denn er war damals noch evangelisch), bei einem belgischen Jesuitenkloster an. Das Verfahren jedoch ging weiter und vor dem Untersuchungsrichter gab ich, in die ganze unangenehme Geschichte verwickelt, diese Erklärung ab: ‚Die Auskunft auf folgende Fragen: erstens, ob mir bekannt ist, auf welche Weise und

Digitized by Google

durch wen der Artikel: Die Agitation des Flotten-vereins in den Bayrischen Kurier vom vierten und fünften Februar 1907 gelangt ist, zweitens, insbesondere, ob die Angeschuldigten, Gebrüder und Vater Janke, Material zu diesem Artikel in irgendwelcher Weise geliefert haben, verweigere ich, da deren Beantwortung mir selber die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würde. Ich erbiete mich, folgenden Eid zu schwören: Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und All-wissenden, daß ich nach bestem Wissen annehme, ich würde mir durch die betreffende Aus-kunft die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen.' Das wars. Das Verfahren mußte ein-gestellt werden. Der Herr Oberstaatsanwalt schäumte, raffte seine Sachen, seine Bücher und Akten zusammen, hielt sich vorne seinen Talar zusammen, der vor Erregung wie ein Segel bei Wirbelwind zu flattern begann, stieg vom Podest des Richterkollegii und verschwand aus dem Saal. Ich hatte ihn außer Gefecht gesetzt und ihn um seinen Eintagsruhm gebracht. Nicht umsonst bin ich durch die strenge Schule kirchlicher Dialektik gegangen. Hätte Theseus ein Priester-seminar oder gar eine katholische Hochschule besucht: er hätte Ariadnes Beistand nicht ge-braucht, ihres wegweisenden Fadens nicht bedurft; eine, hundert Türen, Pförtchen und Seitenpfade hätte er, mit schnellem Auge, erspäht und aus dem wirren Labyrinth des Minotaurus selbst sich hinauszuwinden gewußt.

Sogar in dem Irrgarten der Partei ließ ich mich

Digitized by Google

nicht beirren, wenn die Presse, voran die Kölnische Volkszeitung, die einst so gern jeden Beitrag mir aus der Hand riß, mir in immer bereitem Spiegel meine Sünden vorzuhalten bemüht war. Die Osterdienstags-Konferenz zu Köln vom Jahre 1909 hatte die katholischen Geister, unter Seiner Heiligkeit Pius des Neunten strengem Krummstab, in zwei Lager geschieden. Wie wenn man Eisenteile an einen Magnetstab bringt, sahs von oben aus. Zum Nord- und zum entgegengesetzten Südpol des Magneten strebten die Eisenteilchen konzentrisch hin. Es ging um die strenge konfessionelle und bürgerliche Absonderung des Katholiken von allen seinen andersgläubigen Mitbürgern: im Gewerkschaftsleben, wo beide christlichen Richtungen bislang einträchtig zusammenarbeiteten, im politischen Leben, wo das Zentrum das politische Moment, mit taktischer Klugheit, stets allein in den Vordergrund gestellt hatte, im gesellschaftlichen Leben, im Verkehr bis hinunter zum Sport. Die Osterkonferenz versuchte, von ihrem streng einseitig-konfessionellen Standpunkt aus, dem Zentrum dieses Etikett aufzukleben: ‚Das Zentrum ist eine politische Partei, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Volksanschauung zu vertreten.' Die Partei rebellierte, kämpfte um ihre Unabhängigkeit, aber ich gab gemeinsam mit Oppersdorff zunächst den Kölner Ostermännern, den Roeren, Bitter und Genossen, recht, denn der Vatikan schien ihrem Treiben wohlgefällig

Digitized by Google

zu lächeln. Indessen fühlte ich mich, als Vielbewegter, bei diesen eifernden Intransigenten schließlich doch auf die Dauer nicht wohl, obgleich ich mit Spahn, Vater und Sohn, noch kurz vorher um die Palme der wahren Zentrumsgesinnung gerungen hatte. Die Schrift ‚Ist Martin Spahn Zentrumsmann?' hat damals ja viel Staub aufgewirbelt; ich will nicht sagen, wer ihr Verfasser ist, und wenn das Berliner Schöffengericht noch so sehr nach dem Autor herumgerochen hat. Kurzum: eines Tages sah ich, daß mich von dem Gros meiner Zentrumsgenossen geistig nichts mehr trennte. Ich hatte mich in das alte Milieu der Zeit vor Osterdienstag wieder gemächlich eingelebt. Wir reichten uns freundlich wieder die Hände, den Grafen Oppersdorff schifften wir aus der Partei aus, und mit mir waren sie alle so gut wieder wie vordem, gleich als wäre nie was gewesen."

Er brach ab.

*

Die violetten Vorhänge wurden auseinandergefaltet. Der Priester trat aus dem romanisch geschnitzten Gestühl heraus. Erzberger ihm zur Seite. In der Kirche war es inzwischen lebhaft geworden. Das Mittelschiff füllte sich. Auf der Empore polterten viele Füße. Warens Sänger, die sich versammelten? Kinder? Ja, Jungen und Mädchen drängten sich oben Kopf an Kopf, um einen frommen cantus firmus anzustimmen.

Die beiden sprachen jetzt in dem Geräusch der Kirche ziemlich ungeniert und laut.

Digitized by Google

„Ich muß, mit einigen Worten wenigstens, einen Überblick über deine Tätigkeit während des Krieges bekommen, mein Sohn", hob der Schwarze an.

„Achtundzwanzig Millionen Mark", erwiderte lächelnd der andre, „soll ich bisher für meine Missionen verausgabt haben. Daraus mögt Ihr meinen Eifer, einen Frieden im Sinne der Kirche zustande zu bringen, erkennen. Alles gab mir die Regierung bereitwillig. Ich arbeite, mit amtlichen Stempeln auf schwarz gefeuchteten Kissen neben dem Schreibzeug, im Auswärtigen Amt und wurde häufig, allzuhäufig auf Reisen geschickt. Herr von Bethmann Hollweg ließ mich nur zu gern gewähren. Ich habe mich redlich bemüht, Italiens und Rumäniens Neutralität aufrechtzuerhalten, habe erkleckliche Summen zu Beeinflussungen in Rom und Bukarest verwendet. Leid tut mirs, bis in die letzten Gründe meiner Seele hinein, daß Monsignore Gerlach dabei in jene unerfreuliche, auch dem Heiligen Vater peinliche Verratsaffäre verwickelt wurde. Aber der große Zweck, der Welt wieder den Frieden Christi, unsres Heilands, zu bringen, ließ mich über die Kritik des Alltags hinwegsehen. Auch in Stockholm war ich und warf Angelhaken nach Rußland hin, als Väterchen noch auf seinem Thron zitterte und zagte, und ein Radziwill war mir behilflich dabei. Und dann war ich wohl meist in der Schweiz: Ledochowski, Marchetti, Frühwirth und Hoffmann, der plötzlich, nach seiner Friedensanregung, sich als schweizerischer Bundesrat zu

Digitized by Google

weit engagiert hatte — überall finden sich Spuren von mir, die selbst im Gestein der Alpen haften geblieben sind. Von mir stammt auch jenes Wort: wenn Lloyd George oder Balfour oder einer ihrer Vertrauensmänner sich mit mir nur wenige Stunden unterhielten, so würde dabei leicht eine beiden Teilen genehme Verständigung herauskommen. Es war mein Projekt, das ich auch in einer vertraulichen Denkschrift niedergelegt habe, deutsches Kapital in englischen Unternehmungen und englisches Geld in deutschen Gesellschaften, Fabriken, Banken usw. anzulegen ...

Na, und dann im Reichstage selbst mein Kampf gegen die Proklamierung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. Ich sah die Gefahren, die politischen, die sie zur Folge haben würde: Nordamerika, Südamerika, Neutralien überhaupt. Und hab ich nicht recht behalten? Über unsre U-Boot-Mittel, damals wenigstens, will ich gar nicht reden. Jetzt, nach den letzten Ausschuß-Sitzungen im Reichstage, fühlts der Blinde mit dem Stock.

Nur von Österreich hab ich noch nichts gesagt, von Czernin, von seinen Briefen, seinem unbedingten Friedenswunsch im vergangenen Jahr und von der Friedensresolution, die ich daraufhin vorschlug und durchsetzte. Da gabs Krach im Zentrum, als ich, im Juli 1917, jenen ersten Vorstoß im Hauptausschuß vornahm und die Herrschaften aus dem mit den Jahren verhärteten Kriegsrausch auf den Boden der Nüchternheit zurückzuführen trachtete. Peter Spahn, Seine Exzellenz, zitterte vor Entrüstung über mein

Digitized by Google

eigenmächtiges Vorgehen, bekam einen Ohnmachtsanfall (infolge Überanstrengung) und ließ sich als Minister ins preußische Justizministerium beordern, obwohl ursprünglich sein Freund Porsch, als Parlamentarier und Vertreter des Zentrums, das Portefeuille erhalten sollte ...

Auch in Holland war ich und darüber hinaus, und geriet dabei mit Thyssen aneinander, obgleich er mich sonst so sehr brauchen konnte; flugs wurde ich aus dem Aufsichtsrate des Thyssen-Konzerns hinauskomplimentiert, weil sie sich meiner, vor der Öffentlichkeit, zu genieren verpflichtet fühlten ...

Hab ich nicht wie ein Märtyrer für die Sache des Friedens gestritten und gelitten? Nicht auch den Acker bereitet für die Friedensbotschaft Seiner Heiligkeit, Benedikts des Fünfzehnten?

Aber jede Krone, auch die Krone des Verdienstes, hat Dornen, spitzige Dinger, die die Stirnhaut zum Bluten bringen.

Was hab ich von alledem? Immer zum Handeln, immer zur Tat getrieben, weils, in diesem furchtbaren Morden unter Christenvölkern, mir im Innern keine Ruhe ließ, weil das Gewissen mich drückte und drängte ..."

„Recht, recht tatst du, mein Sohn. Absolvo te. Ecclesia te coronat. Labora ..."

In diesem Augenblick setzte der Chor ein, und von der Höhe erscholl, einstimmig, fest und klar, vom weichen süßlichen Diskant bis zum schüchternen Tenor und Baß das alte Lied vom Frieden, der

Digitized by Google

der Menschheit beschieden ist — oder einst wieder beschieden sein soll.

Und alle beugten sie unten die Knie, führten die Fingerspitzen der Rechten, ein Kreuz machend, zu Haupt und zu Brust. Auch die beiden tauchten unter in der demütig gebeugten frommen Masse.

Wieder läutet zaghaft ein Glöckchen dazwischen.

*

Von diesem stillen Eiland kehrte er wieder nach Berlin zurück, um sich abermals in die Arbeit zu stürzen. In seinem Bureau in der Budapester Straße zu Berlin gings bald lebhafter als je vorher zu. Zu seinen vielen Angelegenheiten kam das Patronat über die Litauer, denen er den Herzog von Urach als König präsentierte, seinen württembergischen Landsmann. Und dann bereitete sich, von ihm fein eingefädelt, jener grundlegende Systemwechsel in Deutschland vor. Graf Hertling mußte gehen und mit ihm das alte Regime. Prinz Max von Baden tauchte aus der Versenkung auf und gruppierte in einer Stunde höchster Not die Volksregierung um sich. Parlamentarische Staatssekretäre bildeten zusammen mit dem Reichskanzler und seinem Stellvertreter das Kriegskabinett. Erzberger wurde dabei nicht übergangen, wurde Staatssekretär, Wirklicher Geheimer Rat und Exzellenz, wurde Staatssekretär für den Propagandadienst und, danach, Leiter der Waffenstillstandskommission, die in wenig erfreulichen Verhandlungen Deutschland wieder die Waffenruhe brachte.

Digitized by Google

Odysseus hatte seine zehnjährigen Irrfahrten beendet. Nun hatte er, auf dem amtlichen Ithaka, ganz festen Boden unter seinen Füßen.

Digitized by Google

Georg Ledebour

Emanuel Striese. Sprache und Geste des Schauspielers. Glatt rasiert. Rundes Gesicht. Klein von Statur. Zusammengekniffene Brauen. Stechende Augen. Rolle: Cato, der mahnende, der drohende, der verbissene Moralist, der, sadistisch, in den Wunden der eigenen Nation wühlt. Der Komödiant, der, in achtundsechzig Jahren, hinkend und zahnlos geworden ist und sich noch immer in der Pose des schimmernden Achilles gefällt, während er nur noch einen Thersites zu geben in der Lage ist.

Ledebourski wird er scherzweise im Reichstage genannt, von damals her, wo keiner so wie er die Polen protegierte. Oder man zitiert den Schüttelreim: „Ledebour, Bude leer", weil alles rennet, rettet, flüchtet, wenn er seine wilden Anklagen gegen Staat und Gesellschaft schleudert. Seine große Zeit ist längst vorüber. Ehedem, in Bülows Tagen, wurde er noch beachtet. Da war er der sozialistische Thor, der mit gewaltiger (phonetisch wohl frisierter) Stimme Blitz und Donner aus Mund und Augen sprühte. Da erhob sich, ob seiner fürchterlichen Rede, nicht so selten sofort nach ihm der Reichskanzler, der dann mit geschmeidigen Worten und Büchmann-Zitaten die erregten Wogen zu glätten versuchte. Ledebour strahlte, und es strahlte die ganze rote Linke mit ihm.

Digitized by Google

Er, der allein das Wesen aller Dinge erfaßt, er, der allein konsequent gewesen und nie Irrwege gewandelt ist, er, der darum zum wahren Führer des Volkes berufen ist — er war, bevor er sich zu dieser geistigen Höhe emporschwang, einst auch nur ein Mensch, ein ganz kleiner Mensch. Als er die Realschule in Hannover, seiner Vaterstadt, besuchte, wollte er, stürmischen Dranges voll, Schauspieler werden. Wie Demosthenes nahm auch er Kieselsteine in den Mund, um das Organ zu stärken, daß es das brausende Meer übertöne (wenn das Wasser bei ihm auch bloß die ruhig fließende Leine war). Rollende Sprache, rollende Augen: der große Tragöde war fertig. Aber es kam anders. Er zog sich ein Beinleiden zu, und so mußte er die Bühnenlaufbahn quittieren, noch eh' er sie richtig eingeschlagen hatte. Da wurde er Lehrer. Wenigstens Kinder wollte er als geduldige Zuschauer und Zuhörer haben. Aber der Aufstieg in der Pädagogik zu den Sternen war schwer. Kleinste Kleinarbeit war vonnöten. Ein Comenius, ein Pestalozzi wurde er nicht. Nun suchte er sich ein größeres Publikum. Er wurde Schriftsteller und Redakteur. Demokrat. Bierehrlicher Berliner Demokrat. Schlapphut, Wettermantel mit Pelerine und Knotenstock wurden angeschafft, und ein stolzer Kneifer mit Schnur wies die neue Richtung. Parole: Für Volk und Freiheit. Zuerst arbeitete er an den ‚Demokratischen Blättern', dann an der traditionsreichen ‚Berliner Volkszeitung'. So anno 1889/90, als Bismarck, innerpolitisch der schreckliche Jwan,

Digitized by Google

grade die letzten amtlichen Schnauferl tat. Ledebour trat auch auf die Rednertribüne. Ganz Berlin P. unter sich. Berlin-Pankow. Und redete auf die Menge, die sich Kopf an Kopf staute, mit Händen und Füßen ein. Gegen Bismarck und die Junker zog er vom Leder (hui!), und auch die Sozialisten (jawohl) griff er mit aufgepflanztem Bajonett an. Sozialistische Weltanschauung? Unsinn. Knechtschaft, Zuchthaus. Die wahre Freiheit — das ist die Demokratie, ist, ich wiederhole es noch einmal, die Demokratie!

Noch zweimal sollte er sie anderswo entdecken. In dem Jahr, da im Reich die Caprivische Zeitrechnung begann, hatte sich Ledebourski zu den Sozialdemokraten durchgemausert und hier das allein echte und unverfälschte demokratische Ideal entdeckt. Der ‚Vorwärts' bot ihm ein Stühlchen in seinem Redaktionsstübchen an. (Diese Zeiten sind selbstverständlich längst vorüber — ‚Vorwärts' und er sind heute wie Wasser und Feuer.) Hier tobte der Wilde nun, gräßlicher noch als vorher, wider Unfreiheit und Dogmenglauben (aber nur in der Kirche, nicht in der Partei) und wider die kapitalistische Weltordnung und ließ täglich dreimal den zielbewußten Klassenkampf hochleben. Er tobte in Tinte und schrie in Kleister, und die Schere schnitt täglich die Junkerbrut, den Kapitalismus und die kirchliche Knechtschaft in lauter kleine Schnitzelchen. August Bebel prophezeite den großen Kladderadatsch in ganz naher Zukunft, Ledebour stampfte mit den Füßen bereits die ganze verrottete bürgerliche

Digitized by Google

Gesellschaft in Mus und Brei, zog die Konsequenzen (für sich persönlich) daraus, trat aus der Kirche, der Gemeinschaft der Seelen, aus und wurde Dissident. Und von Stund an ging er hin in rauchgeschwängerte Versammlungen und redete mit wild vorgestreckten Armen und zehn ausgespreizten Fingern wider Pfaffentum und Gehirnverkleisterung.

In der Partei war er, obwohl sein Aug' in schönem Wahnsinn rollte, nicht grade beliebt. Bebel konnte ihn schon gar nicht ausstehen. Immer, auf den Parteitagen, war Ledebour vorneweg. Immer ein Desperado. Immer der Radikalste, der sich von keinem, selbst von Adolph Hoffmann nicht übertrumpfen ließ. Immer, grundsätzlich, in der Opposition. Zu keiner Verständigung oder Versöhnung bereit. Bebel mied ihn, konnte ihn „nicht riechen", sagte ihm nach, daß er politisch nicht anständig sei, und auch viele seiner andern Parteigenossen machten einen weiten Bogen um ihn. In Dresden, als all die stinkende Mohrenwäsche der Partei gründlich gewaschen wurde, rechnete Bebel auch mit Ledebour ab. Gründlich, heftig, vernichtend. Aber Ledebourski sprach mit großer Geste weiter. Inzwischen war er vom sechsten Berliner Reichstagswahlkreis, wo ehedem Wilhelm Liebknecht gethront hatte, von dem volkreichsten Kreise der Reichshauptstadt in den Reichstag entsandt worden, und er vertrat fortan das Rosenthaler Tor und Pankow im Parlament mit der Würde des Tugendwächters Robespierre.

Digitized by Google

Habt Ihr ihn schon einmal im Reichstag reden gehört? So — steht er da. In die Toga der Überzeugung gehüllt. Jedes Wort, das seinem runden Mündchen entspringt, eine kostbare Perle in glitzernder Fassung. Die Rechte weit ausgestreckt, schleudert er Injurien ins Plenum. Die Augen schmeißt er schrecklich hin und her, der Kneifer rutscht, und du frierst bis ins innerste Gebein. Der Weltenrichter ist erstanden. Jetzt wird große Abrechnung gehalten. Da fährt der Präsident mit der Glocke dazwischen. Einmal, zweimal, dreimal. Ledebour spricht weiter. Endlich stockt er. Ein Ordnungsruf fährt auf ihn nieder. Nach ein paar Minuten wieder einer. Kampflos ergibt sich die bürgerliche Weltordnung nicht. Als einmal eine Statistik vorgenommen wurde, stellte sich heraus, daß in einer einzigen Tagung Ledebour allein fünfzig Ordnungsrufe erhalten hatte. Auch witzig ist er. Witze macht er, scharf und schneidend wie Rasiermesser. Lange bereitet er sie und sich zu Haus darauf vor. Dann wird für die Sitzung von einem Parteigenossen ein Zwischenruf zu rechter Zeit bestellt, und wie das Tüpfelchen auf dem i erscheint dann, wohl präpariert, dem Uneingeweihten wie aus dem Ärmel geschüttelt: der Witz. Klappts nicht, und so was kommt ja immer vor, wiederholt Ledebour die Komödie, bis die Claque im Parkett des Plenarsaales darauf eingeschnappt hat.

Ledebour hat als einer der ersten die Parteispaltung betrieben und hat die „unabhängige" sozialdemokratische Freiheit entdeckt. Stets hilfs-

Digitized by Google

bereit fährt er bald hierhin, bald dorthin ins Reich, um die Massen zu ermuntern. Seine Spezialität ist die große, die auswärtige Politik. Besonders die östliche. Mit den russischen Revolutionären verband ihn von jeher eine innige Freundschaft.

Das ist begreiflich. Denn sie liebten sich nur von weitem. So schien sein Leben schon beschlossen. Da brach der neunte November an. Nun erst erfüllten sich Ledebours höchste Ideale. Der Theaterdemagoge machte in großer Politik. Er ward an die Spitze des Vollzugsrates gestellt, den die Berliner Arbeiter- und Soldatenräte als ihr oberstes Organ eingesetzt hatten. Er gab sich durch einen unglaublichen Radikalismus alle Mühe, das ganze Reich gegen Berlin aufzubringen. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen mehr. Alle sollten sie kuschen, nicht zuletzt die Regierung, und darüber geriet er sogar mit seinen „unabhängigen" Busenfreunden Haase und Dittmann im Kabinett aneinander. Kurz, der Kram paßte ihm nicht mehr, es gelüstete ihn nach mehr Blut, und hintenherum schlug er sich zu Liebknecht, Rosa Luxemburg und Eichhorn, um zusammen mit den Spartakisten und Kommunisten die Regierung zu stürzen und sich selbst an ihre Stelle zu setzen. Schon träumte er vom Reichsdiktator Ledebour, Georg I. Aber die zweite Revolution, so viel neue Opfer sie auch forderte, scheiterte kläglich, nachts wurde Ledebour aus dem Bett geholt und verhaftet.

Digitized by Google

Ernst von Heydebrand und der Lase

Von Statur auffallend klein. Ein schwärzlich-braun verbranntes Gesicht. Ein ungepflegter graumelierter Spitzbart. Keine Glatze, keinen Scheitel auf dem Kopfe, sondern ein dichtes, ineinandergewachsenes Haar, das wie eine Hecke kurz geschnitten ist. Aus der Mitte des Haarwustes wagt sich eine Spitze mephistophelisch ein wenig auf die freie Stirn vor. Die Kleidung ist miserabel. Ein glänzend schillernder Bratenrock (militscher Fabrikat), leicht ausgefranste Hosen; kein Mensch würde, wenn Herr von Heydebrand, dieses unscheinbare Männchen, durch die Straßen geht, in ihm den „ungekrönten König von Preußen" vermuten, eher einen Kleidertrödler.

Dabei ist er die geborene Herrschernatur. Natürlich ostelbischer Junker von reinstem Wasser. Stehengebliebener Bismarck-Schönhausen vom Jahre 1847, der als Royalist und Reaktionär keine Konzessionen kannte. Großgrundbesitzer. Herr von Gollkowo, Klein-Wiesenthal und Klein-Tschunkawe. Hier, auf diesem niederschlesischen Rittergut mit dem chinesisch-hottentottisch klingenden Namen regiert er, hier ist sein Wahlkreis für den Landtag und den Reichstag. Er ist nicht

Digitized by Google

einer der Jüngsten mehr: er hat schon siebenundsechzig Jahre hinter sich. In Jena erwarb er sich einst den juristischen Doktorhut, machte die üblichen Staatsexamina und wurde zunächst an mehreren Gerichten als Assessor beschäftigt. Dann ging er zur Verwaltung über, trat in die Oppelner Regierung ein, wurde 1882 Landrat in Kosel und fünf Jahre später Landrat in Militsch-Trachenberg, allwo auch Klein-Tschunkawe liegt. Nach acht Jahren quittierte er den Dienst und widmete sich ausschließlich der Politik. Seit 1888 sitzt er im preußischen Abgeordnetenhause.

Herr von Heydebrand war kein Blender. Lange Jahre hörte man nichts von ihm. Er war nur einer unter vielen. Aber er verwuchs allmählich mit der Materie und mit den Menschen, weil er fleißig war und das Mandat nicht bloß wie einen angenehmen Sport ausübte. Und als die Vordermänner, einer nach dem andern, abstarben, rückte er, schon in gesetztem Alter, in der konservativen Fraktion auf. Ganz zuletzt, erst wenige Jahre vor dem Kriege, ergriff er auch im Reichstag das Steuer der Partei, nachdem Herr von Normann sich in die Gefilde der Ewigkeit zurückgezogen hatte. Dabei war er erst ein Vierteljahrhundert nach dem Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn im Landtage, 1903, in den Reichstag gekommen.

Das muß man ihm lassen: er ist immer zur Stelle. Wenn alles flüchtet, sobald einer von der äußersten Linken vor das Rednerpult tritt: er harrt aus, und sind auch nur zwei oder drei Parteifreunde um ihn. Als Parteichef hält er auf un-

Digitized by Google

bedingte Disziplin. Darin ist er nicht nur der General, sondern auch der kleine Korporal der Partei. Die Herren Mitglieder seiner Fraktion mögen den Sitzungen fernbleiben, wann und wo sie wollen, sie mögen sich die Reden, zurückgezogen, beim Glase Wein im Parlamentsrestaurant anhören, sie mögen sogar spazieren gehen oder sonst was tun: nur bei den Abstimmungen müssen sie da sein. Das verlangt er kategorisch, und sie parieren wie die Rekruten. Bei der zweiten Lesung der preußischen Wahlrechtsvorlage, als es endlich bei der namentlichen Abstimmung für jeden einzelnen Farbe bekennen hieß, auch für die Herren Land- und Geheimräte der Partei, als die Linke voreilig mit der Abwesenheit einer ganzen Reihe von Mitgliedern der Rechten „aus begreiflichen Gründen" rechnete: da zeigte sich, daß, bis auf einige wirklich Verhinderte, rechts alle zur Stelle waren. Auf das Kommando des Herrn von Heydebrand, der Rechts um! befohlen hatte, waren sie eingeschwenkt wie die Unteroffiziere, und die Regierung erlitt ihre erste schwere Wahlrechtsniederlage.

Im Abgeordnetenhause machten fünf Männer die Politik: Heydebrand, Zedlitz, Porsch, Friedberg und Pachnicke. Alles abgeklärte Häupter in reifen, reifsten Jahren. Ruhig und sachlich. Der Temperamentvollste von ihnen ist Heydebrand. Wie ein Daimler-Motor treibt er durch fortwährende Explosiönchen. Stundenlang kann er mit verschränkten Armen dasitzen und dem wohlpräparierten Redefluß derer von rechts und

Digitized by Google

von links zuhören. Mit einem Male aber springt er auf, läuft wie ein Wieselchen auf die Rednertribüne, stellt sich jedoch nicht ans Pult, denn das würde ihn in seiner Kleinheit beinah völlig verdecken, sondern zwischen Pult und Regierungstisch und beginnt drauf los zu pulvern. Seine Rede knattert wie Maschinengewehrfeuer. Er spricht nicht, wie die meisten andern, langweilig nach dem Manuskript. Ein winziges Visitenkärtchen, auf dem er rasch einige Stichworte vermerkt hat, knautscht er in der Rechten. Hurtig und witzig fließt seine Rede dahin. Zwischenrufe stören ihn nicht. Er nimmt sie auf, verarbeitet sie im Nu, erwidert und spitzt die Sätze, ein wenig Gift draufträufelnd, fein zu. Er kann auch, mit Absicht, plötzlich einhalten, die Worte gleichsam wie Edelsteine mit den Fingerspitzen drehen und wenden und sie dann mit knipsenden Fingernägeln wie glitzernde Bosheiten gegen die Regierung und gegen die Linke schleudern. Man hört dem Manne gern zu, denn er ist eine Persönlichkeit von eigenem Reiz, aber schließlich nur ein Desperado, ein Torero, der mit seinem schlanken Messer, ausweichend und ausbiegend, den Stier, den Gegner an einer schwachen Stelle zu treffen versucht. Mehr Dialektik und Taktik als kluge und weitschauende Realpolitik.

Damit sind wir bei der konservativen Parteipolitik seit einem Jahrzehnt. Ein Trümmerhaufen liegt vor uns. Heydebrand hat früher manchen Strauß mit dem Bund der Landwirte ausgefochten, mit der Agrardemagogie, die ihm

Digitized by Google

zu weit ging. Aber die am andern Ufer waren die Stärkern, und er, als der Klügere, gab nach. Seitdem geht er mit ihnen durch Dick und Dünn. Man kann das so formulieren: Früher machte er eine vorsichtig-zurückhaltende Kreuzzeitungs-Politik — dann, seit langem schon, eine drauflospolternde Deutsche-Tageszeitungs-Politik. Er hat die Partei in den Kämpfen um die Reichsfinanzreform von 1909 aufs Ärgste belastet: er zerbrach den konservativ-liberalen Block, trieb die verbündeten Regierungen unter das kaudinische Joch, nötigte sie, feierlich das abzuschwören, worauf sie sich eben noch mehrmals auf das Bestimmteste festgelegt hatten, erschütterte so ihre Autorität aufs schwerste und zwang den Fürsten Bülow zum Rücktritt. Und warum das alles? Weil er sich mit Händen und Füßen gegen die Nachlaßsteuer sträubte — eine Steuer, die, wie er sich sagen mußte, doch einmal kommen würde. In der Wahlrechtsfrage ging es nicht anders. Er hat jahrzehntelang gegen jede Reform des Dreiklassenwahlrechts, das er im Abgeordnetenhause einmal als „fast ideal" bezeichnet hat, sauer reagiert und hat selbst 1910, bei der vorsichtigen Bethmannschen Reformvorlage alles daran gesetzt, um durch taktische Mittel selbst diese Scheinreform, die wenigstens das geheime und direkte Wahlrecht hätte bringen müssen, zunichte zu machen. Aber wiederum tauchte das Wahlrechtsgespenst auf, und wiederum verdammte es Herr von Heydebrand in Grund und Boden, versuchte sogar mit den Rechtsnationalliberalen

Digitized by Google

in einem geheimnisvoll geschmiedeten Kompromiß das bisherige Dreiklassenwahlrecht durch noch mehr Zusatzstimmen zu übertrumpfen. Abermals hat er dem Volk und der Regierung den Fehdehandschuh ins Gesicht geworfen, hat wie ein ungebärdiges Kind mit den Füßen gestrampelt, und wie er 1909 bei der Beratung über die Nachlaßsteuer nicht das Portemonnaie der Besitzenden einem aus gleichen Wahlen hervorgegangenen Parlament ausliefern wollte, so hat er sich, königlicher als sein Herr, schützend vor den König gestellt, dessen Existenz durch das gleiche Wahlrecht gefährdet sei. Und der Erfolg? Gleich der Nachlaßsteuer ist auch wie eine Naturwendigkeit das gleiche Wahlrecht gekommen.

Eine Desperado-Politik im Innern und nach außen. Die ersten Reichstagswahlen nach der berüchtigten Reichsfinanzreform kosteten der Konservativen Partei Mandat über Mandat. Sie schrumpfte im Reichstag zu einer aussichtslosen Minderheitsgruppe zusammen. Die Jungkonservativen, Rebellen, erhoben ihr Haupt. Aber ihr Führer, Herr Bredereck unseligen Angedenkens, versagte kläglich, und Herr von Heydebrand ging lächelnd über sie zur Tagesordnung über. In der Außenpolitik gerieten die Konservativen, schon vor dem Kriege, ins alldeutsche Fahrwasser. Herr von Bethmann Hollweg steuerte den Versöhnungskurs, vornehmlich England gegenüber. Heydebrand schürte das Feuer gegen die Engländer. Und dann kams zu jenem berühmten ersten Zu-

Digitized by Google

sammenstoß zwischen Bethmann und Heydebrand. Während der konservative Parteiführer heftig wider England sprach, lauschte der Kronprinz in der Hofloge seinen Worten. Ich sehe ihn noch heute vorn an der Brüstung dasitzen, aufgestützt mit beiden Händen auf den Säbelknauf. Und während Herr von Heydebrand unten im lärmenden Sitzungssaal rhetorische Brandraketen über den Kanal schickte, klatschte der deutsche Thronfolger entzückt Beifall, indem er die obere Hand mehrmals auf den Rücken der untern fallen ließ. Und dann Bethmann! Ein kochend heißer Wasserstrahl wars, den er seinem Gegner ins Gesicht spritzte. Heydebrand suchte äußerlich die Ruhe zu bewahren. Indes, sein Antlitz entfärbte sich doch zusehends. Solch eine Gegenkanonade von dem Staatshämorrhoidarius hatte er nicht erwartet. Seitdem kniff er, überließ im Reichstag dem Grafen Westarp das Feld und widmete sich fast ausschließlich dem Landtag. Verhältnismäßig selten sah man ihn noch im Reichsparlament: nur dann pflegte er nicht zu fehlen, wenn Bethmann sprach. Dann knurrte und murrte der kleine Herr, der seinen Platz beinah unmittelbar unterhalb des Reichskanzlertisches hatte. Herr von Bethmann Hollweg hatte es von Stund an mit den Konservativen verscherzt. Ein Kesseltreiben gegen ihn begann, so unerhört in der preußisch-deutschen Geschichte, daß alles, was er auch immer tat, sich zu schwerster Anklage wider ihn verdichtete. Da gabs keine Rücksichten aufs Ausland, auf den Monarchen, auf den Angegriffenen

Digitized by Google

selbst. Weil er sich lange Zeit nicht entschließen konnte, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu befürworten, ward er der Schlappheit, des Defaitismus beschuldigt. Vertrauliche Denkschriften wurden verschickt und Verschwörer-Versammlungen arrangiert. Als er vor der amerikanischen Gefahr warnte, wurde er ausgelacht. Herr von Heydebrand, der nur ganz selten zur Feder greift, veröffentlichte in der Kreuzzeitung einen Artikel, der in ganzen zwanzig Zeilen die amerikanische Gefahr abtat. ‚Amerika und wir!' war dieses Elaborat überschrieben und von Herrn von Heydebrand mit vollem Namen unterzeichnet. Und nun? Wieder hat Herr von Heydebrand aufs falsche Pferd gesetzt und eine kurzsichtige Gefühls-, keine langsichtige Realpolitik getrieben. Ein andres. Die Annäherung an die Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften wurden Herrn von Bethmann zum schlimmsten Vorwurf gemacht. Würmer wühlten sich in das Ohr des Monarchen. Die vom Kanzler unterstützte Idee eines Völkerbundes wurde verhöhnt, und endlich, endlich wurde Herr von Bethmann Hollweg gestürzt. Hohe und höchste Chargen waren behilflich gewesen. Herr von Heydebrand war Sieger geblieben auf einem politischen Leichenfelde. Aber es war ein Pyrrhus-Sieg. Denn Bethmanns Erbschaft: Friedenswille, Völkerverständigung, Parlamentarisierung und Wahlreform stand da, und irgendwie mußte man sich mit ihr auseinandersetzen. Eine feste Arbeitsmehrheit des Reichstags aus Zentrum, Fortschritt und Sozial-

Digitized by Google

demokratie bildete sich, und die Konservative Partei ward in eine splendid isolation gedrängt. Sie wurde fortan übergangen. Um so geräuschvoller trat sie im Abgeordnetenhause auf, wo sie eine kleine Weile noch das Heft in der Hand hatte. Aber Herr von Heydebrand spielte auch hier mit einem Schlage aus, als der „Militarismus" versagte, als Deutschlands militärische Lage sich jäh verschlechterte und die Zeichen plötzlich auf Sturm standen. „Das ist der Zusammenbruch der Konservativen Partei", stöhnte er, „wir sind belogen worden."

Von Stund an legten auch die Konservativen Zeugnis für das gleiche Wahlrecht ab, und Herr von Heydebrand zog sich nach der Revolution als kompromittierte Persönlichkeit einstweilen vom politischen Leben zurück.

Digitized by Google

Tirpitz

Auch dem Manne muß ich ein paar kritische Worte widmen, der, wie kaum ein andrer deutscher Politiker, seit zwanzig Jahren die Öffentlichkeit auf allerhand Umwegen publizistisch zu beeinflussen versuchte. Publizistisch im weitesten Sinne des Wortes.

Ich beginne, pedantisch, mit dem ersten Kapitel:

Seine propagandistische Tätigkeit (hinter den Kulissen) geht bis aufs Jahr 1884 zurück. Schon damals, als junger Stabsoffizier, verfaßte er eine Denkschrift für den Reichstag, die den Bau von hundertfünfzig Torpedobooten forderte. Dann, nach dieser kleinen Episode, wurde sein Name wieder vergessen. Er tat, der größern Öffentlichkeit völlig unbekannt, seinen regulären Dienst in der Marine weiter, wie jeder x-beliebige andre. Erst zwölf Jahre später taucht er wieder aus der Vergessenheit auf. Abermals handelt es sich um eine Denkschrift. Er ist inzwischen Kontre-Admiral geworden. Diesmal hat er sich indirekt an den Kaiser gewendet. Er legt einen umfangreichen, kostspieligen Flottenplan vor. Als die Sache ruchbar und man in parlamentarischen Kreisen unruhig wird, macht die Regierung den ‚Reichsanzeiger' mobil und stellt, am zwölften September 1896, alles in Abrede: „Ein Flottenvermeh-

Digitized by Google

rungsplan ist von jenem Flaggoffizier weder bei allerhöchster noch bei der verantwortlichen Stelle zur Vorlage gebracht worden. Kontre-Admiral Tirpitz ist zu einer derartigen Vorlage nie berufen gewesen und hat sich auch nicht in einer Stellung befunden, in welcher ihm ein Auftrag zur Ausarbeitung einer Marinevorlage hätte zugehen können. Es liegt nicht in der Absicht der Marineverwaltung, von dem bisherigen Gebrauch, durch den Etat dasjenige zu fordern, was die Marine zur Erfüllung ihrer Aufgaben gebraucht, abzugehen und den gesetzgebenden Körperschaften einen weitausschauenden Plan oder eine besondere Marinevorlage zu übergeben, die durch die unübersehbare Entwicklung der Dinge in kürzester Zeit wertlos werden könnte."

Wenige Monate später, im März 1897, setzt sich sowohl der Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, wie der Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Herr Hollmann, aufs bestimmteste dafür ein, daß die neu vorgeschlagenen Marineforderungen im Rahmen des Etats bleiben, und Herr Hollmann insbesondere versichert, im Hinblick auf die Tirpitzsche Denkschrift: „Weder die verbündeten Regierungen noch der Reichstag werden sich jemals dazu verstehen, sich an formelle Vorschriften zu binden für Jahre hinaus. Das ist ganz unmöglich und, selbst wenn beide Teile es wollten, nicht durchführbar, aus dem einfachen Grunde, weil zunächst ebenso wie auf dem Lande, so auch auf der See die Kriegskunst ganz wandelbar ist und man sich nach Maßgabe der Kriegskunst

Digitized by Google

rüsten muß. Es ist ganz unmöglich, daß ihnen heute eine Marineverwaltung sagen kann, was wir nach zehn Jahren brauchen; sie kann es nur für die Gegenwart ihnen mitteilen, und wenn sich nun die Verhältnisse ändern, dann werden sich auch die Forderungen ändern; darüber ist kein Zweifel, meine Herren."

Aber Tirpitz, damals noch nicht für seine „hervorragenden Verdienste" geadelt, weiß es besser, wühlt von hinten herum, und als der Reichstag in der Budgetkommission nicht sofort alle Marineforderungen des Etats schluckt, erhält Herr Hollmann den Abschied. In demselben Augenblick wird Herr Tirpitz, der bis dahin Befehlshaber der Kreuzer-Division in Ostasien gewesen war, an die Spitze des Reichsmarineamtes berufen. Nun geht ein wahrer Rummel los. Seine Denkschrift, eben noch von der Regierung verleugnet — jetzt wird sie maßgebend. Die Erklärungen des Herrn Hollmann werden zum alten Eisen gelegt. Nun heißt es, im strikten Gegensatze zu ihm, daß der kommende Flottenplan in einer besondern Gesetzesvorlage, also nicht mehr innerhalb des einjährigen Etats, formuliert werden würde, um den Reichstag über das einzelne Etatsjahr hinaus in der Geldbewilligung festzulegen und zu binden. Dieser Gedanke erregt fast allgemeinen Widerspruch. Sogar die freikonservative und nationalliberale Presse schreibt heftig dagegen. Die ‚Post' sagt höhnisch, selbst der Marine werde mit solchen luftigen Plänen in Wirklichkeit ein herzlich schlechter Dienst erwiesen,

Digitized by Google

und für die Gesamtpolitik könnten sie nur schädlich wirken. Ähnlich die ‚Nationalzeitung'. Tirpitz horcht auf, läßt sich aber nicht beirren. Die Bedeutung der Presse wird ihm klar. Im Reichsmarineamt wird ein besonderes Pressebureau eingerichtet. Unter dem harmlosen Titel ‚Mitteilungen' werden den Zeitungen dauernd Nachrichten und Marine-Artikel gratis und franko zur Verfügung gestellt, und die amtliche Kreisblattpresse wird völlig in diesen Aufklärungsdienst gespannt. Auch die andern Zeitungen beißen allmählich darauf an. Man will doch schließlich hinter der Konkurrenz nicht zurückstehen. Graf Hertling erklärt nach Jahren solcher Marine-Preßtreibereien, als Parlamentarier, dieses Pressebureau des Reichsmarineamtes gradezu für unerträglich, und der Abgeordnete Müller-Meiningen ersucht den Reichskanzler, dafür zu sorgen, „daß wir nicht vielleicht — ich drücke mich sehr vorsichtig aus — die Möglichkeit einer doppelten auswärtigen Politik haben eben durch ein derartiges besonderes Pressebureau des Reichsmarineamtes." Damals aber wittert man im Reichstag noch nicht diese Gefahren. Der Kaiser sendet dem Parlament vergleichende Marinetabellen und stellt sich, in mannigfachen Reden, selbst in den Dienst der Aufklärung über die Flotte: „Der Dreizack gehört in unsre Faust!" Und ein andres Mal: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andre nicht bestehen kann." Als Prinz Heinrich zur Verstärkung der

Digitized by Google

ersten mit einer zweiten Kreuzer-Division nach Ostasien geht, da äußert der Monarch im Kieler Schlosse zu seinem Bruder in einem Trinkspruch: „Sollte es irgendeiner unternehmen, uns an unserm guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre drein mit gepanzerter Faust!" Und Heinrich erwidert: „Mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorbeer, mich zieht nur eines: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Auslande zu künden, zu predigen jedem, der es hören will, und auch denen, die es nicht hören wollen."

Am dreißigsten November 1897 geht dem Reichstag endlich die Flottenvorlage nach dem neuen System zu: 19 Linienschiffe, 12 große und 24 kleine Kreuzer. Die Flotte wird um ein Drittel vergrößert, das Bauprogramm und das Geld dafür, nahezu eine Milliarde, werden auf sechs Jahre festgelegt. Die Mehrheit des Reichstags stimmt zu. Von 1898 bis 1904 hätte man, unter Aufopferung des Etatrechts, nunmehr Ruhe haben müssen. Aber Tirpitz ließ keine Ruhe. Die Presse-propaganda des Reichsmarineamtes genügte ihm nicht. Die Reklametrommel mußte noch kräftiger gerührt werden. Am dreißigsten April 1898 wird der Deutsche Flottenverein begründet, und nun hebt eine Aufklärung größten Stils im ganzen Reiche an. Eine Presse-Korrespondenz wird herausgegeben, zahllose Vorträge werden gehalten, Marineplakate und -tabellen werden an allen Bahnhöfen, in tausenden von Bureaus angebracht, und auch der Film wird in den Dienst

Digitized by Google

der Sache gestellt. Die Suggestion beginnt zu wirken. Bereits anderthalb Jahre danach rückt Tirpitz, obwohl es noch lange hin ist bis 1904, mit einem neuen Flottengesetz heraus. Wieder hat ers hintenherum gemacht. Der Kanzler, Fürst Hohenlohe, hatte beim ersten Tirpitzschen Marine-programm, 1897, im Reichstag erklärt, daß durch dieses Gesetz den angeblich uferlosen Plänen ein Ende bereitet würde. Jetzt holte Tirpitz, wohl-weislich erst nachträglich, die Zustimmung des alten Herrn, des Kanzlers, zu seinen neuen Marine-forderungen ein; er reiste zu ihm nicht früher nach Baden-Baden, als bis alles mit der allerhöchsten Stelle vereinbart worden war. Der neue Gesetz-entwurf sah, wiederum auf lange Sicht, ein festes Programm, die Verdoppelung der Forderungen von 1897/98, für die Jahre 1901 bis 1917 vor. Abermals ging Tirpitz, mit einem noch größern Schritte, über das Etatsrecht des Reichstags hin-weg. Der freisinnige Redner weist auf die politische Unklugheit dieses Verfahrens hin: indem man dem Ausland vorzeitig erzählt, was man in spätern Jahren bauen will, alarmiert man es. Herrn Tirpitz wirft die Linke vor, in der Begründung der Vorlage die Stärke der andern Flotten über-trieben zu haben; es seien in diesen andern Flotten mehr sogenannte alte Kästen, als man bisher an-genommen habe. Tut nichts. Tirpitz trägt auch diesen Sieg davon. Wird man nun wenigstens bis 1917 Ruhe haben? Irrtum. Nach noch nicht zwölf Monaten dringt durch einen Vertrauens-bruch ein Geheimerlaß des Marine-Staatssekretärs,

Digitized by Google

datiert vom sechsten Januar 1902, in die Öffentlichkeit. Darin wird für 1904/05 schon wieder ein neues Flottengesetz, bescheiden ausgedrückt: eine Novelle, angekündigt. In dem Entwurf befindet sich eine niedliche Schiebung, eine Anweisung an die Beamten des Reichsmarineamts und der nachgeordneten Behörden, die Kostenberechnung der Indiensthaltungen eigens für den Reichstag zu frisieren. Tirpitz versucht sich, diesmal und später, zu rechtfertigen. Aber das Parlament ist mißtrauisch geworden. Eugen Richter erklärt am siebenten Februar 1902: „Ich habe hier wohl hundert Minister kommen und gehen sehen, aber noch keinen, dessen Erklärungen und Mitteilungen man so wenig Vertrauen schenken konnte wie Herrn von Tirpitz. Ich kann mich daher nicht anders resümieren als: Der Erlaß des Herrn von Tirpitz enthält das Eingeständnis der Hinterhältigkeit, eines Mangels an Offenheit, dem wir leider bei Herrn von Tirpitz hier nicht zum ersten Male begegnen." Und Richter erhält vom Präsidenten keinen Ordnungsruf. Selbst Doktor Oertel, der Chef der Deutschen Tageszeitung, schreibt: „Glaubt Herr von Tirpitz wirklich, nach den mitgeteilten Sätzen seines Erlasses noch auf das Vertrauen des Reichstags einen Anspruch zu haben?" Herr von Tirpitz steckt das alles lächelnd ein. Das Vertrauen des Monarchen bleibt unerschüttert. Noch mehrmals bekommt der Staatssekretär solche bittern Wahrheiten zu hören. „So sieht man", sagt der Abgeordnete Leonhart, „wieder einmal die pupillarische Sicherheit der

Digitized by Google

Erklärungen des Herrn von Tirpitz festgestellt." Der (stramm konservative) Präsident, Graf Schwerin-Löwitz, wird um einen Ordnungsruf ersucht, schüttelt aber lächelnd den Kopf und meint, dazu sei er nicht in der Lage; denn der Vorwurf sei ja nur — gegen das Reichsmarineamt gerichtet. Und der Abgeordnete Doktor Struve redet mit leichtem Sarkasmus, mehr als einmal, von dem Ausflug des Herrn Staatssekretärs „in die höhere Mathematik", bei dem man ihm nicht zu folgen vermöge.

Noch dreimal — dreimal, wiewohl alles bis 1917 festgelegt sein sollte — trat der Staatssekretär mit Flottengesetzen an den Reichstag: 1906, 1908 und 1912. Neue Kreuzer, neue Linienschiffe. Die alte Melodie. Das genau vorausbestimmte Bauprogramm wurde stets wieder umgestoßen.

Wer hatte, marinetechnisch gesprochen, recht: Hollmann oder Tirpitz? Hollmann, der erklärt hatte: „Es ist ganz unmöglich, daß Ihnen heute eine Marineverwaltung sagen kann, was wir nach zehn Jahren brauchen"? Oder Tirpitz, der sich immer von neuem mit tausend Schwüren vor dem Parlament auf ein bestimmtes Bauprogramm für eine langbefristete Zeit festlegte und dann, nach wenigen Jahren, nein, nach Monaten das Vergangene völlig vergaß und jedes Programm umstieß und ergänzte? Der Abgeordnete Müller-Meiningen hat in der Reichstagssitzung vom neunzehnten Mai 1914 diese Methode mit drastischer Ironie, in einer Auseinandersetzung

Digitized by Google

mit dem damaligen Kriegsminister von Falkenhayn, charakterisiert. „Herr Kriegsminister," sagt er, „die Kunst der diplomatisch-parlamentarischen Rede müssen Sie sich von Ihrem Herrn Kollegen von der andern Fakultät, ich meine: von der Marine, weisen lassen. Ihr Kollege von der andern Fakultät, von der Marine, beherrscht wenn es darauf ankommt, diese Kunst ganz vorzüglich. Aber das ‚Tirpitzen' will gelernt sein. Mancher lernts nie. Und das ist gut so."

Soviel über die organisatorischen Manöver des Herrn von Tirpitz. Auf die Rückwirkungen seines forcierten und ganz einseitig gerichteten Flottenbaus, auf die Handlungen zur See im Kriege soll nachher eingegangen werden. Hier nur noch einiges über die politischen Folgen. Kein andrer als Bismarck hat sie, mit prophetischem Blick, vorausgesehen: „Ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markierung von Prestige dienen, und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das wichtigste ein starkes Heer, das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Überzeugung verband, daß wir sogar die über unsern Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festland auszufechten haben werden. Also keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann noch mit andern für unsre europäische Situation wichtigen Leuten verzanken." Und weiter: „Ich möchte wissen, an welchen Angreifer gedacht wird. Hoffentlich nicht an einen, der es erst werden

Digitized by Google

könnte, wenn undeutsche Prestigesucht und eine als Feindschaftszeichen zu deutende eilige Seerüstung ihn einer gegen uns gerichteten Koalition zutriebe." Tirpitz ist andrer Meinung. Baut und baut Schiffe und treibt England in jene von Bismarck befürchtete Koalition. Obwohl er so der eigentliche Vater des Krieges ist, stellt er sich ahnungslos, oder war und ists vielleicht noch heute (für einen Politiker dann um so unbegreiflicher). Noch im November 1914 äußerte er zu dem Amerikaner von Wiegand in einem Interview: „Ich war einer von denen, die nicht glauben wollten, daß dieser Krieg kommen wird." Seine Reden klangen, noch im Frühjahr 1914, so selbstbewußt, so friedenszuversichtlich, daß Herr Bassermann ganz entzückt ausrief: „Ich bin überzeugt, die Entspannung mit England ist nur dadurch möglich geworden, daß Deutschland sich eine starke Flotte geschaffen hat. Grade diese Entspannung ist der beste Beweis dafür, wie richtig wir mit unsrer Flottenpolitik gehandelt haben." Und ebenso beglückt äußerte Herr Doktor Heckscher im Parlament: „Weshalb ist die Einkreisungspolitik Englands gegen uns aufgegeben? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte."

Ach ja, die Herren Abgeordneten tanzten allmählich wie die Puppen an seinem Draht. Er verstand ja alles so blendend schön zu arrangieren. Mal wurden die Herren Abgeordneten zu einem Besuch der Kaiserlichen Werften in Kiel und Danzig, mal zu Schiffsbesichtigungen, zu Flottenübungen geladen, und stets war der Staatssekretär

Digitized by Google

der liebenswürdigste Gastgeber, der auch seine Leute an Bord zu größtem Entgegenkommen gegen die Herren Abgeordneten gedrillt hatte. Tirpitz ging noch weiter. Er ließ sich mit diesem und jenem Parlamentarier in eine vertrauliche Zwiesprach ein, versicherte Freisinnsmännern diskret, daß er ein durchaus liberaler Mann sei, der sich natürlich nach außen hin eine gewisse Reserve auferlegen müsse, nahte sich mit freundlicher Miene auch dem Zentrum, äußerte seine Sympathie für den Katholizismus, versprach, für eine stramme kirchliche Zucht an Bord zu sorgen, und (das ist kein Spaß) verpflanzte seinerzeit einige katholische Leute nach dem rein protestantischen Helgoland, um dem Zentrum nun mit dem Bau einer katholischen Paradekirche auf dem Eiland imponieren zu können. Ja, so war er, und die meisten ließen sich einseifen. Selbst noch, als der Krieg die ganze U-Boot-Frage aufrollte, wußte er sich mit dem Glorienschein eines überragenden Staatsmannes zu umgeben, dem bitterstes Unrecht geschehen sei.

Damit kommen wir zum zweiten Kapitel:

Seine Flottenpolitik, sagten wir, ist letzten Endes der Anstoß für den Weltkrieg gewesen. Haben wir nun wenigstens, müssen wir uns fragen, greifbare Kriegserfolge zur See von seinen — seinen Flottenbauten gehabt? Da sind wir denn bei der Tragik dieser Politik, für die Tirpitz allmählich den größten Teil des deutschen Volkes hypnotisiert hatte. Wir mußten schließlich einen Teil

Digitized by Google

unserer Schiffe abmontieren, weil wir das Material für den Unterseebootsbau brauchten. Die deutsche Kriegführung zur See ging beinah ausschließlich auf die Unterseeboote über. Den Bau von Unterseebooten aber hat Tirpitz ursprünglich, und das ist sein zweiter marinepolitischer Fehler, nicht nur nicht gefördert, sondern gradezu verhindert, zum mindesten aber unglaublich verzögert, weil er die maritime Bedeutung dieser neuen Waffe nicht erkannte. Während Frankreich und England schon vor dem Kriege eifrig Unterseeboote bauten, wollte Tirpitz nichts davon wissen. Er verhielt sich „abwartend". Marinefachleute von Ruf, fortschrittliche Parlamentarier drängten ihn: er zeigte ihnen die kalte Schulter, baute immer nur große Schiffe, vor und sogar noch im Kriege. Man kann doch schließlich nicht Korvettenkapitäne, Kapitäne zur See und Admiräle an die Spitze von Unterseebooten stellen, und diese höhern Grade wollen doch auch ihren Platz haben! Es wurden vor dem Kriege in Dienst gestellt: 1906 ein U-Boot, 1907 eins, 1908 eins, 1909 zwei, 1910 eins, 1911 fünf, 1912 fünf, 1913 sechs und 1914 bis Kriegsausbruch vier.

Schon im November 1914 erzählte Tirpitz bombastisch in der Unterredung mit dem Amerikaner von Wiegand, er könne mit großen U-Booten England umzingeln, jedes Schiff, das sich den Häfen Englands oder Schottlands nähere, torpedieren und so England aushungern. Die ganze Welt horchte damals auf. Und welche reale Macht stand in jenen Tagen hinter dem Staatssekretär?

Digitized by Google

Märchenhafte Zahlen wurden genannt. Im Februar 1915 trat er mit der Kampfansage gegen die Handelsschiffahrt hinaus. Ganze achtzehn U-Boote mit Petroleum-Motoren — „altes Eisen" von 1909 — und vielleicht ein Dutzend neuerer Boote mit Diesel-Motoren waren damals, nach einer Feststellung des Abgeordneten Doktor Struve, zu seiner Verfügung. Das war der eiserne Vorhang, den er um England herunterlassen wollte. Dann kam sein kategorisches Verlangen nach einem uneingeschränkten U-Boot-Krieg. Der Kanzler von Bethmann Hollweg sieht in diesem Fall einen Krieg mit Amerika voraus. Tirpitz lacht darüber. Noch im Januar 1918 sagt er dem Berliner Korrespondenten des ‚Neuen Pester Journals', Herrn Paul Lothringer: „Amerikas Hilfe ist und bleibt ein Phantom." Tirpitz ist (im März 1916) über sein Verlangen nach dem uneingeschränkten Krieg zur See gestürzt. Nun bringt er alles, was da in seinen Netzen keucht und fleucht, wider die Regierung auf. Eine Hetze sondergleichen gegen Bethmann beginnt, und Tirpitz läßt sich als „verkanntes Genie" von der Presse der Alldeutschen, der Konservativen und der Nationalliberalen feiern und versichert in seiner Denkschrift: wenn der uneingeschränkte U-Boot-Krieg von uns begonnen würde, sei England in sechs Monaten niedergerungen. In sechs Monaten? Dem Abgeordneten Erzberger gegenüber hat er schon im Januar 1916 von sechs Wochen gesprochen. Nun erst, seit dem Januar 1917, haben wir den U-Boot-Krieg, haben, als Folge, den Krieg mit Amerika

Digitized by Google

und mit einer Reihe andrer seefahrender Nationen — und England beginnt zu triumphieren. Tirpitz aber verstand es, viele Monate hindurch, die Kritik an seiner Politik und an seiner Person zu verhindern. Der Weg, auf dem das möglich war, ist nicht schwer zu erraten. So konnte er der Öffentlichkeit als Prophet des U-Boot-Wesens von einer geschäftigen Presse aufgeschwatzt werden, ohne daß die andre Seite zu Wort gelangte. Die einen jauchzten Tirpitz zu und verdammten den Kanzler, der sich auf keine Abenteuerpolitik einlassen wollte. Die andern mußten schweigen, weil das Zensurgebot es erforderte. So wurde Tirpitz innerpolitisch zum Sprengpulver. An ihm, an dem Kampf um seine Person zerbrach der Burgfrieden.

Wir kommen zum letzten, zum dritten Kapitel:

Die Deutsche Vaterlandspartei wurde begründet. Tirpitz trat an ihre Spitze und gesellte sich den wildesten Annexionisten zu. Er hatte es vornehmlich auf England abgesehen. In den verschiedensten Versammlungen stimmte er gradezu einen politischen Haßgesang gegen England an, der stets in die Worte ausklang: Wir müssen die flandrische Küste haben! Da darf man doch wohl an das eine erinnern, daß Tirpitz nicht immer das Wort vom perfiden Albion im Munde geführt hat. „Ich bin", sagte er früher einmal, „aufgewachsen in Freundschaft zu England und den Engländern und habe als Seemann die großen Seiten dieser Weltmacht nie verkannt." Als sein Sprößling, der des

Digitized by Google

Vaters blauen Rock, nur mit wenigen Streifen auf den Ärmeln, trug, gleich zu Beginn des Krieges, im August 1914, in britische Hände fiel, und als bald darauf der Draht aus London die frohe Kunde brachte, der Jüngling befinde sich wohl auf gastlich englischem Boden und spiele mit der Frau des Marineministers Churchill Tennis, da schrieben die englischen Blätter: „Sicherlich: Gott strafe England! ist kein Bittgebet, das im Schoß der Familie des Herrn von Tirpitz Einlaß fand. Die Frau und zwei seiner Töchter wurden in Chaltenham Kollege erzogen, sein Sohn, nun unser Gefangener, war Oxforder. Tirpitz selbst hat nie aus seiner Bewunderung für englisches Wesen ein Hehl gemacht, hat die Gebräuche und andres mehr unsrer Kriegsleute bei sich daheim eingeführt, hinunter bis zu den Uniformknöpfen." Und heute? Nun, die Zeiten ändern sich eben; und bei keinem rascher als bei dem politisch wandelbaren Herrn von Tirpitz. Mit gewaltiger Reklame und noch gewaltigern Geldmitteln hat er den Apparat der Deutschen Vaterlandspartei in Bewegung gesetzt. Landauf, landab hetzte er die Agitatoren. Inserate wurden, wie ein Massenfeuerwerk, gleich zu vielen tausenden auf einmal in der Presse veröffentlicht. In die Bureaus und Beamtenstuben drang man ein, Plakate in schillernden Farben wurden überall angeheftet, auf Bahnhöfen, an Häusern, in den Straßen, und, als Neuestes vom Neuen auf dem Gebiet der politischen Propaganda, wurde ein systematischer Depeschensturm an die leitenden Stellen: an den

Digitized by Google

Kaiser, den Kronprinzen und Hindenburg losgelassen. Mit den reichsten Geldmitteln versehen, deren Quellen wir hier nicht nachgehen wollen, organisierte Tirpitz einen Feldzug gegen Regierung und Reichstagsmehrheit. Spätestens im Februar 1918, rechneten seine Vertrauten, werde er, Tirpitz, an der Spitze der Reichsleitung stehen. Dann werde Graf Hertling, der alte Herr, abgewirtschaftet haben. Und die flandrische Küste? Allmählich erklärten die leitenden Stellen, daß sie Belgien unangetastet wieder herausgeben würden. Denn die belgische Frage war für die ganze Welt ein moralischer Faktor. Ohne moralische Eroberungen würden uns aber nach dem Krieg alle Märkte der Welt verschlossen bleiben, und Deutschlands Wirtschaftsleben wäre für absehbare Zeit tödlich verwundet. Tirpitz sah darüber hinweg. Er wollte nun einmal, wie ein ungezogenes Kind, das mit den Füßen auf die Erde stampft, seine flandrische Küste haben. Natürlich aus strategischen Gründen: „Weil wir, unmittelbar gegenüber England, einen festen Flottenstützpunkt brauchen."

Diese „Realpolitik" des Herrn von Tirpitz brach schon nach wenigen Monaten völlig in sich zusammen, und dieselbe Vaterlandspartei mußte sich entschließen, um nicht allen Boden unter den Füßen zu verlieren, unter die „Verzichtler" und „Demokraten" zu gehen und das Kabinett des Prinzen Max zu unterstützen. In allem, aber auch in allem hatte er während seiner politischen Tätigkeit von zwanzig Jahren aufs falsche Pferd

Digitized by Google

gesetzt. Er blickt, oder richtiger: wir andern sehen auf eine ununterbrochene Kette von schweren, schwersten Irrtümern und Fehlern des Herrn von Tirpitz zurück, der damit unendliche Schuld auf sich geladen hat. Selbst die alldeutschen Blätter, für die er als Politiker während des Krieges der Abgott war, die keine Kritik an ihm duldeten — selbst sie haben ihm vor zehn Jahren vorgeworfen, „daß er das Geforderte und Bewilligte nicht in zweckmäßiger Weise verwendet habe", daß wir für dasselbe Geld besser hätten gerüstet sein können.

Als die Revolution von der Tirpitzflotte kam, kniff er rasch aus, verduftete nach der Schweiz und ging zur „Gebirgsmarine" über.

Digitized by Google

Friedrich Naumann

Zwischen evangelischer Staatskirche und reinem Menschentum klafft ein unüberbrückbarer Gegensatz. Ein Christentum, das verstaatlicht wird, ist sofort auch an tausenderlei Interessen gekettet, die mit Menschenliebe und Menschendienst nichts zu tun haben. Zwischen Herz und Verstand haben sich die Konsistorien, die Synoden, der ganze bureaukratische Apparat der Kirche geschoben und damit zugleich der (rein weltliche) Schutz des Thrones und die (egoistisch-wirtschaftlichen) Interessen all derer, die sich mit kräftigen Worten gern um den Thron scharen. Die aber, denen der Heiland einst als Trostbringer, als Erlöser erschien, die Mühseligen und Beladenen wurden beiseite geschoben und sind nun, im Sozialismus, ihre eigenen Wege gegangen. Wenn je, dann hat dies Königlich preußische evangelische Staatschristentum im Kriege den letzten Rest der reinen, großen, allumfassenden Menschenliebe von sich gestreift und über das härene Gewand des Verzeihens und Versöhnens den stahlharten Panzer des Kampfes gelegt. Ich habe sogar, mit eigenen Ohren, von der Kanzel eine Rechtfertigung des Hasses gehört. Przybyszewski, der Vater des literarischen Satanismus, hätte seine Freude daran gehabt. Es gehörte in geistlichen Kreisen zum guten Ton, daß man, als

Digitized by Google

Superintendent, Konsistorialrat oder auch als bloße Hochehrwürden, Mitglied der Deutschen Vaterlandspartei war, die bekanntlich einen Krieg ad infinitum predigte. Traub war der Typus dafür.

Dieser Zwiespalt zwischen den Lehren des Christentums und den ganz andern Wegen, die das praktische Leben einschlägt, hat schon immer die Besten unter den Kündern des Wortes Gottes erschüttert. Ganz besonders im modernen Leben der Technik, der Maschine, das die Menschenarbeit atomisiert und das Dasein der Masse freudlos macht. Soll ich noch Namen nennen? Etwa Kierkegaard, Emerson, Kalthoff, Jatho? Viele andre ließen sich hinzufügen. Auch Friedrich Naumann darf in dieser Reihe Aufrechter nicht fehlen. Auch er sieht das Elend der Massen mit seherischem Blick, der bis in die letzten verschlossenen Kammern der Seele dringt, möchte helfen und kann doch, als einzelner, nichts ausrichten. Soll er, als Pfarrer, als Theologe, immer nur reden und reden, die leidende Menschheit lediglich mit dem harten Brot von Geschichten und Gleichnissen aus einem Buche der Vergangenheit zu sättigen versuchen, das dem Modernen in vielem, beinah in allem so kalt und fremd klingt, weil ja die Welt um ihn herum so ganz anders ausschaut? Oder soll er mitten hineinspringen in dieses Grauen des täglichen Lebens, vom Wort zur Tat übergehen und immer nur helfen, sorgen, pflegen?

Er entscheidet sich für die Tat. In einem sächsischen kleinen Ort, in Störmthal, wurde er

Digitized by Google

1860 geboren, kam auf das Nikolai=Gymnasium nach Leipzig und wurde dann auf die Fürsten=schule nach Meißen geschickt. In Leipzig und Erlangen studiert er Theologie. Aber mit bloßem Wort=Predigen hält er sich nicht lange auf. Er geht wie ein werktätig dienender Ordensbruder des Mittelalters ins Rauhe Haus zu Hamburg. Die innere Mission ist sein Feld. Er kommt nach Glauchau, diesem trüben, armseligen Textil=Fabrikhof Sachsens, wo es nur Schlote und wieder Schlote gibt, und wo die Menschen mit gekrümm=tem Rücken durch die rauchigen engen Straßen gehen, und wird schließlich als Vereinsgeistlicher der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission nach Frankfurt am Main berufen. Es ist ums Jahr 1890. Bismarcks Ära geht zu Ende. In der Literatur bricht sich das jüngste Deutsch=land mit seinem krassen Naturalismus Bahn. Der jugendliche Kaiser kündigt in seinen Februar=Erlassen eine neue soziale Epoche an. Die Intelli=genz wendet sich, in einem Rausch der Begeiste=rung, dem Sozialismus zu. Eine ganz neue Zeit scheint anzuheben. Der Bismarcksche Alpdruck weicht von den Menschen. Naumann reiht sich rasch in die Phalanx derer, die nun kulturell erobernd vorwärts stürmen wollen, glaubt aber zunächst von der Kanzel herab genügend wirken zu können für die heraufkommenden neuen Ideale. Seine erste Schrift erscheint: das soziale Programm der evangelischen Kirche. Die Stöcker=Mannen, die Christlich=Sozialen stehen ihm am nächsten. Was heißt christlich=sozial? fragt er

Digitized by Google

in einem zweiten Buche, und darauf richtet er ‚Soziale Briefe an reiche Leute'. 1894. Baut aber, in dieser sozialen Gesinnung, gleichzeitig am christlichen Glauben herum: Jesus als Volksmann, Gotteshilfe usw.

Er ist ein eigener, der den Mut zu Idealen hat, den Mut aber auch, sie durchsetzen zu wollen. Eine Menge Gleichgesinnter schart er um sich: Theologen, Studierende, alles Leute, die sich heraussehnen aus dem herztötenden Einerlei der staatlich abgestempelten Berufskarriere, die die Schranken übersteigen und ins Weite wirken wollen. Die Nationalsoziale Partei wird begründet. Staatssozialismus und Demokratie auf der einen, Heer- und Flottenbegeisterung auf der andern Seite. Eugen Richter spottet über diesen emsigen Sozialimperialismus. Tut nichts. Die ‚Hilfe' wird das Organ dieser Jungen. Naumann ist der Herausgeber, Martin Wenck, ein Theologe, der verantwortliche Redakteur, und Friedrich Weinhausen, auch ein Gottesmann, wird der Generalsekretär der neuen Partei. Alles sieht rosenrot aus. In Berlin wird eine Tageszeitung: die ‚Zeit' begründet. Naumann fungiert als Chefredakteur. Paul Rohrbach gesellt sich hinzu. Aber die Sache geht nicht. Nach dreiviertel Jahren schläft das Blatt ein und fristet für eine kurze Zeit noch als Wochenschrift sein Dasein.

Inzwischen hat sich die Partei der Jungtheologen auch in den Wahlkampf gestürzt. 1898. Naumann kandidiert in Jena-Neustadt. Bassermann sticht ihn aus. Fünf Jahre später bemüht sich Nau-

Digitized by Google

mann in Oldenburg um ein Reichstagsmandat. Wiederum vergebens. Nur zwei Nationalsoziale kommen ans Ziel: Hellmut von Gerlach und Heinz Potthof, der aber nur, weil er vorsichtshalber als wildliberal firmiert hatte. Ob dieses geringen Wahlerfolges verzagt man. Die große Sache wird als verloren aufgegeben. Die nationalsoziale Partei löst sich auf. Die einen gehen zur Sozialdemokratie über, so die ehemaligen Pastoren Göhre und Maurenbrecher, die andern, das Gros, schließt sich der Freisinnigen Vereinigung, den Rickert, Mommsen, Gothein an. Auch Naumann. Der hat sich unterdessen ganz der politischen Schriftstellerei gewidmet. Jahr für Jahr erscheinen ein, zwei, drei Bücher von ihm. Sein nationalsoziales Bekenntnis ist in seinem Werke ‚Demokratie und Kaisertum' niedergelegt. Beide Faktoren hält er für wohl vereinbar. In der ‚Neudeutschen Wirtschaftspolitik' rechtfertigt er die kapitalistische Wirtschaftsforderung, läßt aber die Frage offen, ob später, in ferner Zukunft, wenn die ganze Welt durchkapitaliert sei, einst der Sozialismus von selbst kommen werde. Auch ästhetische Fragen fesseln ihn, pädagogische, und über alles weiß er ein Netz neuer Gedanken auszubreiten. In der Tagespresse schreibt er über die verschiedensten Dinge. Rastlos. Unübersehbar häufen sich seine Publikationen.

1907 endlich, bei den Blockwahlen, gelangt er, als Vertreter Heilbronns, in den Reichstag. Nun erst scheint seine Stunde gekommen zu sein. Nun wird er in ganz großem Stil tätig sein können,

Digitized by Google

und die Nation, die Kulturwelt wird seinen Worten lauschen. Seine erste Reichstagsrede, über das Verhältnis von Arbeitern und Arbeitgebern im modernen Industriekapitalismus, wird von der Presse wie eine Sensation besprochen. Weit erhebt sich, was er gesagt hat, über das Niveau öden Parteigezänks. Er stellt große Gedanken auf und gibt sie in blendender Sprache wieder. Nur die in der Partei schütteln bedenklich die Köpfe, die Parteigrößen, die in der parteibureaukratischen Ochsentour über die Bezirksvereine hochgekommen sind, die Wiemer und Kopsch (der übrigens als freisinniger Commis voyageur ein unleugbares Organisationstalent hat), und langsam bildet sich eine gläserne Mauer um ihn. Der „Sklavenaufstand" beginnt. Auf Parteitagen mag er reden, sich in Versammlungen draußen im Reiche bejubeln lassen: in der Parteileitung selbst wird er kaltgestellt. Hier herrschen die minores dii. Hier frißt die Arterienverkalkung weiter, und neues, aufbegehrendes Blut ist unerwünscht.

Naumann, der die blaue Wunderblume des Liberalismus entdeckt hat, wird vom Parteiklüngel selbst wie ein Mauerblümchen an die Wand gedrückt. Das ist beschämend, aber leider wahr. Er ist den Leuten nicht Realpolitiker genug. Mag sein. Ein Hang zur Romantik ist bei ihm unverkennbar. Für alles weiß er, intuitiv, für die starrsten politischen Begriffe kristallklare Ausdeutungen zu finden, Formeln, die sich der Masse sofort einprägen. Ihn selbst aber verleitet das leicht zu schematischer Behandlung der Politik.

Digitized by Google

So hat sein glücklich entdecktes Wort ‚Mitteleuropa' ihn in seinem gleichnamigen Werke zu Folgerungen geführt, die Deutschland in den Verdacht brachten, zuerst den gegenwärtigen Wirtschaftskrieg verewigen zu wollen.

Wie er schreibt, bildhaft und klar, oft mit Gleichnissen spielend, spricht er auch in rauchgeschwängerten Versammlungen. Er hat kein volltönendes Organ, nicht einmal einen sympathischen Ton, eher eine krächzende, fast heiser scheinende Sprechweise, aber die Fülle der Ideen, der Gesichte läßt alles, was er sagt, in schimmerndem Glanze erscheinen.

1912, bei den letzten Reichstagswahlen, fiel er in Heilbronn durch. Unstet mußte er sich nach neuen Wahlkreisen umsehen. Schließlich entsandte ihn Waldeck-Pyrmont, wo sonst der Antisemitismus kühn das Haupt erhebt, in einer Nachwahl ins Haus am Königsplatz.

Der innere Dämon treibt ihn zu immer neuen Ufern. In der ‚Hilfe' tut er allwöchentlich geistigen Samariterdienst an vielen Tausenden. Er hat der innern Mission neue Wege und Ziele gesteckt, der innern Mission, „wie er sie auffaßt".

Digitized by Google

Wilhelm der Zweite

Die Jugend. Ein frischer, lebendiger, sprudelnder Junge. Schon Hinzpeter klagt, daß Prinz Wilhelm ein aufgeweckter und ganz befähigter, aber nur schwer zu lenkender Mensch sei, und in einem (bisher nicht veröffentlichten) Briefe eines seiner andern Erzieher heißt es: „Sie machen mir den Vorwurf, daß ich den Prinzen nicht strenger in Zucht halte. Sie wissen ja gar nicht, welche Schwierigkeiten mir bei dem Erziehungswerke bereitet werden. Wilhelm ist meinen Händen entglitten und befindet sich vollkommen in den Händen der Militärkamarilla, und der ungünstige Einfluß der Gardeoffiziere Potsdams macht sich von Tag zu Tag mehr bemerkbar." Wilhelm kommt auf die Potsdamer Regierung, um sich unter dem Oberpräsidenten Achenbach in die Verwaltung einzuarbeiten. Tolle Flegeljahre beginnen. Der Prinz macht die blödsinnigsten Streiche mit der schönen Mieze am Kietz und im Kasino des Ersten Garde-Regiments ist er der wildesten einer. Mit Sektgläsern wird an die Lichterkrone geschmissen. Die Spiegel dienen als Zielscheiben, und gesoffen wird um die Wette. Der Potsdamer Philister schüttelt, mißbilligend, das Haupt, aber in einer Residenz pflegte der Untertan nur zu sprechen, wenn er höhern Orts gefragt wurde.

Digitized by Google

Die Ehe setzt diesem Gärungsprozeß kein Ende. Der Großvater wird alt und älter (will er denn ewig leben?), der Vater wird schwerkrank ohne die Hoffnung, je wieder zu genesen, und Wilhelm fängt an, immer lebhafter mit dem Gedanken zu spielen, sehr bald den deutschen Kaiserthron zu besteigen. Schmeichler drängen sich an ihn heran, Zukunftsträchtige, und er schmiedet im stillen Pläne über Pläne: Wenn ich erst Kaiser bin, dann soll die Welt sehen und staunen, dann will ich regieren, dann will ich Deutschland erst ganz groß in der Welt machen, dann will ich in allem den Ton und den Geschmack angeben, in der Politik, in der Kunst, in Musik, Literatur und Malerei, kurz: in der gesamten Kultur. (Wenn ich bloß erst diesen ekligen, bärbeißigen Aufpasser und Vormund, diesen Bismarck mit einigem Anstand beseitigt hätte!)

Und die Stunde kam, da das Geschick ihn an die erste Stelle in Deutschland setzte. Aus dem Jüngling war schließlich ein Mann von fast dreißig Jahren geworden. Aber der Juvenilismus blieb ihm im Blute stecken: dieses Pläne-Schmieden, dieser unaufhörliche Ich-Kultus, dieses krausbunte Karussellfahren um die eigene Seele, dieses Haschen nach immer neuen Eindrücken, dieser Mangel an Ausdauer, diese exhibitionistische Sucht, sich in einem fort zur Schau zu stellen, dieses krankhafte Sinnen, täglich, stündlich von sich reden zu machen, dieser riesengroße Egoismus. Und die Menschen, die sich an ihn herandrängten, waren schlauer als er, Generäle fingen an, ihm die

Digitized by Google

Hand zu küssen, er sahs in seiner blühenden Cäsarenromantik nicht ungern, Bismarck, der Mahner und Bremser, erhielt einen Fußtritt, und nun begann der Wettlauf der Männer des neuen Kurses um die kaiserliche Gunst. Es regnete Orden, Titel und Adelsprädikate, und der Zulauf wurde stärker und stärker. In das goldene Buch der Stadt München schrieb der ruhelos nach immer neuen Huldigungen, Ehrenjungfrauen und kredenzten Pokalen gierende Monarch die Worte: Regis voluntas suprema lex. Und das Volk, das damit von einem sich absolut fühlenden Herrscher zum Untertanengesindel erniedrigt ward, jubelte ihm, Blumen werfend, Tücher schwenkend, begeistert zu. So reiste er von Stadt zu Stadt, und hielt, zwischen wehenden Fahnen und schaukelnden Guirlanden, Reden über Reden.

*

Ein charakteristisches Bild. Der Kaiser war, am ersten Juli 1901, auf dem kleinen Kreuzer ‚Nymphe', um in der Lübecker Bucht einem Torpedo-Versuchsschießen im Anschluß an die Kieler Woche beizuwohnen. Ein großes Gefolge war an Bord. In den Zwischenpausen der Anläufe kam Wilhelm ins Kartenhaus und erledigte hier Unterschriften. Tirpitz legte ihm die Schriftstücke vor, und nun malte der Kaiser sein großes Wilhelm hin. Als ihm das zu langweilig wurde, blickte er zu dem Offizier neben sich auf: „Schrecklich, dieser Tirpitz mit seiner Tinte! Ein Glas

Digitized by Google

Sekt wär mir lieber." „Zu Befehl", schnarrte der Offizier, sprang hinaus nach einer Ordonnanz und ließ eine Flasche besten Heidsieck kommen. (Für den Kaiser mußte freilich der französische Champagner mit dem Etikett „Burgeff=Grün" versehen werden, weil er zu glauben wünschte, daß er vorzüglichen deutschen Sekt vor sich habe.) Der Kaiser trank das Glas bis auf einen kleinen Rest aus, ging, impulsiv, auf die Kommando=brücke, rief auf das Verdeck, wo sich das ganze Gefolge in Gala aufgestellt hatte: „Ha — Hahnke, Sie möchten wohl auch Sekt," und schwippte den Rest auf das Gefolge. „Zu gnädig, Euer Majestät," stammelten die Herren da unten und verbeugten sich tief. Der Kaiser kam belustigt ins Kartenhaus zurück und verlangte etwas zu essen. Man reichte ihm geröstete Kaviarschnitten. Er schmierte von einer mit dem Zeigefinger der rechten Hand den Kaviar und die Butter herunter, strich sie sich in den Mund, trat wieder hinaus auf die Kommandobrücke, rief hinunter: „Ha — Hahnke, möchten wohl auch Kaviar haben ...!" und warf das leere Stück Brot unter die Hahnke und Konsorten. Ein neues: „Zu gnädig, Euer Majestät" war die devoteste Antwort. Dann erkundigte Majestät sich ganz leise bei dem Offizier nach der Geschwindigkeit dieses Kreuzers und fragte, belehrt, hinunter: „Ha — Hahnke, wieviel Knoten fährt das Schiff in der Stunde?" Und als der Generaloberst stammelnd seine Un=kenntnis zugestand: „Ha — Hahnke, wissen auch gar nichts. Einundzwanzig Knoten, und

Digitized by Google

mit Ihnen sind es zweiundzwanzig." „Zu gnädig, Euer Majestät." An dem Größenwahn dieses Kaisers waren die Menschen mitschuldig, die er in seinem Übermut schließlich nur so eingeschätzt hat, wie sie selbst eingeschätzt werden wollten. Mit den Menschen ging er wie mit alten Kleidern um. Die Lakaien hatten furchtbar unter seiner Laune zu leiden, und sein Menschenverbrauch in den Ministerien, in der Armee und im persönlichen Umgang war grenzenlos.

*

Ein andres Bild. Es war am sechsten September 1901 vor dem schlanken gotischen Rathausturm der Stadt Danzig. Die Leibhusaren der Kaiserin waren von Posen nach Danzig verlegt worden, um in Langfuhr mit den zweiten Leibhusaren Wilhelms vereinigt zu werden. Feierlich war der Einzug in die Stadt, durch das dreibogige Grüne Tor am Langen Markt. Vor dem Rathaus, am Eingang der Langgasse, hält der festliche Zug. Mackensen, der neue Kommandeur, an der Spitze. Der Kaiser ihm gegenüber, beide hoch zu Roß. Vom Vorbau des Rathauses hält der Oberbürgermeister, Herr Doktor Clemens Delbrück, die Begrüßungsrede. Eine tausendköpfige Menge harrt auf den Straßen, in den Fenstern, auf den Balkonen, um in das Hoch einzufallen, das der ehrwürdige Stadtverordnetenvorsteher Behrens ausbringen soll. Mit einemmal geht irgendein Raunen durch die Menge. Ein Adjutant reitet an den geschmückten und behängten Kaiser heran, der neigt sich ein

Digitized by Google

wenig, und der Offizier flüstert ihm etwas ins Ohr. Das eben noch heitere Antlitz des Monarchen verfinstert sich jäh. Das Pferd wird nervös und bäumt sich auf: William Mac Kinley, sein Freund, der große Präsident der Vereinigten Staaten, war plötzlich bei dem Besuch einer Ausstellung in Buffalo von dem Anarchisten Czolgoß durch zwei Schüsse ermordet worden. Die unerbittliche Moira, das Schicksal hatte mitten in den Festesjubel den warnenden Finger erhoben. Memento, flüsterte es dem Kaiser zu, memento Amerika.

*

Der ganzen Menschheitskultur seiner Zeit wollte er seinen Stempel aufdrücken. Vom eckig hochgewirbelten Schnurrbart über die Dichtkunst, Musik, Malerei und Plastik bis zur Technik und Architektur. Die Denkmalssucht hob an. Nirgends, selbst im kleinsten Dorfe, durfte das Kaiser-Wilhelm-Denkmal fehlen. In die Leier griff er und komponierte den schaudervollen Sang an Ägir, dem Theaterregisseur pfuschte er ins Handwerk, Bilder entwarf er, und den Architekten korrigierte er die Entwürfe. Alles, was er anfaßte, mußte pomphaft, großartig, sinnlos überladen sein. Dieses wilhelminische Tamtam-Barock paßte wenig zu der sachlichen Strebsamkeit des deutschen Volkes, das in den drei Jahrzehnten mehr als irgendeine andre Nation bei Tag und Nacht arbeitete, um es zu Wohlstand und Ansehen in der Welt zu bringen, und dieser Parvenu auf dem

Digitized by Google

Throne bekam es fertig, daß diese äußerliche Aufmachungsseuche allmählich das ganze Volk infizierte. Als der Architekt dem Monarchen den Bauriß für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche vorlegte, freute sich der über den Stern, der über dem Kreuz auf dem großen Turm angebracht war und pries das als eine neue Idee. Der Architekt wagte nicht zu sagen, daß dieser Stern nur auf dem Papier stünde, um auf einen Hinweis aufmerksam zu machen. So war er; das Nebensächliche, das Zufällige, das Äußerliche, das Augenblickliche war ihm die Hauptsache.

*

Nur einen erkannte er in nebelhafter Mystik über sich an, den lieben Gott. Zum Glück blieb der ihm stets unsichtbar und ließ ihn gewähren, ließ sich, wie die Umgebung, von Wilhelm anreden und wieder anreden, ohne in die peinliche Lage zu kommen, ihm widersprechen zu müssen. Am siebenten Sonntag nach Trinitatis anno 1900, zur Zeit der Chinawirren, predigte der Kaiser an Bord der ‚Hohenzollern' also über 2. Mose 17, Vers 11: „‚Solange Moses seine betenden Hände emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek.' Ein ergreifendes Bild ist es, das unser heutiger Text vor die Seele malt. Da zieht Israel hin durch die Wüste, vom Roten Meere zum Berge Sinai. Aber plötzlich tritt ihnen das heidnische Amalekitervolk in den Weg, will ihnen den Durchgang wehren, und es kommt zur Schlacht. Josua führt die ganze Mannschaft

Digitized by Google

Israels in den Streit, die Schwerter klirren auf= einander, und ein heißes blutiges Ringen beginnt im Tale Raphidim. Aber siehe: während der Kampf hin und her wogt, steigen die frommen Gottesmänner, Aaron und Hur, hinauf auf Berges= höh, sie strecken ihre Hände empor zum Himmel — sie beten. Drunten im Tal die kämpfende Schar, droben auf dem Berge die betende Schar: das ist das Schlachtenbild unsres Textes. Wer verstünde heute nicht, was es uns sagen will! Wiederum hat sich ja heidnischer Amalekitergeist geregt im fernen Asien, mit großer Macht und viel List, mit Sengen und Morden will man den Durchzug europäischen Handels und europäischen Geistes, will man den Siegeszug christlicher Sitte und christlichen Glaubens wehren. Und wiederum ist der Gottesbefehl ergangen: Erwähle die Männer, zeuch aus und streite wider Amalek! Ein heißes blutiges Ringen hat begonnen ... Gott der Herr hat in jedes Menschenherz eine Gebetglocke hineingehängt. Doch im Sonnenschein und Glück des Lebens, wie oft hängt sie still und stumm! Wenn aber der Sturmwind der Not hervorbricht, dann hebt sie an zu klingen. Wie mancher Kamerad, der das Beten verlernt, wird drüben im Kampf auf Leben und Tod doch wieder die Hände falten. Not lehrt beten! So soll es auch in der Heimat sein. Laßt die ernsten Tage, laßt die Kriegswetter, die über uns heraufgezogen, die Gebetsglocken wieder in Schwingung sehen... Moses hielt seine Hände hoch, bis daß die Sonne unterging: da hatte Josua den Amalek geschlagen mit Schwertes Schärfe!"

Digitized by Google

Wilhelm der Zweite hat vierzehn Jahre später, den ganzen Krieg hindurch gebetet und gebetet und die Hände hochgehoben, aber die Feinde haben ihn geschlagen. Er, der sich immerzu selbst Theater vorspielte, der aber wie ein schlechter Komödiant für Wirklichkeit hielt, was nur Schein, phantastische Einbildung war, glaubte selbst im Ernste daran, daß er seinem Volke Priester und Prophet, Gottes Auserwählter sei. Und die Menschen seiner Umgebung haben ihn in diesem Glauben bestärkt, obwohl sie den pfäffischen Spuk durchschauten. Bismarck sagte von ihm, er sei ein Mann, der alle Tage Geburtstag haben wolle. Wir müssen das übersetzen: der in einem fort vor sich selbst und den andern Komödie spielen wollte.

*

„Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir," sagte er zu einem seiner Minister, als er, ungestört vom Alten im Sachsenwald, sich politisch frei ausleben konnte. Das war ihm das Problem der innern Politik. Und er war ursprünglich in der Tat vom besten Willen beseelt, durch große Reformen alle: die Sozialdemokraten, die Liberalen, die Zentrumsmänner zufriedenzustellen. Allen wollte er, er, ein weiser Landesvater (von dreißig Jahren) kaiserliche Gnadengeschenke gewähren. Die sozialreformerischen Februar-Erlasse von 1890 kamen heraus, die Getreidezölle wurden herabgesetzt (denn er wollte keinen „Brotwucher" treiben), die bismärckische Ausnahmegesetzgebung

Digitized by Google

gegen Sozialdemokratie, Zentrum und Polen wurde abgebaut, eine große Schulreform wurde angekündigt, und der Monarch versprach in einer öffentlichen Rede, das deutsche Volk „herrlichen Zeiten entgegenzuführen". Das dauerte kaum zwei, drei Jahre. Dann war alles vorbei. Schon am zwanzigsten Februar 1891 klagte er in einer Ansprache auf dem Festmahl des märkischen Provinziallandtages, daß er verkannt werde, und wider den schwarzen Mann in Friedrichsruh ballte er die Faust: „Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land: gehüllt in schillernd verführerisches Gewand versucht er, die Gemüter meines Volkes und der mir ergebenen Männer zu verwirren. Eines Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zutage liegen müssen für jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren ..." Und dann trat, nach Phili Eulenburgs Eingreifen, nach Caprivis Sturz, der Umschwung ein. Das Steuer wurde nach rechts gedreht. Eine Opportunitäts-, eine Zickzackpolitik wurde getrieben, nachdem „das törichte Volk", nachdem „die Parteien, die nur Interessen verfolgen", den Kaiser von Gottes Gnaden verkannt und die Rechte, die Herren Junker heftig opponiert hatten. Und nun kam alles, Schritt für Schritt: die Zuchthausvorlage, die Rückkehr zur hakatistischen Ostmarkenpolitik, zum Hochschutzzoll, die Rückkehr zur Ächtung der Sozialdemokratie und die Stabilisierung des preußischen Dreiklassenwahlrechts. Der greise

Digitized by Google

Fürst Hohenlohe bekleckerte sich aus zitternder Verlegenheit, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, bei der Hoftafel den Frack, als der Kaiser ihm, dem neuen Kanzler, zutrank, und Bülow, ders in rascher Folge vom Freiherrn zum Fürsten brachte, wußte seinem kaiserlichen Herrn durch allerhand witzige Einfälle und Mätzchen die Politik der schillernden Fassade, des Bluffs, des Imperialismus nach innen und außen entgegenkommend zu begründen. Herr von Bethmann Hollweg war der einzige, der eine ehrliche Politik treiben wollte, aber aus seiner bureaukratisch-konservativen Vergangenheit nicht herauskonnte, stets Angst vor seiner eigenen Courage hatte und auf dem Wege fortwährenden Kompromisselns etwas zu erreichen gedachte.

Als der Kaiser sich endlich im Kriege zu einer Demokratisierung Deutschlands entschloß, da war es bereits zu spät. Graf Hertling erklärte, als konservativer Politiker, diesen Schritt nicht mehr mitmachen zu können, bat im Großen Hauptquartier um seine Entlassung und legte dem Kaiser dar, daß auch er eigentlich nicht das parlamentarische Regime annehmen könne, ohne sein Gottesgnadentum zu verleugnen, und daher daraus die notwendigen Folgerungen ziehen müsse. Aber Wilhelm der Zweite hatte bereits umgelernt. Er wußte an diesem trüben Septembertage schon, daß der Krieg verloren war, und daß er nun auch mit seinem Volke Frieden machen müsse. So war er schwerhörig und blieb.

„Die herrlichen Zeiten ..." Als er den Thron

Digitized by Google

seiner Väter bestieg, gabs elf Sozialdemokraten im Reichstag, 1912 bereits hundertundzwanzig. Ein statistisches Kriterium des neuwilhelminischen Kurses. Und als er seine Krone verlor, da schien es nur noch Sozialisten zu geben, da verloren auch alle andern Dynastien ihre Daseinsberechtigung, dazu der Bundesrat und der Reichstag, und das ganze Reich drohte aus den Fugen zu gehen. In herrlichen dreißig Jahren hatte er das Deutsche Reich auseinanderregiert.

*

Jämmerlicher noch war die auswärtige Politik. Auch hier wollte er alles allein machen, wollte er sein Kanzler und sein Minister des Äußern sein. Größenwahn, der bereits ins juvenil Pathologische überging. Er hatte ein besonders Geschick darin, immer aufs falsche Pferd zu setzen. Denn er war ein herzlich schlechter Menschen- und Völkerpsychologe. Immer dachte ers, durch persönliche Liebenswürdigkeit gegen die verschwisterten und verschwägerten Potentaten zu machen. In das kunstvoll geknüpfte diplomatische Netz Bismarcks fuhr er mit tapsiger und bewundernswerter Voraussetzungslosigkeit hinein, riß den Draht nach Rußland ab, um sich dem alten, morschen Österreich-Ungarn ganz in die Arme zu werfen, provozierte England durch seine draufgängerische Paradeflotten-Politik und Rußland zugleich durch seine Anbiederung an den kranken Mann am Bosporus. Frankreichs Marokko-Glück trat er als schimmernder Lohengrin in Tanger

Digitized by Google

entgegen und streckte die Pantherfaust vor Casablanca aus. Stets dasselbe Spiel: Großmannssucht, „deutsche Weltgeltung", die die andern vor den Kopf stoßen und verbittern mußte, bis sie sich dieses rumorenden, imperialistischen Parvenus durch einen diplomatischen und bewaffneten Zusammenschluß zu erwehren versuchten. Der cauchemar des coalitions, der Alpdruck der Koalitionen, der schon Bismarck unruhige Nächte bereitet hatte, obwohl er damals nur ein Produkt der Phantasie war, wurde Wirklichkeit. Der Krieg brach aus.

*

„Ich habe ihn nicht gewollt!" Gewiß nicht. Dazu war Wilhelm der Zweite ein viel zu schwacher Charakter. Kein Willensmensch, kein Kraft- und Tatmensch, nur im Reden den andern allen über. Aber getrieben hatte ers danach, und wenn er auch bis zum letzten Moment den Frieden zu erhalten hoffte: er ließ die andern gewähren, die Generäle, die stärker waren als er, ließ sich aus Furcht, der Feigheit geziehen zu werden, zu einem Präventivkrieg drängen (er klammerte sich an das große Beispiel seines Ahnen Friedrich), beging den Neutralitätsbruch gegen Belgien und machte auch das Vabanque-Spiel des uneingeschränkten Unterseebootkrieges mit. Wie er einst, zu Beginn seiner Regierung, nicht aus dem riesigen Schatten Bismarcks herauskonnte, so erdrückte ihn jetzt der Schatten der Hindenburg und Ludendorff. Jetzt, wo es drauf ankam, zu handeln, nicht bloß

Digitized by Google

zu reden, wo er dem Volk, der Nation wirklich der große Führer hätte sein können, als den er sich immer ausgegeben hatte, war er ein kleiner hilfloser, gegängelter Mensch, ein Komödiant, dessen Schminke in dem blendenden Tageslicht der Sonne dahinschmolz.

Zwischen wimmernden Gebeten und imperialistischen Rachereden und vor der Staffel höfischer Maler, die ihn in immer neuen Posen, bald als römischen Imperator, bald als feldgrauen General, malen mußten, hat er die langen vier Kriegsjahre verbracht. Und das Resultat? Millionen Tote und Verwundete. Ein verlorener Krieg. Bankerott der deutschen Volkswirtschaft, Degeneration des ganzen Volkes, Zerkleinerung des Reiches, innerliche Auflösung der Nation. Männer, Mütter, Kinder, die allesamt anklagend wider ihn die Fäuste erheben. Das sind die herrlichen Zeiten, denen er seine Deutschen entgegengeführt hat.

*

Nach einer schweren Nacht bricht endlich der graue Morgen des neunten November an. Der Kaiser erhebt sich und verläßt den Hofzug, in dem er die letzten Nächte verbracht hatte. In der Villa Fraineuse wartet schon Hindenburg auf ihn. Von den einzelnen Frontarmeen sind Stabsoffiziere als Delegierte erschienen, um über die Stimmung unter den Truppen zu berichten. Allgemeines Urteil: „Gegen den Feind sind die Truppen sicher, gegen die Kameraden wird wohl niemand kämpfen. Die Etappensoldaten gehen

Digitized by Google

ohne Ordnung zurück. Die Rheinbrücken sollen sämtlich besetzt sein. Jeder Verkehr mit der Heimat ist abgeschlossen. Die Telephongespräche stehen bereits vielfach unter Aufsicht der Soldatenräte."

Niederschmetternd. Inzwischen klingelt dauernd das Telephon aus Berlin: der Kaiser müsse abdanken. Der Monarch reagiert nicht. Neue Anfrage: Hat sich Seine Majestät noch immer nicht entschieden? Nein. Da proklamiert die Reichskanzlei schließlich auf eigene Faust die Abdankung in der Hoffnung, durch dieses fait accompli in der letzten Minute die Revolution aufzuhalten. Zu spät. Endlich erklärt sich der Monarch, der Krone als Kaiser, nicht aber als König von Preußen entsagen zu wollen. Aber Hindenburg, Groener und Hintze drängen auch darauf, und eine Viertelstunde später tritt Admiral Scheer mit rotem Gesicht aus dem kaiserlichen Gemach ins Vorzimmer und sagt zu dem Flügeladjutanten Grafen Dohna-Schlodien, dem Kommandanten der ‚Möwe': „Sie haben keinen obersten Kriegsherrn mehr."

Nun überstürzen sich die Ereignisse. Der Kaiser soll schnell Spaa verlassen. Er will nicht, und ganz verzweifelt äußert er: „Ich habe doch sonst immer gewußt, was ich tun soll, aber jetzt weiß ich mir nicht zu helfen." Einer der Adjutanten, nach seiner Ansicht gefragt, erwidert: „Wenn ich für meine Person zu entscheiden hätte, dann würde ich bleiben, denn wenn die Truppen nicht für Majestät kämpfen, dann bilden wir eine

Digitized by Google

Schutzwehr aus Offizieren. Wir können alle Posten für diesen Zweck besetzen und den Sicherheitsdienst ausüben."

Abends um zehn Uhr mahnt Herr von Hintze nochmals zur Abreise: „Majestät, es könnte schon in Stunden zu spät sein."

Nun war es so weit. Hastig wurden die letzten Anordnungen getroffen, wurden die Sachen gepackt, und um fünf Uhr morgens setzte sich der Hofzug in der Richtung nach Le Reid, der nächsten Bahnstation auf der Strecke Spa-Pepinster in Bewegung, während der Kaiser mit dem nächsten Gefolge im Auto direkt nach der holländischen Grenzstation Eyst fuhr.

Fahnen, Guirlanden, Ehrenjungfrauen kränzten nicht den letzten Weg, den er aus Deutschland nahm. Kein Hurra, keine Hymnen gaben ihm das Geleit. Bei Nacht und Nebel hat er sich wie ein Deserteur aus dem Staube gemacht.

Digitized by Google

Clemens Delbrück

Eine stattliche Erscheinung. Groß und mit einem leichten Ansatz zum Embonpoint. Ein kurzer, an den Enden etwas herabfallender Schnurrbart. Hellblond. Ein fast kahles Haupt. Lebhafte Augen, hellblau, mit einem festen, sichern Blick. In der Gala-Uniform des Staatssekretärs eine prächtige, imponierende Erscheinung. Im Grunde genommen aber doch nur ein, wenn auch hervorragender Beamtentypus der Übergangszeit, der Kriegsära. Lange Jahre persona grata des Kaisers, ohne eigentlich konservativ zu sein. Er wandelte auf dem schmalen Wege, der sich zwischen den Konservativen und den Liberalen hinschlängelt, und wandte sich, mit entgegenkommender Verbindlichkeit, bald nach rechts, bald nach links, immer wie es die Minute erforderte. Stets hatte er ein, nein: zwei, drei oder vier Kompromisse in der Hand, und hatte, wenn er auf Abneigung, auf Widerstand im Staatsministerium, im Bundesrat oder im Parlament stieß, alsogleich eine billige Lösung zur Hand. Spielend arbeitete er sich in die jeweilige Materie ein, kannte sich in allen Einzelheiten aus und baute vor den Volksvertretern in langer sachlicher Rede Zahlen und wieder Zahlen auf. Nun ist dieser Gewandte und Geschickte schon über zwei Jahre aus dem Amte, dieser Politiker, der sich

Digitized by Google

sofort nach Kriegsausbruch mit beiden Füßen auf den Boden der neuen politischen Verhältnisse stellte, sozialdemokratisch mit den Gewerkschaften anbändelte und das vielberufene Wort von der Neuorientierung prägte. Er ging, als unser Ernährungssystem 1916, vor der neuen Ernte, zusammenzubrechen schien, er ging als erster der Getreuen Bethmann Hollwegs, und der dankbare Monarch hängte ihm den Schwarzen Adlerorden um den Hals und verlieh ihm den Adel. Er ging, weil er, ein Anhänger des freien Handels- und Wirtschaftsverkehrs, sich nicht befreunden konnte mit einem staatssozialistischen Ernährungssystem, das bis zu den letzten Konsequenzen ausgedehnt werden sollte. Er schied aus dem Amte, müde, krank und resigniert, baute sich ein stilles Sanssouci in Jena auf und ließ sich als Professor für Staatswissenschaften an der alten Thüringer Universität nieder, an der einst Melanchthon, Schiller, Fichte und Hegel gelehrt hatten, und schrieb ein Büchlein mit Vorschlägen für eine Reform der höhern Verwaltungskarriere. Dann, nach zweieinhalb Jahren, betrat er wieder die Bühne des öffentlichen Lebens. Als Nachfolger des Herrn von Berg übernahm er beim großen Systemwechsel im Reiche die Leitung des kaiserlichen Zivilkabinetts. Für einige Wochen. Mit dem Sturz des Monarchen war auch er erledigt.

Schon einmal hatte ein Delbrück an hervorragender Stelle in Preußen-Deutschland gestanden. Aber auch er, der gleichfalls jahrelang die rechte Hand des Kanzlers gewesen war, hatte vor über

Digitized by Google

vierzig Jahren weichen müssen, als neue wirtschaftspolitische Anschauungen aufkamen, die sich mit seinen Ideen nicht vertrugen. Auch er wurde, trotz unleugbaren Verdiensten, das Opfer einer Übergangszeit, der Gründerjahre nach dem siebziger Kriege. Rudolf Delbrück, war, unbeschadet seiner diplomatischen Gewandtheit, ein starker Charakter, der auch nach seinem Rücktritt vom Präsidium der Reichskanzlei die schutzzöllnerische Politik Bismarcks im Reichstage, freilich fruchtlos, bekämpfte.

Clemens Delbrück, der während des Krieges aus seinem Amte geschiedene Staatssekretär des Reichsamts des Innern und Vizekanzler, war nicht minder ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, ein Verwaltungsbeamter, der das Durchschnittsmaß durchaus überragte. Was ihm aber fehlte, war der Zusammenhang mit dem flutenden Leben des Volkes, seinen tausendfältigen Regungen, Wünschen und Hoffnungen, war die rasche Entschlußfähigkeit, einzugreifen und seinen Aufgabenkreis, bahnbrechend, mit neuen Gedanken zu erfüllen. Nur wenige Jahre war er über die engen Schranken des preußischen Beamten hinausgekommen, und das hatte nicht genügt, um ihn unbefangen über die vielen Rücksichten innerhalb des bureaukratischen Systems und der wirtschaftlichen und politischen Machtfaktoren hinweg weite Perspektiven und neue Wege betreten zu lassen. Bald war er zwar in allen Sätteln gerecht, war er das „Mädchen für alles", weil er sich rasch anzupassen und in die verschiedenartigsten

Digitized by Google

Materien einzuarbeiten wußte; aber ganz hatte er sich in der Zeit seiner wechselvollen Laufbahn vom „grünen Tisch" nicht zu trennen vermocht.

Schon mit neunundzwanzig Jahren ist er in Tuchel Landrat, kommt in diesem vereinsamten westpreußischen Kreise in enge Berührung mit dem Großgrundbesitz und wird sieben Jahre später als Regierungsrat für das landwirtschaftliche Dezernat ins Danziger Oberpräsidium berufen. Hier wird sein Chef, der Oberpräsident Gustav von Goßler, der frühere Kultusminister, auf sein nicht alltägliches technisches Verwaltungsgeschick aufmerksam und lernt ihn so sehr schätzen, daß er nach dem Tode des freisinnigen Oberbürgermeisters Baumbach den Danzigern Delbrück aufs wärmste als Nachfolger empfiehlt. Und richtig: dieser zunächst freikonservativ gerichtete Mann tritt an die Spitze der Verwaltung einer traditionell liberalen Stadt, die jahrzehntelang ein Heinrich Rickert im Reichstag vertreten hat. Er bewährt sich aufs beste. Bedeutungsvolle Tage kommen für Danzig. Das Interesse des Kaisers für die alte Hansastadt an der Weichsel wird wach. 1901 verlegt der Kaiser das Posener Leibhusarenregiment hierher und vereinigt es mit den Danziger Leibhusaren. Vor dem schlanken, ehrwürdig-alten Rathausturme begrüßt Delbrück den Kaiser und den General von Mackensen, der, bisher Flügeladjutant, jetzt an die Spitze der Leibhusarenbrigade tritt. Der Monarch findet an dem repräsentativen Haupt der Stadt und seiner eindrucksvollen Rede Gefallen, und schon damals, 1901,

Digitized by Google

wußte man, daß Delbrück der kommende Mann Wilhelms des Zweiten war. Kaum ein Jahr verging, und er übernahm, in raschem Sprunge, das westpreußische Oberpräsidium.

Fürst Bülow hatte grade jetzt eine neue Ostmarkenpolitik eingeschlagen, die von der Defensive zur Offensive überging. Delbrück schien, wenigstens in Westpreußen, der rechte Mann zu sein, diesen neuen Kurs zu steuern. Drei Aufgaben wurden ihm zugewiesen. Außer einer umfassenden Ansiedlungspolitik sollte er die wirtschaftliche und kulturelle Hebung des Deutschtums in Westpreußen ins Auge fassen. Der Fonds der Ansiedlungskommission wurde 1902 von 200 auf 350 Millionen Mark erhöht, und außerdem wurden 100 Millionen Mark für die Errichtung von Domänen ausgeworfen, eine Konzession an den Großgrundbesitz. Man weiß, daß diese planmäßige Ansiedlungspolitik sehr bald ein zweischneidiges Schwert wurde, die Güterpreise infolge der starken Nachfrage außerordentlich in die Höhe schnellen ließ und schließlich, weil sie eine offensichtliche Kampfpolitik war, in diesem Sinne so gut wie gar keinen Erfolg hatte, da die Polen bald grundsätzlich kein Gut mehr an einen Deutschen verkauften, bis Bülow später das schwere Geschütz der Enteignung, freilich auch ohne sichtbaren Erfolg, auffahren ließ. Auch dem Gedanken einer Industrialisierung und kommerziellen Hebung des Ostens war kein besonderer Erfolg beschieden, weil die wirtschaftspolitischen Voraussetzungen dafür fehlten. Man konnte nicht gleichzeitig den

Digitized by Google

Ostmarken durch die hohen Schutzzölle das polnische und galizische Hinterland abschneiden und nun in dieser wirtschaftspolitisch toten Ecke Deutschlands eine Industrie großzüchten, der eine Konkurrenz mit dem Westen infolge mangelnder Rohstoffe und Kohlen aussichtslos und ein Absatzgebiet jenseits der östlichen Grenzen so gut wie verschlossen war. Auch die Kulturpolitik schlug mitunter etwas ungewöhnliche Wege ein. Die Ostmarkenzulagen sollten die Beamten und Lehrer an die Scholle fesseln, haben aber, da sie nicht generell gewährt wurden, viel böses Blut gemacht. Bleibt als einzige hervorragende Tat die Errichtung der technischen Hochschule in Danzig und die Bildungskleinarbeit in der Provinz.

So konnte Delbrück, ohne daß ihm persönlich daraus ein Vorwurf gemacht werden konnte, nicht eben große Erfolge in der Ostmarkenpolitik aufweisen, als er nach dreijähriger Tätigkeit als Oberpräsident zur Leitung des preußischen Handelsministeriums im Oktober 1905 nach Berlin geholt wurde. In verhältnismäßig kurzer Zeit war dies die dritte verantwortungsvolle Position, in die er sich mit rastlosem Eifer einarbeiten mußte. Auch hier ist er nicht zur vollen Entfaltung seiner Kräfte gekommen. Auch hier allerhand Ansätze, ohne daß er etwas wirklich Grundlegendes vollbracht hätte. 1907 legte er eine Berggesetznovelle vor, die die Schäden der Bergbaufreiheit beseitigen sollte, und stellte im November desselben Jahres Maßnahmen in Aus-

Digitized by Google

sicht, um auf die hohen Kohlenpreise der syndizierten Zechen im Interesse der Konsumenten einzuwirken. Aber man weiß, daß auch er wie sein Vorgänger, der „lange Möller", mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Und noch einmal trat er, einem kaiserlichen Wunsche folgend, für die Interessen der Massen gegenüber den Kohlenherren ein, als er nach dem schrecklichen Unglück von Radbod, im November 1908, eine Novelle zum Berggesetz einbrachte, um die Einführung von Arbeiterkontrolleuren zu ermöglichen. Damals sprach er in der Einführungsrede zum Gesetzentwurf das Wort: „Es handelt sich um den Kampf um die Seele des einzelnen Mannes." Ihm schien also die Gefahr des wachsenden roten Gespenstes größer zu sein als die Lebensgefahr der Bergarbeiter, die er doch vor allem durch das Gesetz besser schützen wollte. Die bedeutete ihm im letzten Grunde nur das Mittel zum Zweck. Die Politik des grünen Tisches. Dennoch mußte er sich auch hier mit einem Kompromiß begnügen. Das tat indessen seiner Karriere keinen Abbruch. Im Gegenteil. Als sich im Juni-Juli 1909 der Kampf um die Reichsfinanzreform mehr und mehr zuspitzte, sprang auch er zunächst für die Politik Bülows in die Bresche und wandte sich scharf gegen die vom schwarzblauen Block vorgeschlagene Mühlenumsatz- und Kotierungssteuer und gegen den Kohlenausfuhrzoll. Obwohl die Mehrheit an jenem heißen Sommertage im Reichstage seine Darlegungen mit beleidigender Nichtachtung aufnahm, war er neben Herrn v. Bethmann Hollweg

Digitized by Google

einer der eifrigsten Steuerdiplomaten der auseinanderfallenden Regierung, um ein Steuerkompromiß mit der Rechten und dem Zentrum zustandezubringen.

Der Lohn blieb nicht aus. Bülow trat zurück. Bethmann Hollweg wurde sein Nachfolger und Delbrück als neuer Staatssekretär des Innern einer der Eckpfeiler der neuen Regierung. Dem äußern Anschein nach war ihm an dieser Stelle zunächst ein größeres Glück beschieden. Zwei gewaltige Gesetze wurden unter seiner Führung vollendet: die Zusammenfassung der gesamten Versicherungsgesetze in der Reichsversicherungsordnung mit dem Annex einer Witwen- und Waisenversorgung und das Angestelltenversicherungsgesetz. Jedoch war die Reichsversicherungsordnung von ihm nur zum Abschluß vor dem Reichstage gebracht worden. Und die von ihm so sehr befürwortete Einschränkung der Selbstverwaltung der Krankenkassen war eines der umstrittensten Kapitel. Noch unglücklicher war das fortwährende Herumdoktern an den Kaligesetzentwürfen, und gar sein Versuch, den Gedanken der kaiserlichen Erlasse vom Jahre 1890 zu verwirklichen und endlich ein Arbeitskammergesetz zustandezubringen, scheiterte vollends. Dagegen war sein Druck auf die preußische Regierung, von Reichs wegen der Wohnungsfrage näher zu treten, falls Preußen sich nicht zu einem Wohnungsgesetz entschließe, nicht umsonst gewesen. Im ganzen genommen also litt seine Sozial- und Wirtschaftspolitik unter Halbheiten und Kompromissen.

Digitized by Google

Eins muß man bei alledem zu seinen Gunsten anführen. Das Reichsamt des Innern war im Laufe der Jahre zu einem Ressort angewachsen, dessen Aufgabenkreis fast unübersehbar geworden war. Es war mit der Zeit förmlich zu einem Sammelbecken der heterogensten Dinge geworden. Schon Graf Posadowsky hatte darüber gestöhnt, und mehrfach war bereits der (jetzt endlich erst verwirklichte) Gedanke ernsthaft erwogen worden, es in mehrere Reichsämter zu zerlegen. Der Krieg hatte diese an sich schon vorhandene Fülle von Aufgaben noch um (beinahe buchstäblich) tausend andre vermehrt. Das Reichsamt, dem unter anderm die verzwickten Ernährungsfragen aller Art zugewiesen wurden, ward bald zu einem Gesetzes- und Verordnungsautomaten. Das mußte selbst einem so anpassungsfähigen Manne wie Delbrück, der sich mit unermüdlichem Fleiß in alles einzuarbeiten bemühte, zu viel werden, mußte ihn erdrücken. Dazu kam die Ohnmacht der Stellung des Reichsamtes. Es konnte wohl Verordnung über Verordnung herausbringen, hatte aber weder eine Kontroll-, noch eine Exekutivgewalt. Ferner beliebte es den Generalkommandos, auch in wirtschaftspolitische Fragen einzugreifen, und die Ausführung der Bundesratsverordnungen lag, wie Herr von Oldenburg-Januschau einmal aufatmend sagte, glücklicherweise in den Händen der Provinzial- und Kreisbehörden. Nicht zuletzt war der Staatssekretär für die Bearbeitung der täglich neuen Kriegsaufgaben auf wirtschaftlichem Gebiete auf einen beschränkten Kreis von Per-

Digitized by Google

sonen angewiesen, die, weil nur Beamte, ebenso= wenig dem wirklichen Leben nahe standen wie er selber.

So sah er schließlich selbst ein, daß es in diesem Stile nicht weitergehen könne, und regte an, die sämtlichen Ernährungsfragen vom Reichsamt des Innern loszulösen. Das geschah, und er trat ab. Herr Doktor Helfferich wurde sein Nachfolger. Clemens Delbrück hatte wohl das Morgenrot der innerpolitischen Neuordnung gesehen; an der Neugestaltung der Dinge mitzuarbeiten, ward ihm nicht mehr beschieden. Wenn aber von den Politikern der Kriegszeit gesprochen wird, darf sein Name nicht unerwähnt bleiben. Er war ein Mensch, der mit schürfender Gründlichkeit ins Detail drang, darüber aber oft die großen Zu= sammenhänge übersah, der eine Politik von Fall zu Fall trieb und sich nicht von weitumfassenden schöpferischen Ideen leiten ließ. Nehmt alles nur in allem: er liebte sein Amt. Das war seine Stärke und Schwäche zugleich.

Digitized by Google

Hermann Pachnicke

Octavio Freiherr von Zedlitz, der entthronte Chef der Freikonservativen im Abgeordnetenhause, und Hermann Pachnicke, der Vorsitzende der fortschrittlichen Landtagsfraktion, hatten manches, hatten vieles gemeinsam. Beide haben sie in langer parlamentarischer und publizistischer Tätigkeit eine ungewöhnliche Routine bekommen. Eine Zeitlang verging kaum eine Woche, wo sie nicht im roten ‚Tag' ihre politischen Ansichten dem Publikum vortrugen. Beide sind sie darüber grau, weiß geworden. In beider Wappen steht das Wort: Vorsicht! In Filzpantoffeln gleiten sie über das glatte Parkett der Politik, um nicht durch hartes Auftreten mit benagelten Schuhen den Boden zu schädigen. Das Hell-Dunkel ist ihre Sphäre; Nacht, Zwielicht muß es sein, wo ihre Sterne strahlen. Denn beide sind in erster Linie Taktiker, Regisseure der Politik, und gewöhnlich betreten sie nur dann die Rednertribüne des Parlaments, wenn Haupt- und Staatsaktionen zur Debatte stehen. Eines ihrer Spezialthemen ist die Wahlrechtsfrage. Tausend Kompromisse haben sie hinter den Kulissen geschmiedet, um auf dem Wege des Ausgleichs doch wenigstens etwas, jeder natürlich für seine Partei-Interessen, herauszuschlagen. Weniger bei Herrn von Zedlitz als bei Herrn Doktor Pachnicke. Das war im Wesen

Digitized by Google

ihrer Politik begründet. Denn Pachnicke hatte schließlich eine liberale Politik zu verfechten, die auf Entschiedenheit einigen Wert legt. Zedlitz dagegen vertrat von jeher einen mittelparteilich-ausgleichenden Standpunkt.

Verschieden waren sie auch im Temperament. Wohl sind sie beide politische Füchse. Aber Herr von Zedlitz konnte mitunter recht derb und ungeniert, frisch von der Leber weg sprechen. Das war der freie Luftzug in seinem Konservatismus. Herr Pachnicke ist nur Rationalist. Jedes Wort, auch das scheinbar temperamentvollste, muß erst die Schranke des Verstandes passieren, ehe es über die Lippen gelassen wird. Im allgemeinen spricht er, wie er schreibt. In wohlgeordneten Sätzen, darin es, trotz langen Perioden, keinen einzigen Verstoß gegen den wohlgefügten Satzbau gibt. Auch im Privatgespräch ists nicht anders. Im Parlament sagen sie lächelnd, er küsse jedes Wort, das er ausspreche, und mit seinen hellblauen Vergißmeinnicht-Augen, die freundlich hinter den Brillengläsern hin- und herrutschen, wolle er jeden, der mit ihm diskutiere, durch Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit für sich einnehmen. Er war ein Mann nach dem Herzen Herrn von Bethmann Hollwegs, der zögernd und zaudernd der Demokratie vor dem Forum der Öffentlichkeit freundliche Worte und unter vier Augen ein Versprechen nach dem andern gab, ohne sich über den Zeitpunkt ihrer Erfüllung vorerst Gedanken zu machen. Die zwei andern Augen dürften nicht so selten die des

Digitized by Google

Herrn Pachnicke gewesen sein, die sich dann aber immer wieder in Erinnerung zu bringen wußten: Vergißmeinnicht!

Doktor Pachnicke, der, in seinem würdig gestutzten weißen Bart, bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten hat, war ursprünglich Journalist, nachdem er in Berlin, München und Halle Philosophie und Staatswissenschaften studiert hatte. In Spandau stand seine Wiege. Mit einer Studie über die Philosophie Epikurs begann er seine Literaten-Laufbahn. Das ist charakteristisch. Dem vorsichtig regulierten Lebensgenuß ist er immer treu geblieben. Nicht jede Lust, die sich einem darbiete, lehrt Epikur, solle man erstreben, sondern man müsse berechnen, wo sich ein Überschuß an Lust oder ein Minus an Schmerz herausstelle. Genügsamkeit, das sei die wahre Lebensweisheit: um sich seine Gesundheit und Genußfähigkeit zu erhalten, müsse man die üppigen und kostspieligen Genüsse meiden. Aus diesem Eudämonismus, wenn man ihn auf das Ganze anwendet, läßt sich auch Pachnickes Interesse für die sozialen Fragen herleiten. Zusammen mit Berlepsch, dem Minister der kaiserlichen Februar-Erlasse, schrieb er ein Buch über die Notwendigkeit eines Reichsarbeits-Amtes und hat in einer Publikation auch die Stellungnahme des Liberalismus zu den sozialpolitischen Aufgaben festzulegen versucht.

Ein Doktrinär ist er niemals gewesen. Bei der großen Militär-Reformvorlage Caprivis trat er für die Forderungen der Regierung ein, nachdem die zweijährige Dienstzeit für die Infanterie

Digitized by Google

konzediert war, und nach heftiger Auseinandersetzung mit Eugen Richter, der keinen Schritt von dem seit Jahrzehnten eingefahrenen Kurse seines Programms abzuweichen pflegte, schlug er sich zu den Elementen, die sich von der Volkspartei schieden und sich unter Heinrich Rickert und Theodort Barth in der Freisinnigen Vereinigung sammelten. Königsberg, die ostpreußische Hauptstadt, entsandte ihn alle die Jahre hindurch in den Landtag, den Kreis Parchim in Mecklenburg vertrat er im Reichstag. Darauf darf man auch seine Schrift über die mecklenburgische Verfassungsfrage zurückführen. Als beim Amtsantritt des Grafen Hertling Verhandlungen über den Eintritt von Parlamentariern in das Kabinett gepflogen wurden, nannte man auch seinen Namen. Kam er als Kultusminister in Frage? Oder als Minister des Innern? Die Erörterungen führten damals zu keinem Resultat, und die Frage wurde einstweilen vertagt.

In den Parlamentsferien verläßt Pachnicke Berlin und erholt sich auf seiner Besitzung in Hopferau, das sich zum bayrischen Bezirksamt Füßen zählt. Unmittelbar an der Tiroler Grenze türmt sich hier die schneeige Alpenwelt. Von den einsamen Höhen der Berge steigt er dann nach kurzer Pause immer wieder in das Flachland parlamentarischer Betätigung. Ein umgekehrter Brand Henrik Ibsens. Brand war nahe daran, als Priester der Eiskirche zu enden. Seine grausame Schroffheit, sein „Alles oder nichts" hatten ihn in eine fürchterliche Vereinsamung getrieben; Pachnicke findet, wenn er von den Bergen wieder in die Täler

Digitized by Google

kommt, immer wieder gleich Anschluß, da er, wenn nicht alles, so doch etwas zu erreichen trachtet. Ihn trifft nicht das tadelnde Wort Goethes: „Was machst du die Welt? Sie ist schon gemacht!" Und so stellt er sich als Politiker auf den Boden — der realen Verhältnisse. Real, wie er sie auffaßt.

Digitized by Google

Otto Hammann

Für die Journalisten war im Kriege Hochkonjunktur. Jedes Amt, jede Kriegsgesellschaft legte sich ein literarisches Bureau zu und berief an seine Spitze einen Tagesschriftsteller. Früher wars anders. Bismarck hatte sich „ein Stück weißes Papier" in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung reservieren lassen, hatte für die ganz offiziellen Sachen den schwerfälligen Apparat des Reichs- und Königlich Preußischen Staatsanzeigers und unterhielt im übrigen mit einigen Journalisten von Ruf vertrauensvolle Beziehungen. Das war alles. Möglich, daß auch einige Zeitungskorrespondenzen, nach 1866, aus dem Welfen-, dem „Reptilien"-Fonds gespeist wurden, um unauffällig offiziöse Dinge kritiklos in die unabhängige Presse zu schmuggeln. Sonst kümmerte sich die Regierung so wenig wie möglich um die Presse, erachtete sie gewissermaßen nicht als satisfaktionsfähig und stellte sie höchstens als Objekt in den Kreis amtlicher Erwägungen.

Auch als Bismarck, 1890, aus dem Kanzlerpalais geschieden war, wurde es damit nicht viel anders. Der Herr des Sachsenwaldes wurde zwar selbständiger Mitarbeiter der Hamburger Nachrichten, hielt sich ein paar Leibjournalisten und bereitete dem neuen Kurs publizistisch nicht geringe Schwierigkeiten. Die aber in der Wilhelm-

Digitized by Google

straße zogen keineswegs die naheliegende praktische Konsequenz daraus. Man trat den alten Stiefel weiter aus: Anno 1894 hatte die Regierung des Deutschen Reiches für die Beobachtung und Bearbeitung der Presse, der fremden wie der einheimischen, in Fragen der innern wie der auswärtigen Politik, nur eine Stelle und diese war mit einem Leiter und zwei Expedienten, ehemaligen Referendaren, besetzt, die hauptsächlich die Ausschnitte aus in- und ausländischen Blättern zu besorgen hatten. Ein richtiges Lektorat gab es nicht, ebensowenig einen Fernsprecher. Rudolf Lindau hatte sogar nur mit einem Assessor oder einem Vizekonsul gearbeitet, und diesem war noch Zeit genug geblieben, gelegentlich auch Korrekturen eines neuen Novellenbandes seines Meisters zu lesen. Die Hauptbeschäftigung der Preßstelle bestand freilich auch nur darin, Tagesübersichten über die Presse für den Fürsten Bismarck zu liefern und die Anweisungen auszuführen, mit denen sie aus Friedrichsruh zurückkamen. Die Anweisungen waren nicht selten schon so gefaßt, daß nur Kopf und Schwanz hinzugefügt zu werden brauchten, bevor der Artikel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung oder sonstwo erschien.

Caprivi, der Kanzler-General, begnügte sich, wie sein Vorgänger, mit einem journalistischen Vertrauensmann für den persönlichen Verkehr: Doktor Otto Hammann, Berliner Korrespondent der Münchner Allgemeinen Zeitung, der Schlesischen Zeitung, des Hamburger Korrespondenten

Digitized by Google

und des Pester Lloyd. Politische Firmierung: rechtsnationalliberal-freikonservativ ohne feste Konturen. Hammann, 1852 im weimarischen Städtchen Blankenhain geboren, hatte ursprünglich Jus studiert, hatte auch sein Referendar-Examen gemacht, war dann aber, zwei Jahre danach, zur Journalistik übergegangen und war, als er zum erstenmal mit Caprivi in persönliche Berührung trat, bereits fast vierzehn Jahre als freier Schriftsteller in Berlin ansässig gewesen: „An einem Junitage des Jahres 1892 erhielt ich eine Einladung nach der Wilhelmstraße 77 zu einer Unterredung mit dem General, der zwei Jahre vorher als Nachfolger des Fürsten Bismarck zur obersten Leitung der Reichsgeschäfte berufen worden war. Was mir diese Ehre verschaffte, waren ein paar Artikel im Pester Lloyd, die, wie man mir sagte, die Aufmerksamkeit des Grafen Caprivi erregt hatten. Er geleitete mich in den Kanzlergarten. An der Ecke des Mittelwegs stand damals noch eine alte Kastanie, unter deren Dache wir an einem Tische Platz nahmen. Es war das erste Mal, daß ich ihn aus nächster Nähe sah ..."

Das Gespräch hatte Caprivi mit der Bemerkung eingeleitet, daß dieser schöne Park das einzige Angenehme an seiner Stellung sei. Dann kam er sogleich auf seinen großen Vorgänger zu sprechen: „... Angriffsweise vorgehen, was mir als Soldaten am nächsten läge, ist unmöglich. Darin schlägt er uns. Was kann der Beweggrund für sein heftiges Vorgehen gegen das neue Regiment sein? Wieder das Amt übernehmen kann und will er nicht.

Digitized by Google

Bleibt nur als Erklärung eine leidenschaftliche Verbitterung mit dem Wunsche, den Kaiser zu einem Kanossa zu bringen. Triebfeder zu den größten Taten ist der Haß. In der Eschenheimer Gasse fing es an." Hammann erzählts in seinen Erinnerungen, die, unter dem überholten Titel ‚Der neue Kurs' (bei Reimar Hobbing) erschienen sind. Er war in einer geistig peinlichen Lage: war Bismarck-Anhänger und hatte doch auch, von der persönlichen Berührung her, eine stille, ständig wachsende Neigung zu Caprivi. Seine Aufzeichnungen sind, nach den bisherigen Veröffentlichungen zu schließen, nicht eben umfangreich, zeigen auch kein tieferes psychologisches Eindringen in die Menschen und Dinge, die tausendfach seinen Weg kreuzten. Glatt und gefällig, leicht und flüssig ist's wie für die ‚Gartenlaube' geschrieben und selbst der Einfältigste stolpert hier nicht über Probleme, die einige Anstrengung des Hirns voraussetzen. Der Berichterstatter, der Korrespondent, hat in diesem feldgrau gebundenen Buch über Politik und Politiker geschrieben, referierend, weniger kritisierend, Nebensächlichkeiten mehr als Hauptsachen betastet und in der Motivierung sich fast stets mit der Peripherie der Erscheinungen begnügt. Aber darin liegt vielleicht der Wert dieses Buches, daß es nicht die Geheimnisse der Akten, sondern das Menschliche, Allzumenschliche, das sich darum herumrankt, sprechen läßt. Manchmal gibt's auch Zitate aus Bismarck, Schiller und, wenn ich nicht irre, auch aus Goethe.

Digitized by Google

Aus der ersten Zwiesprache mit Caprivi entwickelt sich nach und nach ein regelrechter Verkehr. Hammann stellt sich journalistisch in den Dienst des neuen Kurses. „Mitte Dezember 1892 sagte mir der Kanzler, er rechne (während des Kampfes um die Militärreform, die zweijährige Dienstzeit) mit der Auflösung des Reichstags, es käme darum alles darauf an, Aufklärung in den Wahlkreisen zu verbreiten." Und nun setzt zum erstenmal ein systematischer Preßrummel ein, der fast an Bethmann Hollwegs Presse-Offensiven erinnert. „Im obern Stock des rechten Flügels des Reichskanzlerhauses hatte der zur Reichskanzlei kommandierte Major Keim sein Quartier aufgeschlagen und übte mit wahrem Bienenfleiß und unverwüstlicher Zuversicht in das Gelingen des Werkes eine fruchtbare Propaganda-Tätigkeit aus. Alles, was helfen konnte und wollte, wurde mobil gemacht": Freiherr von der Goltz-Pascha, General von Boguslawski, General von Kamecke und von Gelehrten: Gneist, Conrad, Wagner. Alle schrieben so, aufklärend, für die Zeitungen. Unter Herrn Keims Leitung, der später diese Methode der Suggestion der Öffentlichkeit unerfreulich aufdringlich als Vorsitzender des Flottenvereins und nachher des Wehrvereins fortsetzte.

1894 läßt sich Hammann verstaatlichen und tritt, auf Caprivis Wunsch, als Beamter in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes ein. Freiherr von Marschall stand damals an der Spitze des Amtes. Aber der heimlich-unheimliche wahre Regent war Herr von Holstein, der Mann

Digitized by Google

mit „den Flecken auf der innern Iris, der allerlei unterirdische Verbindungen unterhielt" und uns ins Marokko-Abenteuer hineinritt: trotz allem Mißtrauen, aller politischen Voreingenommenheit und Verranntheit doch ein Mensch von lauterster Gesinnung, dessen Stil schärfste Logik mit feinster und klarster Diktion verband. Er schrieb gleichsam mit einem Federmesser: haarscharf und schneidend. Darin tats ihm keiner nach, auch nicht Hammann. Der vielleicht am wenigsten. Und darum wollte Holstein sich in Hammann keine Nebenregierung gefallen lassen und stellte, grollend und bärbeißig, die Kabinettsfrage; wurde, daraufhin, zum Direktor der politischen Abteilung ernannt, und Hammanns Presse-Ressort wurde ihm untergeordnet. Holstein erzählte nachher, als er aus dem Amt geschieden war, daß Hammann dagegen rebelliert und später, nach seinem Fortgang, die Preßmeute auf ihn gehetzt hätte. „Es war alles anders," erwidert Hammann, „und namentlich von posthumer Rache keine Spur. In der ganzen Holstein-Krisis, die sich von der Reise des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen nach Kiel beim Besuch des Königs Eduard des Siebenten (Juni 1904) bis zum April 1906 hinzog, wurde manchmal im Stile Shakespearescher Komödie gearbeitet. Näher darauf einzugehen, muß ich mir versagen." Versteht sich.

Hammann bricht seine Aufzeichnungen, die letzten Endes auf eine Apologie Caprivis hinauslaufen: Erwerb Helgolands, Handelsverträge, Mili-

Digitized by Google

tärreform und Widerstand gegen antisozialdemokratische Ausnahmegesetze, da ab, wo sie interessanter werden könnten, während der Kanzlerschaft des alten Herrn von Hohenlohe, und geht auch auf Bülows und Bethmann Hollwegs Politik nicht näher ein, obwohl er auch diese politischen Phasen, mehr noch vielleicht als die frühern, mitwirkend aus unmittelbarster Nähe beobachtet hat. Gründe der Diskretion, über die Lebenden nichts Schlechtes oder auch nur Persönliches zu sagen, mögen ihm Einhalt geboten haben. Begreiflich.

Aber, wird man fragen, hat er, der anfänglich über die Unzulänglichkeit des amtlichen Preßapparates als Fachmann spöttelte, hat er selbst nun reformierend auf diesem Gebiet gehandelt? Nicht im Geringsten. Und das ist die Anklage, die man wider ihn erheben muß. Er hat eine unterirdische Preßwirtschaft eingeführt, hat sich aus der großen Zahl der Berliner Journalisten ein paar ausgewählt und hat an sie, gegen gute Gesinnung, Nachrichten verhökert und offiziöse Sachen in diese Blätter geschmuggelt. Mit der Zeit wurde er sogar persönlich immer unnahbarer. Die Leiter derjenigen großen Blätter, die auf die Unabhängigkeit ihres Organs Wert legten, schnitten ihn natürlich und suchten sich ihre Quellen anderswo. Als der Krieg ausbrach, erkannte man mit einemmal den schweren, nicht wieder gutzumachenden Schaden, den die amtliche Geringschätzung der Presse und ihrer kolossalen Macht zur Folge gehabt hatte. Der Vorhang ward ganz plötzlich von einem Scherben- und Trümmer-

Digitized by Google

haufen gezogen. Und dann, als man das Törichte des bisherigen Zustands einzusehen und nun ein neues Verhältnis zur Presse zu finden versuchte, glaubte man, immer mit dem starren Hinweis auf den Kriegszustand und das Belagerungsgesetz, die Presse einfach kommandieren und ihr ein vorschriftsmäßiges Verhalten befehlen zu dürfen. Die lächerlichsten Zensurvorschriften schwang man dabei wie eine Geißel, die lauter Eisenknötchen enthielt. Erst allmählich wurde es, im Laufe des Krieges, besser damit. Ein wirkliches Vertrauensverhältnis bahnte sich an — und Herr Hammann schied als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Exzellenztitel aus dem Amt, um sich wieder der unmittelbaren journalistischen Laufbahn zu widmen. Das heißt: er wurde weder Korrespondent noch Redakteur, sondern Vorstandsmitglied der Transozeanischen Nachrichtengesellschaft, die einen von Reuter unabhängigen internationalen Nachrichtenverkehr organisieren will.

Ein einziges Mal habe ich mit ihm beruflich zu konferieren gehabt. Das war in einer traulichen Ecke des Klubhauses der Deutschen Gesellschaft. Nach einem ganz unversehens verhängten Zeitungsverbot versprach er an der amtlichen Stelle zu vermitteln, obwohl er selbst, wie ich wußte, die Anregung zu diesem Verbot gegeben hatte ...

Digitized by Google

Adolph Hoffmann

Im preußischen Abgeordnetenhause gehts heute sehr lebhaft zu. Ein großer Tag. In den Diplomaten- und Ministerlogen wimmelts von Neugierigen. Auch die Zuschauertribünen sind überfüllt. Ein leuchtender „Blütenkranz" von Damen gibt den Platzreihen dort oben einen farbenfrohen Ausdruck. Unten im Sitzungssaal schwirren die Abgeordneten durcheinander. Hier bilden sich Gruppen und da. Überall wird lebhaft diskutiert und gestikuliert. Die Vorhänge, die die Türen zu den Regierungstischen verhüllen, werden fortwährend auseinandergefaltet, da immer neue Regierungskommissare zuströmen. Zwischenein tropft ein Minister nach dem andern herein: die Breitenbach, Hergt, Schmidt, Spahn. Diener schleppen Akten hinterher. Jetzt kommt auch Herr Drews, der Minister des Innern, und mit ihm der Vizepräsident des Staatsministeriums, Herr Doktor Friedberg. Und nun weichen die Herren an der hohen Regierungspforte alle ehrerbietig ein wenig zur Seite: der Herr Ministerpräsident Graf Hertling tritt ein. Sofort greift der Präsident des Hauses, der würdige Graf Schwerin-Löwitz, zur Glocke, schwingt sie ein paar Mal und verkündet mit seiner knittrigen, schwachen Stimme, daß die Sitzung eröffnet sei. Auf der Tagesordnung steht die Wahlrechtsreform.

Digitized by Google

Der Kampf der Geister setzt ein. Die Debatte nimmt einen erregten Verlauf. Oft gibts spannende, dramatische Momente. Alle kämpfen sie wie die Löwin, die ihre Jungen verteidigt: die Rechte, die Linke, das Zentrum, die Regierung. Und das Parkett der Zuhörer macht, unter der starken Suggestion der bedeutungsvollen Stunde, aus seinen Gefühlen keinen Hehl. Abneigung, Zustimmung, Zischen und Beifall wirbeln durcheinander. Die meisten Abgeordneten haben sich von ihren Plätzen erhoben und sind dicht an das Rednerpult geströmt, um das sich nun die dicken Massen geschart haben, da sie sich kein Wort, keine Miene entgehen lassen wollen. Einige, in Zivil oder, wie der Zentrumsgraf Spee, in Uniform, haben sich auch unmittelbar hinter dem Redner aufgepflanzt, und aus diesem wirren Gestrüpp von Menschen prasseln die pointierten Worte des Redners nun wie die Leuchtkugeln und Fontänen eines Feuerwerks heraus. Der Ministerpräsident hat seinem Stellvertreter, Herrn Doktor Friedberg, den Rücken zugekehrt, hat den Körper und das Gesicht ganz zum Sprecher gewendet, ein wenig den Rumpf nach vorne gebeugt und den Kopf aufgestützt, und Herr Drews, der Reformminister, ist von seinem Platz aufgestanden, hat sich zum Rednerpult begeben und folgt nun, die Hand ans Ohr gelegt, interessiert den Darlegungen des Parteimannes. Auf der Linken hat sich ein wenig unterhalb des Katheders einer aufgestellt, der bald die allgemeine Aufmerksamkeit hervorruft, da er alle Augenblicke gepfefferte

Digitized by Google

Zwischenrufe wie Raketen in die Versammlung schleudert, seine Bemerkungen mitunter wie Hürden vor den rhetorischen Husarenritt des Wahlrechtsgegners am Pult stellt, ihn zum Halten, zu Widerrede und Antwort zwingt und oft stürmische Heiterkeit erregt. Manche Pointe ward durch einen solchen Zwischenruf vernichtet, in ihr Gegenteil gekehrt, manches persönlich zugespitzte Zwiegespräch hat sich daraus zwischen dem Redner und ihm, dem Manne da unten, entwickelt und die Debatte auf uferlose Abwege geführt. Ein Mensch mit einer wahren Löwenmähne. Strahlend weißes Haar. Ein Henriquatre von derselben aufdringlich weißen Farbe in einem blühend roten Gesicht unterstreicht noch dessen Besonderheit. Die Haltung dieses Herrn ist ein bißchen nachlässig wie seine Kleidung, wenigstens nicht besonders gepflegt, und sieht man sich ihn näher an, so macht er, trotz seinem martialischen Auftreten, eigentlich einen urgemütlichen Eindruck. In einer Berliner Weißbierkneipe (ich weiß nicht, ob's die heut überhaupt noch gibt), müßte sichs, meint man, mit dem da ganz gemütlich plaudern.

Das ist Adolph Hoffmann, Repräsentant der Unabhängigen Sozialdemokratie im Dreiklassenparlament. Wenn er so dasteht, den Rücken meist dem Redner halb verächtlich zugekehrt, wenn er sich den Spruch seines redenden Gegners gewissermaßen langsam in die Ohren träufeln läßt, hat er gewöhnlich die eine Hand gelassen in die Hosentasche gesteckt und gurgelt alle paar Minuten so von ganz unten aus der Tiefe heraus im Baß

Digitized by Google

seinen behäbig-bissigen Zwischenruf heraus. Alles im Berliner Jargon: „So siehste aus!" „So 'n Quatsch." Oft aber sitzt sein Hieb, und der also angegriffene Redner muß atemschöpfend innehalten und sich zur Wehr setzen. Die Glocke des Präsidenten greift wie ein Polizist ein und verhaftet die Zwischenbemerkung. Es setzt einen Ordnungsruf nach dem andern, und wenn Adolph Hoffmann sie alle registrieren wollte: sein Notizbuch hätte bald keinen weißen Fleck mehr. Mit den Vorgängern des Grafen Schwerin-Löwitz, mit Herrn Jordan von Kröcher und dem Freiherrn von Erffa, hat er böse Sträuße zu bestehen gehabt, weil die leicht gereizt waren. Herr von Kröcher revanchierte sich einmal, indem er herablassend sagte, Herr Adolph Hoffmann komme niemals als Subjekt, immer nur als Objekt der Gesetzgebung in Betracht. Als seinerzeit, noch vor dem Kriege, nach dem Einzug der ersten Sozialdemokraten in dieses bis dahin sozialistenreine Parlament die Hausordnung verschärft wurde und es zum Eingreifen der Polizei kam, die den Abgeordneten Borchardt packte, um ihn, der nach so und so vielen Ordnungsrufen nicht gutwillig den Sitzungssaal verlassen wollte, mit Gewalt an die Luft zu setzen: da stellte sich Adolph Hoffmann mannhaft an die Seite des Renitenten.

Ja, so war Adolph Hoffmann, so ist er, und so wird er bis an sein Lebensende bleiben: in den Augen aller Ordnungsgrößen ein infamer Bursche. Und wenn er selbst die Rednertribüne besteigt, dann gibts ein radikales Hagelwetter. Ein Kraft-

Digitized by Google

ausdruck sucht den andern zu übertrumpfen. Wie Knallerbsen fahren sie dazwischen. Die Rechte verläßt gewöhnlich fluchtartig, zur Demonstration, den Saal. Das Zentrum schließt sich an, und die peniblen Nationalliberalen schreiten im Gänsemarsch hinterdrein. Wenn sie aber abends, allein oder im engsten Kreise unter sich, in ihrer Zeitung die Rede Adolph Hoffmanns nachlesen, müssen sie selber über dieses antithesenreiche Wortbombardement schmunzeln. Immer derselbe! Der Freikonservative Woyna hat einmal gesagt, man müsse das alles gar nicht so ernst nehmen: in Wirklichkeit sei Herr Hoffmann der Urtyp des Berliner Philisters, der sich gern satt schimpft.

Adolph Hoffmann hat eben das sechzigste Lebensjahr überschritten. Geboren ist er zu Berlin, am einundsechzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelms des Ersten, das ist: am zweiundzwanzigsten März 1858, als in Preußen, nach der reaktionären Ära, eine neue Zeit unter dem Prinzregenten Wilhelm heraufzudämmern begann. In den bescheidensten Verhältnissen wuchs er heran und besuchte sieben Volks- oder Armenschulen an vier verschiedenen Orten. Mit vierzehn Jahren wurde er in die Lehre geschickt, wollte zuerst Graveur werden, mußte aber, eines Augenleidens wegen, seinen Beruf wechseln. So wandte er sich dem Vergoldergewerbe zu. Jedoch auch da blieb er nicht bei der Stange, arbeitete, nacheinander, als Bursche im Buchhandel, in der Textil-, in der Metallbranche und verdingte sich als Maler

Digitized by Google

und Vergolder. Anfang der neunziger Jahre berief ihn die Partei als Redakteur nach Halle an der Saale und dann nach Zeitz. Von 1893 an ließ er sich als Buchhändler in Berlin nieder und begann zu schriftstellern und agitatorisch zu wirken. Die zehn Gebote, die Moses einst vom Berge Sinai dem Volke Israel überbrachte, schmiß er um und setzte zehn eigene Gebote an ihre Stelle. Denn er war ein Atheist vom reinsten Wasser und warb für seine freireligiösen Ideen Tag und Nacht bei jung und alt in seiner burschikos-drauf-gängerischen Art. Er hielt meist jahrelang ein- und dieselbe Rede; und als er sich einmal so recht in feurigen Zorn wider die Bourgeoisie, den Kapitalismus, die Klassenherrschaft und die Pfaffenwirtschaft geredet hatte, machte er auf eine Zuhörerin einen ganz besonders tiefen Eindruck. Sie wurde bald seine Frau und brachte ihm einiges Vermögen in die Ehe, so daß er fortan materiell unabhängig war. Ein andermal schmetterte er eine flammende Broschüre gegen die kompakte reaktionäre Masse mit dem einschüchternden Drohtitel: ‚Die Sozialdemokraten kommen!' und ließ diesem literarischen Produkt einen ‚Warnungs-ruf an die Frauen und Mädchen aller Stände' folgen.

Mit der Zeit hatte er sich also einen gewissen schriftstellerischen Ruf erworben, und da er, als gelernter Buchhändler, sich auch aufs Geschäft-liche verstand, so ward ihm im Pressewesen der Partei bald eine führende Stellung eingeräumt. Immer hatte er, auch schon als es noch die eine

Digitized by Google

große sozialdemokratische Partei gab, zu jenen Leuten gehört, die in der Opposition standen, zu den Querköpfen. Mit Stadthagen, dem ellenlangen Dauerredner, verband ihn enge Freundschaft. Desgleichen mit Rosa Luxemburg, der Unentwegten, der fanatischen Dogmatikerin. Sie war sein „Röschen", und als einst auf dem internationalen sozialistischen Kongreß zu Stuttgart bei einem Gartenfest die rote Parteifreude sich zu einem menschlichen Weinenthusiasmus steigerte, soll, in diesem gemütlichen Bacchanal der Jakobinermützen, gleich andern Parteigrößen auch Adolph Hoffmann sein Röschen in artiger Kavalierkunst zum wirbelnden Tanze geführt haben.

M. d. R. ist er nur kurze Zeit gewesen. Von 1904 bis 1906. Zwei Jahre lang. Dann wars damit vorbei. Aber im Berliner Stadtverordneten-Kollegium und in der Zweckverbandsversammlung spielte er mit die erste Flöte unter seinen Parteigenossen, oder richtiger: die Pauke. Das preußische Abgeordnetenhaus zierte er, seit es dort überhaupt Sozialdemokraten gibt, also seit dem Juni 1908. Die Moabiter im sechsten Berliner Wahlkreis entsandten ihn, allerdings mit nur geringer Mehrheit, in das Haus der Prinz-Albrecht-Straße. Für den Reichstag hat er indessen immer wieder von neuem kandidiert. Unablässig im Mansfelder Wahlkreis, den er dem Freikonservativen Arendt vergebens streitig zu machen trachtete. Sein parlamentarisches ‚Sündenregister' ist nicht eben klein. Er kennt keine Autorität, und sein

Digitized by Google

Witz schlägt oft auch, bloß um sich zur Geltung zu bringen, über die Stränge des Parteischemas. Wenns grade so paßt, kann er sogar antisemitisch werden. Damals, als Herrn von Mirbachs, des Kammerherrn Ihrer Majestät, amüsante Schnorrereien für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche selbst vor Staatsbürgern jüdischen Glaubens nicht Halt machten, dichtete er ironisch also im Landtage: „Friedlich zieht durch mein Gemüt stiller Gottesfrieden, oben sitzt die Fürstin Wied, unten lauter Jiden." Mir und mich verwechselt er nicht so selten in seiner Rede. Manche meinen, es geschehe absichtlich. Andre führens auf Bildungsmangel zurück. Als das einmal von einem Redner ausgesprochen wurde, erwiderte er, im echt Berliner Tonfall, schlagfertig: „Det is bloß die Folge Eurer mangelhaften Volksschulbildung." Und gleich hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Ernst wird dieses heitere Kapitel, wenn wir an die Würdigung seiner Politik gehen, die mit zur katastrophalen Spaltung der Partei geführt hat. Einst hatte er prinzipiell gegen jede Beteiligung der Partei an den preußischen Landtagswahlen gedonnert, hatte sich dann aber, vor zehn Jahren, schließlich doch als Landtagskandidat aufstellen lassen. Eine nicht recht begreifliche Inkonsequenz dieser durchaus konsequenten Parteigröße. Er selbst aber machte den „Regierungssozialisten" während des Krieges die schlimmsten Vorwürfe wegen ihrer praktisch-positiven Arbeiterpolitik, und keine Rede, die er im Abgeordnetenhause oder irgendwo draußen vor Wählern hielt, verging,

Digitized by Google

ohne daß er den Scheidemännern da böseste Dinge unterstellte und sie der Verachtung preisgab. Man hörte und sah ihn förmlich über diese Politik seiner Parteigenossen von gestern „Pfui Deibel!" spucken. Im Abgeordnetenhause rief er durch derlei Szenen mehr als einmal einen häßlichen Krach, eine peinlich-obskure häusliche Auseinandersetzung hervor. In der ‚Arbeitsgemeinschaft', der Sondergruppe der Unzufriedenen, die allein das Parteidogma hochzuhalten gedachten, stand er vornan, und in der unabhängigen Sozialdemokratie ist er der wilde Mann, der täglich gegen die alte Sozialdemokratie Säbel und Pistole schwingt. In dem gegenseitigen Kampf um den geistigen und materiellen Besitz des ‚Vorwärts' hat er, um sich schlagend, mitgestritten, und hat, als das Zentralorgan der Partei den Händen der Unabhängigen entglitt, alles daran gesetzt, um ein neues, eigenes, radikales Blatt in Berlin ins Leben zu rufen. Vergeblich. Das Papier wurde ihm nicht bewilligt, und auch sonst war man höhern Orts dagegen. Immerhin stand er als Pressekorporal hinter dem wöchentlich ein- oder zweimal in bescheidenem Umfang erscheinenden ‚Mitteilungsblatt' der unabhängigen Sozialdemokratie.

Hei — und dann kam am neunten November neunzehnhundertachtzehn die brünstig ersehnte Revolution. Das Volk stand auf. Adolph Hoffmann jagte in einer Droschke durchs Zentrum Berlins und hielt an allen Ecken fürchterliche Reden. Blutrot färbte sich der Horizont. Entschlossen wie er war, scharte er zwölf Hellebarden

Digitized by Google

um sich, drang nachts, als er niemand mehr in den Druckereiräumen vermutete, ins Mossesche Verlagshaus ein, erklärte, mir nichts dir nichts' die Berliner Volkszeitung zum Organ der Unabhängigen Sozialdemokratie und redigierte gleich die Nummer 1. Bei der Verteilung der Ministerposten im neuen, sozialistischen Preußen sicherte er sich das Kultusministerium. Mit dem Mehrheitssozialisten Haenisch übernahm er, fünfzigprozentig, das Amt. Seine erste Amtshandlung bestand darin, daß er sich erst einmal sein Gehalt vorschußweise auf ein halbes oder gar auf ein ganzes Jahr auszahlen ließ. Und dann begann eine Harlekinade. Die Deutsche Tageszeitung schrieb schmunzelnd, nun würde es wohl eine neue (mir = mich) Rechtschreibung geben. Wenn die Diener die Akten der Vortragenden Räte ihm ins Zimmer schleppten, wenn er unterschreiben mußte, war er völlig hilflos, und hätte er sich nicht eine vorgebildete Vertrauensperson zugelegt, das persönliche Debacle wäre noch größer gewesen. Er blamierte sich an allen Ecken und Enden, daß es Gott erbarmte. Aber er war von einem unstillbaren Reformeifer beseelt. Die Reformerlasse nahmen kein Ende. Sein von der Presse veröffentlichtes Programm sah kunterbunt, wie Kraut und Rüben durcheinander, aus. Vor allem schaffte er mit einem Federstrich das Gebet und den Religionsunterricht in den Schulen ab und sprach, gelassen, die Trennung von Kirche und Staat aus. Die Gescheitelten und die Ge-

Digitized by Google

schorenen gerieten außer sich. Die Zentrumsseele kochte. Ein neuer Kulturkampf wurde von der katholischen Kirche inszeniert. Die katholischen Randgebiete, Oberschlesien und Rheinland-Westfalen, begannen, sich von Preußen loszusagen. Kurz, Sturm überall. In diesem allgemeinen Kultustohuwabohu bekam es Adolph Hoffmann auch noch fertig, in öffentlicher Rede zu sagen, wenn die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung keine sozialistische Mehrheit bringen würden, so würde man das Parlament mit Gewalt auseinanderjagen, und wenn man darum noch einmal auf die Barrikaden steigen müßte. Herr Hoffmann hatte sich vom Demokraten allmählich zum absolutistischen Gewaltmenschen entwickelt. Als er, nach kaum siebenwöchiger Amtstätigkeit, seine „Arbeit" zugleich mit den anderen „unabhängigen" Ministern einstellte, wars die höchste Zeit. Noch mehr Erschütterungen dieser Art hätte die ehemalige königlich preußische Kultur nicht ertragen. Die Herren Geheimräte drohten bereits mit Arbeitseinstellung, und selbst die Zentrumsmänner waren, lärmend demonstrierend, auf die Straße gezogen und hatten vor dem Gebäude des Kultusministers Hoffmanns Kopf gefordert. Aber Adolph hatte sich, als die erbitterten schwarzen Seelen in Hosen und Röcken ins Haus eindrangen, versteckt und ward nicht gefunden. So blieb er uns durch Gottes Fügung am Leben erhalten.

Trotzdem, wie man auch über ihn urteilen mag: er hat sich, überdenkt man alles in allem,

Digitized by Google

seine Gesinnung doch etwas kosten lassen. Mehrmals hat ihn, auf Antrag des Königlich preußischen Staatsanwalts, der Richter wegen Beleidigung durch die Presse ins Loch gesteckt. Das ist gewiß keine angenehme Sache. Aber die schwedischen Gardinen haben weder abschreckend noch erziehend gewirkt: Adolph Hoffmann ist der alte proletarische Vulkan geblieben, dem nur dann wohl ist, wenn er Feuer und Schlacke speien kann.

Digitized by Google

Hellmut von Gerlach

Die Gerlachs haben in der preußischen Geschichte keine geringe Rolle gespielt. Alle waren sie hochkonservative Herren. Hellmut von Gerlachs Großvater war einst, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, Polizeipräsident von Berlin, war schlicht-bürgerlich und ging, geadelt, 1839 als Regierungspräsident nach Köln an den Rhein. Sein Sohn brachte es gleichfalls bis zum Chef eines Regierungspräsidiums. Hellmut selbst schien anfänglich dieselbe Laufbahn einschlagen und der Beamtentradition seiner Familie treubleiben zu wollen. Er studierte Jura, machte das erste, das zweite Staatsexamen und kam als Regierungsassessor ins Landratsamt nach Ratzeburg, dem Kreise des Sachsenwaldes, in dem der Alte damals, in Einsamkeit grollend und mahnend, den Rest seiner Tage verbrachte. Hellmut von Gerlach regierungstreuer Stellvertreter des Landrats — Otto von Bismarck in heftigster Opposition gegen den neuen Kurs, gegen Wilhelm den Zweiten, gegen Caprivi, Bötticher und die andern, in maßloser Verachtung Stöckers, der in jenem berüchtigten Briefe seinen Freunden geraten hatte, im ganzen Lande Scheiterhaufen um Bismarck anzuzünden, um den Gewaltigen endlich, dem Kaiser zuliebe, zu verbrennen. Gerlach war absoluter Monarchist, königstreu bis in die Knochen. Bismarck, in dem

Digitized by Google

immer etwas von der mittelalterlichen Vasallentreue steckte, war das sicherlich auch; aber in seinem temperamentvollen Streit wider das neue Regime wurde er unversehens demokratischer, und nicht ein Mal nur machte er sich Gedanken darüber, daß er dem Parlament das Rückgrat gebrochen habe, um die Rechte des Königs auch nicht um einen Deut schmälern zu lassen. So sahen diese beiden Menschen, die eigentlich nie was gemeinsam gehabt haben, so sahen sie aus, als sie, zu Anfang der neunziger Jahre, beruflich miteinander zu tun hatten.

Eins aber hatte Gerlach mit jenem menschlichen Vulkan doch gemein: den Drang, politisch zu wirken. Der war schließlich so stark, daß Hellmut anfing, an Stöckers ‚Volk' mitzuarbeiten. Er fühlte sich zu jener Gruppe von Sozialkonservativen oder Jungkonservativen hingezogen, die in dem Jungtory Randolph Churchill ihr politisches Vorbild erblickten. Gerlach glaubte damals, die Konservative Partei von innen heraus in sozialem und freiheitlichem Sinne reformieren und modernisieren zu können. Infolgedessen kämpfte er gegen das Sozialistengesetz und auf dem konservativen Tivoliparteitag gegen jedes Ausnahmegesetz überhaupt. In diesem Sinne veröffentlichte er einen geharnischten Artikel gegen jenen Beschluß des Herrenhauses, der die Steigerung der Einkommensteuer von drei auf vier Prozent bei dem Einkommen über hunderttausend Mark wieder strich. Dieser Artikel trug ihm im Herrenhause von dem Grafen von der Schulenburg, dem Herzog von

Digitized by Google

Trachenberg und andern hohen Herren die Kennzeichnung als Sozialist oder gar Anarchist ein. Er veranlaßte aber auch den Regierungspräsidenten, Gerlach unter den schwersten Androhungen jegliche weitere publizistische Tätigkeit zu untersagen. Auch das Auftreten in Versammlungen wurde ihm radikal verboten. Das war immerhin eine Auszeichnung, wie sie noch keinem Regierungsreferendar passiert war. Aus dem freien Mitarbeiter wurde nun bald ein Redakteur. Die Beamtenkarriere gab er auf. Jetzt stand er mit einem Male mittendrin in der christlich-sozialen Bewegung. Schrieb und agitierte gegen die Juden, als „kapitalistische Schmarotzer", und setzte sich für die sozialen Forderungen der Kathedersozialisten, der Wagner und Schmoller, ein. All das in den Schein eines streitbar polternden Christentums gestellt. Im Tivoli-Programm erkannte die konservative Partei die meisten Wünsche als berechtigt an, um sich die Massen des christlich-sozialen Volks zu sichern. Aber den Jungen in diesem Volk behagte auf die Länge der Zeit diese mehr oder minder lose Gemeinschaft mit den Feudalen und Junkern nicht. Sie merkten die Absicht und wurden verstimmt. 1897 sagten sie sich entschlossen los und gründeten, die Naumann, Göhre, Gerlach, die Nationalsoziale Partei: Bodenreform, Staatssozialismus, ‚Kulturantisemitismus' und Sinn für alles Nationale waren in diesem, etwas verschwommenen, Programm vereinigt. Vor allem jedoch glühte hier Begeisterung. Dem pathetischen Schwunge der neuen Partei

Digitized by Google

entsprach aber nicht der praktisch=politische Erfolg. Es blieb eine Partei von geistigen Offizieren. Die Kadres fehlten. Kaum, daß man genügend agitatorische Unteroffiziere aufzubringen vermochte. Gerlach ging, um sich in einer eigenen Zeitung eine Plattform zu schaffen, ins Hessische nach Marburg und erwarb die Hessische Landeszeitung, die er von 1898 bis 1906 leitete. Während der ersten Zeit dieser Tätigkeit schrieb er zugleich Leitartikel für die Berliner ‚Welt am Montag'. In seiner nationalsozialen Politik trat der demokratische Gedanke immer stärker hervor, und bald war er, in jenen Tagen des blind=wütigen Scharfmachertums, der erklärte Liebling der Behörden. Der Staatsanwalt verglich, in einem Prozeß, die Hessische Landeszeitung mit einem schmutzigen Handtuch, an dem sich jeder die Hände wische. Na, und so weiter. Man kennt die Melodie, die, auf Bismarcks Geheiß, zuerst Herr von Puttkamer um 1881 herum anstimmte — zu dem Tanz, den er dem „liberalen Kreisrichter" aufspielte, jenem sagenhaften demokratischen Überbleibsel in der preußisch=deutschen Bureaukratie aus den sechziger Jahren. 1903 kandidiert Gerlach zum ersten Mal für den Reichstag. Kämpft wider Herrn von Pappenheim, den Hochtory aus dem preußischen Abgeordnetenhause. Das Zentrum gibt den Ausschlag, und Gerlach geht als Sieger hervor. Die Nationalsoziale Partei hat sich inzwischen aufgelöst: sie ist an intellektueller Überfülle zugrunde gegangen. Es kann eben, auch in einer Partei, nicht nur Redende: es muß auch Zuhörer geben.

Digitized by Google

Die Freisinnige Vereinigung nahm den größten Teil, darunter auch Gerlach, freudig in ihren Armen auf. Ein Teil schlug sich, so Göhre, zur Sozialdemokratie. 1907 bewirbt sich Gerlach um die Wiederwahl. Doktor Böhme, damals noch wild fuchtelnder Antisemit, ist einer seiner Gegner. Diesmal unterliegt er, weil die Kapläne es anders wollen. Nun hält ihn nichts mehr im Hessenlande. Er siedelt nach Berlin über und übernimmt die Leitung der ‚Berliner Zeitung' im Hause Ullstein. Bülows Blockpolitik macht er nicht mit, ruft in heftigstem Widerspruch zum Freisinn mit Gädke und Breitscheid die Demokratische Vereinigung ins Leben und schlägt politisch kräftig links und rechts um sich. Endlich landet er wieder in der ‚Welt am Montag', und jetzt gibt er ihr durch seine Montagsartikel das Gepräge.

Das ist Hellmut von Gerlachs Werdegang. Und sein Wesen, seine Politik, sein Schriftstellertum? Gerlach ist ein Demokrat von reinstem Wasser. Im strengsten Sinne des Wortes. Destillierter Demokrat. Aber eins fehlt ihm: das Daimonion, das sein Nachbar im Ratzeburger Kreise so überreich besaß, jene innere Macht, die, redend oder schreibend, die Hörer oder Leser sofort packt, Flämmchen entzündet und sie zu sengender Glut zu entfachen vermag. Gerlach ist Rationalist. Durch und durch. Aber die Rationalisierung seines Lebens, seines täglichen Lebens, ist nicht immer korrekt oder auch nur vernünftig. Er strebt, in einem unbezähmbaren Drange, vieles kennen zu lernen, nach allen Richtungen aus-

Digitized by Google

einander, verliert sich und findet sich dann erst mühsam wieder auf dem graden Wege seiner publizistischen Aufgabe zurecht. Das ist eine liebenswürdige, eine sympathische Schwäche, aber doch immerhin eine Schwäche. So sind denn auch seine Artikel oft nicht eindringlich genug, bleiben zu sehr an der Oberfläche und beschränken sich aufs Registrieren. Er registriert Voraussetzung, Behauptung, Beweis. Streng nach mathematischem System baut er seine Gedanken auf. Indeß der Kitt der „innern Feuchtigkeit und Wärme", um einen Ausdruck Xenophons zu gebrauchen, fehlt. Er langt nicht seine Ideale vom Himmel herab und stellt sie, weithin sichtbar, vor die Masse hin.

Wenn man ihn so sprechen, so schreiben sieht, oft sarkastisch grinsend, doch in seiner nüchternen Beweisführung stets treffend, dann wird man unwillkürlich an Pan erinnert. Alle Montag früh taucht er plötzlich aus dem Walde der Werkeltagspflichten auf, bläst, oft schelmisch drohend, auf der Flöte und weist auf das hin, was in der vergangenen Woche politisch falsch gewesen ist. Und viele, viele kaufen sein Blatt, auch wenn sie keineswegs demokratisch organisiert sind, und lesen es mit Begierde und Dankbarkeit, weil der freiheitliche Gedanke und der dauernde Ruf nach Frieden eine starke Suggestion auf sie ausüben.

Als er dann aber von dem sozialistischen Revolutionskabinett als Unterstaatssekretär ins preußische Ministerium des Innern berufen wird, versagt er vollends, vor die erste diplomatisch-politische

Digitized by Google

Aufgabe gestellt. Er wird nach Posen geschickt, um den Umtrieben der Polen auf den Grund zu gehen, läßt sich von der Liebenswürdigkeit der allpolnischen Nationaldemokraten völlig einwickeln und berichtet rosenrot. Und bald darauf begannen die Polen die deutschen Ostmarken planmäßig mit Waffengewalt zu erobern, um für die Friedenskonferenz ein fait accompli zu schaffen.

Digitized by Google

Karl Theodor Helfferich

Herr Doktor Helfferich hatte wieder einmal einen neuen Wirkungskreis gefunden. Diesmal weit vom Zentrum. In Moskau hatte er die Nachfolge des ermordeten Grafen Mirbach übernommen. Manche offiziellen und inoffiziellen Kreise in Berlin atmeten auf, daß er endlich, wenigstens für eine Zeitlang, untergebracht war, und nicht mehr bei jeder Gelegenheit, bei jedem Staatssekretär- oder Botschafterwechsel, ihre Kreise, ihre Hoffnungen und Wünsche durch seine eigenen Aspirationen stören konnte. Herr Doktor Helfferich, dieses personifizierte perpetuum mobile, hatte die angenehme Aufgabe erhalten, zwischen Bombenlunten mit Bolschewisten und Sozialrevolutionären zu verhandeln. Er, der ausgesprochenste Vertreter der kapitalistischen Weltanschauung, sollte mit den „Todfeinden des Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft" fertig werden und, neben den rein diplomatischen Dingen, die Wiederaufnahme eines Wirtschaftsverkehrs mit Rußland in die Wege leiten. Sollte.

Helfferich hatte sich vieles, das Höchste im Leben vorgenommen. Aber ein Mann von Ausdauer war er nicht. Alles sollte im ersten Ansturm erobert werden. Meist gelangs ihm auch. War er dann oben, auf der Zinne der erstürmten Position, hielts ihn nicht mehr lange, und sein Auge

Digitized by Google

schweifte nach neuen Zwecken und Zielen. Ein rastloser, unruhiger Kopf. In einem Hause ward er geboren und aufgewachsen, in dem der demokratische Gedanke traditionell war. Sein Vater, der Kommerzienrat Helfferich, war ein Führer der Fortschrittlichen Volkspartei in der Rheinpfalz, und der junge Karl Theodor ist von seiner Vaterstadt, von Neustadt an der Hardt, mehr als einmal auf die nahe Hambacher Höhe gestiegen, wo einst tausende deutscher Männer und Frauen, 1832, zusammengeströmt waren, um für die Freiheit und Einheit Deutschlands zu schwärmen. Siebenpfeiffer sah den Tag kommen, „wo die Fürsten die bunten Hermeline feudalistischer Gottstatthalterschaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen; wo das deutsche Weib, nicht mehr die dienstpflichtige Magd des herrschenden Mannes, sondern die freie Genossin des freien Bürgers, unsern Söhnen und Töchtern schon als stammelnden Säuglingen die Freiheit einflößt." Und die Menge sang, voll des lieblichen Pfälzer Weines: „Mut, Mut, Mut! Nicht wird uns Gott verlassen, Folgen wir in Treuen seinem Wort! Feurig laßt uns lieben, feurig hassen. Und bereiten uns zum Drachenmord. Wie der Lindwurm stolz sich brüstet, Ihn nach unserm Blut gelüstet!" Am nächsten Tage beriet man, ob man eine provisorische Regierung für das freie Deutschland einsetzen solle. Aber man verwarf diesen kühnen und doch so philiströsen Vorschlag. Und wenn diese rheinische Freiheitsbewegung schließlich auch in eine

Digitized by Google

allgemeine Kneipfröhlichkeit auslief, die Kinder und Kindeskinder haben den Freiheitsgedanken in ihren Herzen wohl gepflegt, und kommst du in jene Weingaue, raunts dir aus allen Ecken und Enden zu von den großen Tagen der Vergangenheit. Auch Karl Theodor konnte sich diesem Zauber nicht entziehen. Es schwoll sein Herz, Freiheitsakkorde erfüllten seine jugendliche Seele, und er schrieb in ungestümem dichterischen Drange ein Hutten-Drama: Es ist eine Lust zu leben! Später, als er auf seinem Vizekanzlerthrönchen drei Wochen lang wankte und schwankte, als er, von der Linken und der Mitte verlassen, rettend auf die Rechte sich zu stützen suchte, damals als eine Zeitung vorwitzig an seine poetische Gabe erinnerte, ward er so peinlich davon berührt, daß er durch einen Rundruf des offiziösen Wolffschen Telegraphenbureaus die Presse energisch anwies, von dieser Jünglingssünde keine Notiz zu nehmen.

Karl Theodor kam auf die Universität nach München, Berlin und Straßburg und verlegte sich auf die Nationalökonomie. Dann, nach vollendetem Studium, unternahm er große Auslandsreisen. Schon mit dreiundzwanzig Jahren schriftstellerte er und beteiligte sich literarisch lebhaft an dem Kampf um die Währung. Natürlich trat er für die Goldwährung ein. Mit siebenundzwanzig Jahren ließ er sich an der Berliner Universität als Privatdozent nieder. Seine Karriere beginnt. Ein geschmeidiger, gewitzigter Mensch, wissenschaftlich geschult, praktisch veranlagt, mit dem Willen, sich unter allen Umständen durchzusetzen, die

Digitized by Google

Börse gefüllt, wenn auch nicht überfüllt, mit einem Blick für das augenblicklich Notwendige — konnte das Schicksal einem solchen Manne den Weg verrammeln? Schon im nächsten Jahre liest er auch im Seminar für orientalische Sprachen über Kolonialpolitik, und nach abermals zwölf Monaten hat er den Anschluß an die Regierung gefunden. Als Referent für wirtschaftliche Fragen zieht er in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ein. Noch im selben Jahr wird er Professor, dann Legationsrat und weiter nach vier Semestern Wirklicher Legationsrat. In diesem Eiltempo geht es vorwärts. Er wird zum Delegierten der deutschen Regierung bei den Berliner Verhandlungen mit der amerikanisch-mexikanischen Währungskommission ausersehen, bekommt den Charakter eines Vortragenden Rates und wendet sich, einstweilen im Bureaudienst gesättigt, großen privatwirtschaftlichen Unternehmungen zu. Die Finanzkreise waren schon längst auf ihn aufmerksam geworden. Bei seinen Verhandlungen als Regierungskommissar mit den kolonialen Gesellschaften hatte er sich als außerordentlich geschickt und gewandt erwiesen. Wenigstens hatte man den Eindruck davon. Dazu kam sein Buch über das Geld, das ihm den Ruf eines besonderen Finanzkenners eintrug. 1906 trat er in die Direktion der Anatolischen Eisenbahn ein und wurde nach zwei Jahren ins Direktorium der Deutschen Bank berufen. Hier schien er länger verweilen zu wollen und wartete. Und der Tag kam. Er schrieb neue Bücher: über das Nationalvermögen Deutsch-

Digitized by Google

lands, über die Ursachen des Krieges und wurde Ende Januar 1915 von Herrn von Bethmann Hollweg aufgefordert, an Stelle des abtretenden und kränkelnden Herrn Kühn die Leitung des Reichsschatzamtes zu übernehmen. Nun eröffnete sich ihm endlich, in einer überaus schwierigen Zeit, ein Wirkungskreis, in dem er seine Fähigkeiten voll entfalten und Großes vollbringen konnte. Die Presse war ihm recht wohl gesinnt, und allgemein begrüßte man es, daß das Reichsschatzamt, eines der wichtigsten politischen Kriegsressorts, fortan von einem theoretisch und praktisch geschulten Volkswirtschaftler gelenkt werden sollte.

Herr Doktor Helfferich kam, sah und siegte. Zunächst. Mit gewaltiger Verve legte er sich für die neuen Kredite ins Zeug. „Ich habe", erklärte er dem Reichstage in seiner Jungfernrede, „das Amt übernommen mit der Verpflichtung, die Mittel für die Kriegführung zu schaffen und für die Erhaltung der gesicherten Grundlagen der Reichsfinanzen zu sorgen." Und er beschafft die Mittel. Diesmal und noch zweimal, so daß unter seiner Führung annähernd zweiunddreißig Milliarden von der Bevölkerung für das Reich aufgebracht werden. Herr Kühn, sein Vorgänger, hatte die erste Kriegsanleihe mit nur vier einer halben Milliarde Mark flüssig machen können. Das war zu wenig. Mit der bisherigen bureaukratischen Methode mußte gebrochen und ein ganz neues Propaganda-System ersonnen werden. Darin, in der Reklame, in der Agitation, war Herr

Digitized by Google

Doktor Helfferich ein Meister, und fast amerikanische Mittel wandte er an, um das Volk anleihefreudig zu stimmen. Und der Erfolg gab ihm recht. Das ist — wenn man will, die größte — Erbschaft, die er hinterlassen hat: der Bluff. Alles übrige rinnt einem beim nähern Betrachten durch die Finger der Hand. Jede Anleihe wußte er sich, nicht ganz mit Unrecht, als einen persönlichen Sieg auszulegen, und doch durfte man in dem Lärm des Triumphes nicht völlig den vergessen, der einen starken Anteil an diesem finanziellen Erfolg gehabt hatte, den klugen und umsichtigen Präsidenten der Reichsbank Doktor Havenstein. Als Helfferich aber vor die erste wirklich bedeutsame Aufgabe gestellt wurde, vor das Problem der Neuordnung der Finanzen, versagte er. Jämmerlich. Fünfhundert Millionen Mark galt es aufzubringen. Nun konnte er seinen Genius entfalten, nun, mit der früheren kläglichen Steuerflickarbeit brechend, neue große Reformideen entwickeln. Die Zeit war günstig. Das Geld mußte beschafft werden, mußte schnell bewilligt werden, und der Reichstag war, in der schweren Notstandszeit, prinzipiell zum Geben mit vollen Händen bereit. Und was tat Helfferich? Wie ein erbärmlicher Lumpensammler kratzte er lauter kleine und kleinliche Steuern zusammen und bürdete sie einseitig Handel, Industrie und Verkehr auf. Er, der Volkswirtschaftler, der Finanztheoretiker und Kolonialpolitiker! Der Reichstag war enttäuscht, murrte, zerpflückte sein Steuerbukett und geriet heftig mit ihm aneinander. Der Kritik

Digitized by Google

der Sozialdemokratie begegnete er mit den Worten: „Ich muß mir das verbitten!" und wurde ausgelacht. Der Reichstag war denn doch nicht eine Versammlung von Aktionären, mit denen der Bankdirektor, seiner Position sicher, schalten und walten konnte, wie er wollte. Er konnte es nicht verstehen, daß der Reichstag die von ihm so sorgfältig aufgestellte Rechnung zum Ausgleiche des Defizits nicht anerkennen, die peinlich genau ausgedachte Belastung der einzelnen Erwerbs- und Verkehrszweige nicht einfach gutheißen wollte. Gewiß, das rechnerische Material, das er wie kein andrer beherrschte, war unanfechtbar, denn alles stimmte wie in einer sauberen Bilanz. Aber das hatte auch seine Schattenseite. Denn er, der theoretische Volkswirtschaftler, hatte eben zu sehr abstrakte Zahlenbegriffe auf das praktisch vielfältig bewegte Leben übertragen und die Macht der Partei- und Berufsinteressen zu gering eingeschätzt. Diese Methode, Menschen und Dinge zu sehen und zu werten, erinnert, wenn man durch Übertreibung das Wesentliche scharf herausarbeiten will, an jenen Colquhoun, von dem Heinrich Heine in seinen „Englischen Fragmenten" erzählt, er habe, um seinen Lesern eine bestimmte Idee von der Unermeßlichkeit der Erwerbsquellen der Nation zu geben, eine Abschätzung von allem, was im Lande vorhanden sei, gemacht, bis herab auf die Kaninchen, „und er schien", fährt Heine witzig fort, „sogar zu bedauern, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuse mitrechnen konnte".

Nun, da die Parteien ihm seinen zusammen-

Digitized by Google

gestoppelten Steuerplan tüchtig korrigierten, da sie die indirekten Steuern wenigstens durch eine direkte, durch eine wenn auch nur einmalige Vermögenssteuer auszugleichen suchten, da schließlich das selbst der Bundesrat guthieß, war er verstimmt und zog sich schmollend und grollend zurück, wie wenn ihm persönlich das bitterste Unrecht zugefügt worden wäre. Warum auch hatte er voreilig dem Reichstage während der Steuerverhandlungen erklärt: „Die verbündeten Regierungen sind der Ansicht, daß außer der Kriegsgewinnsteuer eine weitere direkte Reichssteuer nicht in Frage kommen kann." Nachher, als ihn die verbündeten Regierungen im Stich ließen, war er der Blamierte. Das Steuerkompromiß kam eben ohne ihn zustande, und er fügte sich nicht so ungern, denn schon ward ihm der Weg zu einer weiteren Stufe nach oben bereitet.

Langsam hatte er das vorbereitet. Das Portefeuille des Reichsschatzsekretärs, eines reinen Fachministers, genügte ihm auf die Dauer nicht. Er gierte nach politischen Lorbeeren. Schon die Etats- und Anleihereden hatte er mit wachsendem Eifer zu Ausflügen in die hohe Politik benutzt und kühn mit den Engländern wirtschaftspolitisch die Waffen gekreuzt. In seiner ersten großen Reichstagsrede, am fünfzehnten März 1915, erklärte er mit starker Zuversicht: „Im übrigen denken wir nicht daran, beim Ende dieses Krieges darauf zu verzichten, daß unsere Feinde, abgesehen von allem andern, auch für den materiellen Schaden

Digitized by Google

aufkommen müssen, den sie durch diesen frevelhaft angezettelten Krieg angerichtet haben." Ein Jahr danach, in denselben Märztagen, sprach er denselben Gedanken bereits stark verklausuliert aus: „Wir mögen unsere Hoffnungen auf einen finanziell günstigen Friedensschluß noch so hoch spannen — diese Hoffnung halten wir aufrecht —: trotzdem wird eine erhebliche Steigerung der Reichsfinanzen eine Notwendigkeit sein." Karl Theodor begann umzulernen. Nicht nur in diesem einen Punkte. Auch noch in einem andern. Und das ward verhängnisvoll. In der Frage des uneingeschränkten Unterseeboot-Krieges. Er mußte wissen, was die amerikanische Gefahr auf sich hatte. Er kannte als Wirtschaftspolitiker Amerikas Kraftquellen an Willen, Menschen, Material und Geld sehr genau. Dennoch ließ er sich, obwohl er ursprünglich zu den heftigsten Gegnern eines hemmungslosen U-Bootkriegs gehört hatte, schließlich doch, wider seine bessere Einsicht, gleich Bethmann Hollweg, seinem Chef, von dem Geschrei und dem tosenden Lärm der Tirpitz, Reventlow und Genossen im Januar 1917 zu diesem Schritte drängen.

Aber damals war er schon längst Staatssekretär des Reichsamts des Innern und Kanzlervertreter, ein gern gesehener Gast im Großen Hauptquartier. Auch auf den Kaiser machte dieser Mann mit der unermüdlichen Suada, der geistig nie aus dem Gleichgewicht gebracht werden konnte und stets auf die Beine fiel, einen vorzüglichen Eindruck. Die Sonne kaiserlicher Huld bräunte sein Antlitz.

Digitized by Google

Nur mit dem Parlament kam er nicht zurecht. Die wollten nicht immer gleich so wie er. Die wagten das Maul aufzutun, wenn er, die große Autorität, sprach, und ihm sogar sein Konzept zu verderben. Was wußten die von den Dingen, die er spielend bis in den letzten Winkel beherrschte! Denn auch als Leiter des Reichsamts des Innern arbeitete er sich mit eisernem Fleiß in den neuen Aufgabenkreis hinein, aber ebenso rasch vollzog sich an ihm eine Mimikry, jene Anpassung von Haut und Haaren an das System, so daß er sehr bald alle jene Eigenschaften eines, sagen wir, Konvertiten, eines zum Bureaukratismus fanatisch Bekehrten entwickelte. Diese Autokratie, dieses blindlings gesteigerte Selbstbewußtsein trug er auch im Parlament zur Schau, und das wurde sein Unglück. Obwohl dem Reichsamte die eigentlichen Lebensmittelfragen durch das neu errichtete Kriegsernährungsamt abgenommen waren, zeigte sich Doktor Helfferich den ihm gestellten Anforderungen auf die Länge der Zeit nicht gewachsen. Mit steigender Nervosität begegnete er den Dingen und Menschen, die an ihn herantraten, und seine Reizbarkeit brachte ihn mehr als einmal in eine peinliche Situation. Im Gegensatze zu seinem Vorgänger, Herrn Clemens Delbrück, der neben einer außergewöhnlichen Sachkenntnis staatsmännische Qualitäten besaß, stieß er als sogenannter Sprechminister, als Stellvertreter des Reichskanzlers, bald hier, bald dort an, und seine Versuche, das eine Mal nach rechts und das andre Mal nach links Anschluß

Digitized by Google

zu suchen, mußten unter diesen Umständen fehlschlagen. Trotz der Überfülle von Arbeit, von der das Reichsamt allmählich erdrückt zu werden schien, war er anfänglich ein ausgesprochener Gegner der schon lange spruchreifen Teilung dieses Staatssekretariats. Schließlich willigte er ein, nahm eine Dreiteilung dieses Amtes vor und reservierte dabei den Posten des Vizekanzlers für sich. Länger als dreiundzwanzig Tage aber hat er sich auf dieser exponierten Position nicht gehalten, dann parlamentarisierte ihn die Reichstagsmehrheit, obwohl er sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte, hinaus, und Herr von Payer trat als Vertrauensmann des Parlaments an seine Stelle. „Ajax war durch Ajax' Kraft gefallen."

Überblickt man seinen eigentlichen politischen Nachlaß, so stößt man auch hier nur auf Fragmente. Das Hilfsdienstgesetz, das er mit vier Paragraphen abzutun gedacht hatte, wurde ihm vom Reichstage völlig umgestaltet. Von dem Entwurf der Regierung war zuletzt nur der Grundgedanke übriggeblieben. Bloß einem Zufall konnte er es verdanken, daß sich das Parlament durch seine Drohung einschüchtern ließ, das Gesetz würde scheitern, wenn man die obligatorischen Arbeiterausschüsse und Schiedsgerichte auch in der Eisenbahnverwaltung einführen wollte. Die Abstimmung durch einfaches Erheben von den Plätzen war völlig unsicher geblieben. Infolgedessen war der sogenannte Hammelsprung vorgeschlagen worden. Ich sehe Herrn Doktor

Digitized by Google

Helfferich in diesem Augenblick noch heute schwitzen und unruhig auf seinem Bundesratssitz hin- und herrutschen. Wie, wenn die Mehrheit gegen ihn entschied? Mußte die Regierung dann, nach seiner unzweideutigen Drohung, den Gesetzentwurf, der das Kernstück des Hindenburgprogramms war, zurückziehen, oder mußte nicht er — wegen seiner unvorsichtigen oder übereilten Äußerung — sofort seinen Abschied nehmen? Aber ein Gott im Himmel: Merkur war ihm gnädig. Mit einer einzigen Stimme mehr wurde das Verlangen der Linken abgelehnt, und gleich war er wieder obenauf. Er konnte sich wieder vergnügt die Hände reiben. In seinem Übermut beging er die Unvorsichtigkeit, in der halbamtlichen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erklären zu lassen, daß er gegebenenfalls die Hilfsdienstpflicht auch ohne den Reichstag eingeführt hätte. Tableau. Die Presse schlug Lärm, und Herr Helfferich konzentrierte sich rückwärts: So wars nicht gemeint. Ein ähnliches persönliches Mißgeschick hatte er in der Frage der Papiernot. Als die Berliner Presse zu dem Abwehrmittel griff, seine große, wohlpräparierte und wohltemperierte Etatsrede schweigend zu übergehen, machte er, tief gekränkt, den ganzen Reichstag wider die hauptstädtischen Blätter mobil, mit dem Erfolge, daß auch diese von ihm so „diplomatisch" eingefädelte Aktion von der Presse überhaupt nicht registriert wurde. In der Pressekonferenz ließ er durch seinen Vertreter den Zeitungen heftige Vorhaltungen machen und ihnen bedeuten, daß

Digitized by Google

er entsprechende Maßnahmen erwäge. Natürlich lachte die Presse über diese unsubstanziierte Vermahnung und schwieg, als er seine sämtlichen Reichstagsreden samt der der Öffentlichkeit vorenthaltenen letzten Etatsrede als Buch erscheinen ließ, auch das tot. Seine größte parlamentarische Niederlage zog er sich aber bei der Besprechung der Interpellation über die alldeutsche Propaganda im Heere zu. Als er, unter größter Unruhe des Hauses, davon sprach, daß man ihm kein Vertrauen mehr entgegenzubringen scheine, rief man ihm von allen Seiten, bis auf die Rechte, ein wiederholtes „Nein!" zu, und mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung verließ er, die Rockschöße lüpfend, schleunigst die Rednertribüne. Der einzige Gesetzentwurf, dessen glatte Erledigung ihm gelang, betraf den Wiederaufbau der Handesflotte.

Trotz des Mißtrauensvotums, das ihm der Reichstag in aller Unzweideutigkeit erteilt hatte, hielt Doktor Helfferich sich noch weiterhin für unentbehrlich. Herrn von Bethmann Hollweg hatte er im Amte überlebt, Herrn Michaelis, warum nicht auch den Grafen Hertling, der sich eben anschickte, mit den Parteien der Mehrheit ein festumrissenes Programm zu vereinbaren? Politische Grundsätze hatte er, der geistige Kriegsgewinnler, längst über Bord geworfen, hatte sich, von Hause aus demokratisch und liberal, in falscher Psychologie, bis zu den Anschauungen der Deutschen Vaterlandspartei entwickelt und mußte schließlich doch erkennen, daß er sich auf die

Digitized by Google

falsche Seite gelegt hatte, und daß der Kurs, einstweilen wenigstens, stark nach links gesteuert wurde.

Einige Wochen wurde es dann von ihm und über ihn still, als er, nach tausenderlei höflichen und unaufhörlichen Aufforderungen, endlich aus dem Amte geschieden war. Aber nur einige Wochen. Dann kam er aus der Versenkung wieder herauf. Den Ruf einer Universität als Professor der Nationalökonomie lehnte er ab. Er blieb in Berlin, an der Quelle, und wartete. Und schon nach kurzer Zeit ließ er sich ein Ehrenamt vom Reichskanzler übertragen: die Vorbereitung wirtschaftlicher Übergangsfragen.

Und nun saß er in Moskau, zwischen Bolschewisten und Sozialrevolutionären, nachdem sein Versuch, Herrn von Kühlmann in der Leitung des Auswärtigen Amtes zu beerben, fehlgeschlagen, und berichtete Schlimmes und Schlimmstes aus Rußlands neuer und doch so uralter Hauptstadt. Der Boden wurde ihm zu heiß unter den Füßen. Die deutsche diplomatische Vertretung siedelte nach Pleskau hinter den Schützengräben über, und Herr Doktor Helfferich brachte sein teures Leben schleunigst nach Berlin in Sicherheit. Der deutsche Bürger, der Fortschrittler und der Nationalliberale, konnte wieder ruhig schlafen. Er hatte seinen Helfferich wieder.

Digitized by Google

Hermann Paasche

In dem imposanten Kuppelbau der Wandelhalle des Reichstags werden keineswegs bloß ernste politische Gespräche geführt, auch nicht nur wirtschaftspolitische, wenn drinnen heiß und heftig um neue Steuern, Zölle und derlei gestritten wird. Nein, es werden richtige Geschäfte abgewickelt, oder besser: vorbereitet. Die Sache wird geschoben. Es geht eben auch hier im bequemen Klubsessel, beim bläulichen Rauch der Zigarre, menschlich, wie überall, her. Allzu menschlich aber, seit die Generalsekretäre und Syndici unter den Parlamentariern sich zu mehren beginnen wie der Sand am Meer, seit die Trusts, Syndikate und Kartelle, seit die Riesenfirmen selbst ihre Vertreter mit oder ohne Verkappung ins Parlament vorschicken. Jeder noch so winzige Verband sucht sich durch einen Abgeordneten den Anschluß an die große Welt, die über Wohl und Wehe jedes Wirtschaftszweiges bestimmt und Lieferungen vergibt, zu sichern. Erst neulich wurde ich gefragt, ob ich nicht einen Kollegen, einen „Volksvertreter", wüßte, der einen ganz ruhigen Syndikatsposten übernehmen wolle, um, gegen ein relativ hohes Jahresgehalt, „Beziehungen" herzustellen und zu pflegen. Andre wiederum werden in ein, zwei, drei (und noch viel mehr) Aufsichtsräte berufen, je nach dem Klang ihres

Digitized by Google

Namens und ihrer Stellung innerhalb der Partei. Freilich darf man dabei nicht, böswillig, verallgemeinern. Selbstverständlich sitzen im Reichs- oder Landtag höchst ehrenwerte Männer, die in Handel und Gewerbe berufstätig sind, die schon seit Jahren Aufsichtsratsstellen innehaben, und denen niemand eine unerlaubte Verquickung von Geschäft und Politik nachsagen wird. Aber es gibt auch andre, bei denen die Grenzlinien sich verwischen, denen, halb bewußt, halb unbewußt, Geschäft zu Politik und Politik zu Geschäft wird. Einer hats hierin zur Meisterschaft gebracht, einer, der lange an hervorragender Stelle stand: Hermann Paasche, Vizepräsident des Reichstags.

Ein ganzes Knäuel durcheinandergewirrter Fäden gilts aufzurollen. Schon seit langem haben Zeitungen und Zeitschriften allerhand bissige Andeutungen über Herrn Paasches geschäftlich-politische Betriebsamkeit gebracht; aber sie haben eine Reihe von Einzelheiten noch nicht aufzuzeigen vermocht, die uns, ungefähr wenigstens ein Bild von diesem Geschäftspolitiker en gros geben können. Ich wills versuchen. Gestehe aber von vornherein, daß auch ich das Thema keineswegs erschöpfen will und nicht einmal allen geschäftlichen Beziehungen des Herrn Paasche nachgehen kann, da sichs bei diesem und jenem Geschäft noch nicht um ein abgeschlossenes Faktum, sondern erst um etwas Werdendes handelt.

Wenn man ihn so anschaut, seine übermittelgroße Gestalt, ein wenig nach vorne gebeugt, in einen etwas schmuddeligen schwarzen Über-

Digitized by Google

rock gesteckt; wenn man ihn mehr nachlässig tapsen als schreiten sieht; wenn man ihn wie einen aufgezogenen Apparat gleichmäßig sprudelnd reden hört, stundenlang; wenn man in seine gutmütig-pfiffigen kleinen Korinthenaugen blickt, die in ein behäbig-rundes Gesicht eingebettet sind — weiß Gott, man würde ihm sein gradezu ungeheures geschäftliches Wirken und Streben hinter den Kulissen der Politik nicht zutrauen. Dieser gutmütige alte Onkel, der, im achtundsechzigsten Lebensjahr, noch rustikale Eierschalen an sich zu haben scheint!

Hermann Paasche ist von der Landwirtschaft ausgegangen, hat als ganz junger Mensch sich mehrere Jahre praktisch agrarisch betätigt und ist heute ein sehr wohlsituierter Industrie-Agrarier, der sich auf seinem herrschaftlichen Sitz Waldfrieden bei Hochzeit in der Neumark von seinen politischen Strapazen auszuruhen pflegt. (Es ist der Wahlkreis des Antisemiten Wilhelm Bruhn, mit dem Herr Paasche als parlamentarischer Kollege und Publizist die beste Nachbarschaft hält.) Zwischen diesen landwirtschaftlichen Lehr- und Meisterjahren liegt eine Fülle geschäftlicher Erlebnisse. In Halle studierte er Staatswissenschaften. Fünf Jahre danach, anno Siebenundsiebzig, habilitierte er sich dortselbst, ging als Privatdozent an die Technische Hochschule nach Aachen und wurde als ordentlicher Professor nach Rostock berufen. Dann kam er, gegen den Willen der Fakultät, nach Marburg; Althoff, der Allgewaltige des preußischen Kultusministeriums,

Digitized by Google

begünstigte ihn und hatte ihn der Universität so halb und halb aufoktroyiert. In diese Zeit bereits, in den Anfang der achtziger Jahre, fällt seine erste parlamentarische Betätigung. Infolge seines Fortgangs von Rostock mußte er, am sechzehnten Juni 1884, sein mecklenburgisches Reichstagsmandat niederlegen. Neun Jahre enthielt er sich der Politik. Dann entsandte ihn der erste Meininger Wahlkreis in das Haus am Königsplatz. Zu derselben Zeit tauchte er, eine Legislaturperiode lang, auch im Preußischen Abgeordnetenhause auf. Zuletzt vertrat er im Reichstag Kreuznach-Simmern, nachdem man ihn von Marburg an die Technische Hochschule Charlottenburg geholt hatte. Freilich hat er 1906 seine wissenschaftliche Laufbahn aufgesteckt und sich zur Ruhe gesetzt, das heißt: um sich mehr noch als bisher seinen vielverzweigten Geschäften zu widmen. Er wurde, nach dem üblichen Turnus, Geheimer Regierungsrat, obwohl seine wissenschaftlichen Leistungen nicht eben hoch eingeschätzt wurden. Ich kenne keinen seiner Schüler, der zu ihm als Lehrer emporblickt, ich kenne nur jüngere und ältere Semester, die sich, erschauernd, noch heute die Ohren zuhalten, wenn sie an den Wasserfall seiner Vorlesungen zurückdenken. Ganze Bücher, Lexikabände, sprach er in einer Dreiviertelstunde; aber der Qualitätsertrag aus dieser potenzierten Quantität war gleich 0 minus 1. Und seine „Werke"? Schriften, Schriftchen, Publikatiönchen: Die Geldentwertung zu Halle in den letzten Jahrzehnten dieses (des neunzehnten)

Digitized by Google

Jahrhunderts; Über die Entwicklung der Preise und der Rente des Immobilienbesitzes in Halle; Studien über die Natur der Geldentwertung; Zuckerindustrie und Zuckerhandel. Über dürftige Docktorarbeiten ist er nie hinausgelangt. Eigene Ideen, neue Gedankenverbindungen wird man vergebens suchen. Aneinander gereihte Tatsachen, ersessene Statistiken: das ist alles. Einige flüchtige Reiseskizzen kommen hinzu. Denn er war in Nord- und Mittelamerika, auf Jamaica und Kuba und, wenige Jahre vor dem Kriege, auch in Ostafrika gewesen. Damit ist seine literarische Leistung erschöpft. Das Handwörterbuch für Staatswissenschaften enthielt in der ersten Auflage eine Abhandlung von ihm über Zuckersteuer: aus der zweiten Auflage blieb sie weg, weil sie nichts taugte. Das war schließlich nicht sein Gebiet. Sein Talent und seine Talente wirken sich auf einem andern Feld aus. Da gingen sie ins Weite und Breite. An der Peripherie des Geschäftslebens ließ er sich nieder, und hier ward ihm sehr bald der Erfolg, der ihm auf dem Lehrstuhl zeitlebens versagt geblieben war.

Hermann Paasche wußte sich in der nationalliberalen Reichstagsfraktion schnell durchzusetzen. Die Wirtschaftspolitik ward ihm, dem Volkswirtschaftler, als Spezialgebiet zugewiesen. Hier galt er in der Partei als Autorität. Im Plenum ergriff er in den Steuer- und Wirtschaftsdebatten das Wort, und in den Kommissionen saß er an führender Stelle. Die Regierungsmänner drängten sich um ihn, und so knüpften sich immer neue

Digitized by Google

Beziehungen und geschäftliche Fäden. Die großen Industriefirmen, die zu einem nicht geringen Teil von amtlichen Aufträgen (und insbesondere nach der Einstellung der Fabrikation auf den Heeresbedarf) leben, oder die am Ausgange dieser oder jener Steuer- und Zollgesetzgebung lebhaft interessiert sind, rissen sich um ihn, um seine Protektion. Natürlich wird ihm keine Firma irgendeinen belastenden geschäfts-politischen Auftrag gegeben haben wollen. Dem wäre ja schon der neunundzwanzigste Artikel der Reichsverfassung entgegen. Danach ist kein Mitglied des Reichstags an Aufträge oder Instruktionen gebunden. Aber man hatte schließlich ein Interesse daran, sich seiner Mitwirkung im Geschäft zu versichern: sein Name, sein Einfluß, seine Verbindungen, na, usw. So wurde er, nach und nach:

Vorsitzender des Aufsichtsrats der Howaldtswerke,

Mitglied des Aufsichtsrats
der Deutschen Mineralöl-Industrie A.-G.,
der Deutsch-böhmischen Kohlen- und Brikettwerke A.-G. in Dresden,
der Gesellschaft für Brauerei-, Spiritus- und Preßhefen-Fabrikation, vormals G. Sinner,
des Hüttenwerks C. Wilh. Kayser & Co. A.-G.,
der Nationalbank für Deutschland,
der Norddeutsch. Lederpappenfabriken A.-G.,
der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik,
der Rositzer Zucker-Raffinerie A.-G.,

Digitized by Google

der Telephon=Fabrik A.=G., vormals J. Ber=liner.

Genügt das? Noch lange nicht! Denn das sind nur die großen Firmen, in denen er vor breitester Öffentlichkeit und in vertraulichen politischen Besprechungen wirkt. Allerhand Peinliches, Pein=licheres läuft nebenher und gibt, addiert, eine hübsche Summe. Einiges, nicht alles, will ich herausgreifen, was Herrn Paasche, den großen nationalliberalen Patrioten und Repräsentanten der deutschen Volksvertretung im In= und Ausland nicht grade ins beste Licht rückt. Als die Amerikaner, vor dem Kriege, auch die deutsche Zigarettenindustrie zu vertrusten trachteten, schlug er sich, aus irgend welchen Gründen, auf die Seite der von den Amerikanern gewonnenen Firmen und kämpfte wider den deutschen Trust=abwehrbund. Als, gleichfalls vor dem Kriege, eine Anzahl auswärtiger Filmgesellschaften, die Gaumont, Eclair, Cines usw, sich zusammentun wollten, um eine Monopolstellung auch in Deutschland zu gewinnen, die die erst langsam aufkommende deutsche Filmindustrie völlig nieder=gestreckt hätte, sehen wir Herrn Paasche und seinen Anhang wieder auf der Seite der Ausländer, der Franzosen, und nur weil die Pariser Firma Pathé frères diese Vertrustung nicht mitmachte und sich mit den Deutschen zusammenschloß, wurde Unheil verhütet. Während des Krieges freilich hat auch Herr Paasche umgelernt. Da hielt ers selbstverständlich nur mit dem ver=bündeten Ausland, spielte im deutsch=öster=

Digitized by Google

reichisch=ungarischen Wirtschaftsverband eine führende Rolle, gab die Wirtschaftszeitung der Zentralmächte heraus, hatte seine Hände auch in die deutsch=österreichisch=ungarischen Verkehrs=verbände gesteckt, machte häufig Reisen nach Wien, Budapest und Sofia, ließ sich dort von den offiziellen Persönlichkeiten feiern, mit Orden bestecken (nur aus Konstantinopel winkte man ihm ab, als er von Sofia aus auch dorthin fahren wollte) und sprach in Reden und Toasten immer gleich für das gesamte Deutsche Reich — das sich dafür hätte bedanken müssen, auf diese Weise bei den Verbündeten „geschoben" zu werden.

Wie kann ein Mann das alles: Politik, Geschäft und wieder Geschäft und Repräsentation tagaus, tagein in zwölf, vierzehn Stunden leisten? Auch dies Geheimnis will ich zu lüpfen versuchen. Kennst du Georg Kaisers ‚Koralle', jenes Schau=spiel, das im vergangenen Winter eine Zeitlang bei Reinhardt gegeben wurde? Auch da dreht sichs um einen Mann, einen Milliardär (so weit hats Paasche allerdings nicht gebracht), der so sehr von Beruf und Pflicht in Anspruch genommen ist, daß er sich gleichsam in zwei Menschen zerlegt und auf ein andres Ich, seinen Sekretär, die Hälfte seiner Bürde mit aller ihrer Verantwortung ab=geladen hat. Dieses andre Ich des Herrn Paasche ist ein Herr, der sich nicht mit dem Titel, „Privat=sekretär" begnügt, sondern sich Syndikus nennt. Ursprünglich war er Hilfsbeamter im öster=reichisch=ungarischen Generalkonsulat zu Berlin, wo er die handelspolitischen Angelegenheiten zu

Digitized by Google

bearbeiten hatte. Heute ist er als Paasches Adlatus ein Mann von sehr stattlichem Jahreseinkommen, das der Rente eines reifen Mannes entspricht. Dieser Herr erledigt dem Geheimrat Paasche nicht nur die laufenden geschäftlichen Sachen, sondern sondiert auch das Terrain, um seinem Herrn und Gönner die Wege in neue Aufsichtsräte, in neue gewinnbringende Verbindungen zu ebnen. Er erhält für seine Mühewaltung mitunter, nicht immer, in bar oder in Vorzugsaktien eine Entschädigung. Versteht sich. Zug um Zug. Ein Geschäft wie jedes andre. Wenn Herr Paasche dann in den Aufsichtsrat einer solchen Fabrik kommt, weist er gleich in den ersten Wochen auf Überlastung hin, und sein andres Ich übernimmt, soweits irgend angeht, die Vertretung ...

Ich will abbrechen. Mancherlei ließe sich noch sagen, und nicht das Unwesentlichste, wie Herr Paasche ferner an einem vaterländischen Verlagsunternehmen interessiert ist, das nicht zuletzt auf die Eitelkeit der Abonnenten und Inserenten spekuliert, wie er ... kurz: der Rest sei Schweigen. Herr Paasche hätte als Generalagent eine bessere Rolle gespielt denn als Vizepräsident des Reichstags. Dann schließlich hat der Präsident der deutschen Volksvertretung nicht nur den einen Stand der Agenten zu repräsentieren, sondern alle Berufsstände, wie sie nun einmal im deutschen Volke geschichtet sind.

Im neuen revolutionären Deutschland zog er sich rasch von der Politik zurück und ließ durch die Presse verkünden, daß er nicht für die Nationalversammlung zu kandidieren gedenke.

Digitized by Google

Philipp Scheidemann

Ein Dreieck auf die Spitze gestellt und daran ein blond-weißer Henriquatre geklebt: das ist Herrn Philipp Scheidemanns Gesicht. Eine breite, glänzende Straße zieht über den großen Schädel, und zu beiden Seiten ballt sich das Haupthaar wie Strauchwerk, das die Chaussee begleitet. Aus schmalen Öffnungen blicken dich, ruhig und gelassen, zwei wasserblaue Augen an. Dieser Kopf, der sich einem gleich beim ersten Anblick einprägt, ruht auf einem großen, etwas untersetzten Körper. Scheidemann ist auch in seinem Äußern über den rein proletarischen Klassenstandpunkt hinausgewachsen, ohne nun gleich die Allüren des philiströsen Bourgeois angenommen zu haben.

Selfmademan. Vor dreiundfünfzig Jahren wurde er in Kassel geboren, kam auf die Bürgerschule und lernte das Buchdruckerhandwerk (wie Henry George, der große amerikanische Bodenreformer). Vom Setzer rückte er auf zum Korrektor und zum Faktor. Schließlich landete er im Journalismus. Mit dreißig Jahren übernahm er die Redaktion der ‚Mitteldeutschen Sonntags-Zeitung' in Gießen, blieb fünf Jahre dabei und wurde dann nacheinander leitender Redakteur der sozialdemokratischen Blätter in Nürnberg, Offenbach und Kassel. Hier ließ er sich für längere Zeit

Digitized by Google

nieder, wurde Stadtverordneter und wurde in den Reichstag gewählt. 1911 kam er in den sozialdemokratischen Parteivorstand, legte sein Stadtverordneten-Mandat nieder und siedelte nach Berlin-Steglitz über.

Das die Personalien. Und der Politiker, der Diplomat der Partei? Einst war er blutigrot in seiner sozialistischen Weltanschauung. Auf dem äußersten linken Flügel der Partei hatte er sich niedergelassen. Auf den Parteitagen sprach er gern und oft. Aber er war kein polternder Draufgänger wie die Zubeil, Ledebour und Stadthagen, die Opposition um jeden Preis zu machen pflegten. Nein, er ließ sich bei all seinem Radikalismus doch stets noch eine Brücke für „rückwärtige Bewegungen" frei, verfiel auch nicht in jenen gehässig-persönlichen Ton wider alle Ganz- oder Halbhaeretiker der Partei und wußte sich mit August dem Starken und Einzigen, mit Bebel, gut zu stellen.

Im Reichstag hat er, schon vor dem Kriege, eine nicht geringe Rolle gespielt. Einmal gabs sogar einen Kladderadatsch. Scheidemann hatte, 1912, in einer Reichstagsrede heftige Angriffe wider die Hohenzollern gerichtet, von Wortbruch und ähnlichen Dingen gesprochen, als plötzlich Herr von Bethmann Hollweg sich in seiner ganzen pappelähnlichen Länge erhob, ein saueres Gesicht zog, seinen Kollegen vom hohen Bundesrat ein vielsagendes Zeichen gab und mit ihnen, in geschlossener Linie, aus dem Plenarsaal marschierte. Der Bundesrat streikte. Übrigens kein Novum.

Digitized by Google

Am fünfundzwanzigsten Mai 1881 hatte Eugen Richter, als sichs um Hamburgs Freihafen handelte, den Staatssekretär des Innern, Herrn von Bötticher, samt seinen Kollegen und Kommissaren durch einen herausfordernden Antrag zum gemeinsamen Auszug veranlaßt, da der Bundesrat, wie Herr von Bötticher erklärte, es mit der Würde der Verbündeten Regierungen nicht für vereinbar halte, sich an der Beratung dieses Antrags zu beteiligen. Im Falle Scheidemanns wußte der Präsident, der vielleicht auf seinem thronenden Sitze bei der ruhig dahinplätschernden Debatte ein wenig eingenickt war, zunächst gar nicht, was denn eigentlich vorgefallen war. Er mußte erst die Fertigstellung des Stenogramms abwarten, erteilte dann pflichtgemäß Herrn Scheidemann einen Ordnungsruf, und langsam fanden sich nunmehr die Herren der Regierung wieder auf ihren Plätzen ein. Und noch einmal war er der Stein des Anstoßes. Als 1912 der neue Reichstag gewählt war und der schwarz-blaue Block eine Niederlage erlitten hatte, schritt man zur Präsidentenwahl, bei der man die neuen Mehrheitsverhältnisse berücksichtigen mußte. Die Sozialdemokratie war aus den Wahlen zwar als die stärkste Partei hervorgegangen, aber man einigte sich doch auf der ganzen Linken, den Präsidenten selbst aus der zweitstärksten Partei, dem Zentrum, zu holen. Und so geschahs. Herr Spahn, Königlicher Oberlandesgerichtspräsident und politische Leuchte der Zentrumspartei, wurde erster. Herr Scheidemann wurde zum ersten Vizepräsidenten

Digitized by Google

erkoren und Herr Paasche von den National-liberalen zum zweiten. Deutschland drohte über über der Tatsache zusammenzubrechen, daß ein richtiger roter Sozialdemokrat ins Präsidium des Reichstags gewählt worden war. Der Blätterwald rauschte wild und mächtig, von einem Orkan des Unmuts erfaßt, und Herr Spahn legte rasch die Präsidentenwürde nieder, denn mit einem Sozialdemokraten könne man schließlich doch nicht auf der Ehrenbank des deutschen Volkes Hand in Hand sitzen. Neuwahl. Herr Scheide-mann fiel aus. Deutschland war wieder gerettet, und alle politischen Tugendwächter zogen ein strahlendes Gesicht auf. Herr Scheidemann, der sich für seine neue Würde schon einen stattlichen schwarzen Rock angezogen, hat damals dieses Amt nur einen einzigen Tag ausgeübt.

Im Kriege ist dann alles ganz anders geworden. Scheidemann, der Rote mit dem diplomatischen Geschick, hat sich auf die rechte Seite gelegt und ist von der schroffen Oppositionsstellung gegen die bürgerliche Gesellschaft übergegangen zur Bewilligung der Kriegskredite und zu einer posi-tiven Arbeiterpolitik. Auf Herrn von Bethmann Hollweg hat er indirekt einen starken Einfluß ausgeübt und ihm par distance die Lehren der Demokratie eingeimpft. Er, der gleich Theodor Wolff von vornherein für einen Verständigungs-frieden, für einen Frieden ohne Annektionen und Entschädigungen eingetreten ist, wurde nicht müde, in öffentlichen Verhandlungen, im Reichs-tag und in Artikeln für diese Idee zu wirken.

Digitized by Google

Der Scheidemann-Friede wurde bald ein Schlagwort. Aber weil er nicht den Frieden um jeden Preis, weil er nicht der Regierung blindlings und prinzipiell einen Kampf auf Leben und Tod ansagen, weil er die Kriegskredite nicht ablehnen wollte, geriet er samt dem Gros der Fraktion bald mit dem linken Flügel der Partei, den Haase, Bernstein, Hoffmann und Genossen, hart aneinander. Es kam, nach stürmischen häuslichen Szenen im Reichstag und außerhalb seiner Räume, zum Bruch, die ‚Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft' splitterte ab, Haase trat vom Parteivorsitze zurück, und Scheidemann wurde sein Nachfolger. In seinem Solinger Wahlkreis hat er von da an mit den Radikalen einen schweren Kampf auszufechten gehabt.

Im Parlament ist er einer der wirkungsvollsten Redner, der sehr sauber, mit einem leichten scharfen Unterton, spricht. Schlagfertig weiß er jedem Einwand zu begegnen, und Witz und Sarkasmus würzen seinen Vortrag. Er redet, im schmucken Cutaway, elegant und glatt wie ein Staatsmann, und mancher Minister beneidet ihn im stillen um seine Rednergabe. In seinen Artikeln tritt seine ironisch-witzige Ader noch stärker hervor. Der ‚Vorwärts' bringt nicht selten Beiträge des Parteihäuptlings, aber auch dieses und jenes andre Parteiorgan.

Mit den Sozialisten des neutralen Auslandes hat er, nicht ohne Vorwissen der Regierung, während des Krieges enge Fühlung gehalten, weilte oft in Holland und in Schweden, und

Digitized by Google

immer, wenn er den Koffer packte, wurde die Presse der Rechten, Unheil witternd, unruhig.

Nicht zuletzt ihm, der so plastische Worte findet wie das von der „Schädelpyramide" und von dem Narren, der noch an einen militärischen Sieg glaube, durch den allein der Krieg beendet werden könne, nicht zuletzt seiner klugen politischen Taktik ist das Zustandekommen der sogenannten Reichstagsmehrheit zu danken, die endlich den Willen des Parlaments in jedem Einzelfalle auf einen bestimmten Nenner zu bringen suchte und der parlamentarischen Zerrissenheit, von der die Rechte bis dahin so unendlich viel profitierte, ein Ende gemacht hatte. Als ihr Vertrauensmann kam er als Staatssekretär ohne Portefeuille in das Kabinett der Volksregierung und bildete mit den Herren Groeber, Erzberger, Haußmann und Dr. Friedberg das Quintett des engeren Kriegs=kabinetts, dessen Kapellmeister Prinz Max von Baden war. Am neunten November war er es, der vom Balkon des Reichstages die sozialistische Republik ausrief. Im sozialistischen Revolutions=kabinett Ebert spielte er als entschlossener und starker Mann keine geringe Rolle und wurde schließlich neben dem Staatssekretär des Äußeren zum Leiter der deutschen Friedensunterhändler ausersehen.

Vom Setzerlehrling zum Minister und zur Exzellenz, so etwas wurde uns bisher nur aus Amerika erzählt. Ich glaube, jetzt wird allmählich Deutschland der Welt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten werden.

Digitized by Google

Hans Delbrück

Ein Konservativer. Aber denkt nicht ans Heydebrandsche Schema. Ein Kulturkonservativer, der alle Elemente des Preußentums in sich vereinigt, jenes liberalisierenden Großstaatpreußentums aus der Zeit zwischen den Schlachten bei Jena und Leipzig. Ein Politiker, der, immer strebend, immer um die Wahrheit ringend, doch nicht über seine Natur hinauskann. Sein Konservatismus zieht magnetisch die weit ausfliegenden Gedanken immer wieder an. Er ist in sich selbst be- und gefangen. Zaudernd steht er zwischen zwei Zeitaltern, steht schwankend auf der Brücke zwischen dem alten und dem neuen Preußen, und er kann, sich immer wieder von neuem rückwärts wendend, den Blick von der Vergangenheit nicht lassen. Die Zurückbleibenden will er aufmuntern, die Vorwärtsstürmenden zurückhalten, sein lebhaftes Temperament möchte ihn am liebsten denen da vorne zugesellen, aber der kritische Verstand zieht, immer rechtzeitig, die Zügel straffer.

Das ist der kleine, bärtige Professor Hans Delbrück, Historiker an der Berliner Universität, der eben auf siebzig Jahre seines Lebens zurückblickt. Der Name Delbrück, dem wir im letzten Jahrhundert oft in der preußisch-deutschen Beamtengeschichte begegnen, ver-

Digitized by Google

pflichtet. Meist warens Köpfe, die den Durchschnitt nicht wenig überragten, die Berthold, Rudolf, Clemens. Berthold, der Vater, war Appellationsgerichtsrat in Greifswald, hat aber in den Kindheitserinnerungen, da er früh starb, keine großen Spuren hinterlassen. Mehr gab, geistig, die Mutter dem Knaben, eine Tochter des Philosophen von Hennig, der einst noch mit Goethe über die Farbenlehre gearbeitet hatte und später Hegels beredtester Apostel wurde. In den Greifswalder Professorenkreisen genoß er, schon als Schüler, reichste Anregung. Die Gelehrten lebten ganz in jener geistigen Atmosphäre, die Goethe und Hegel bereitet hatten, und nur wenig vermochte das stürmische literarische junge Deutschland, die Heine, Börne, Gutzkow, Freytag, sich in diesem stillen deutschen Winkel Eingang zu verschaffen.

Delbrück wollte zuerst „Pauker", Oberlehrer werden. Aber ein Freund der Mutter, der Historiker Karl von Noorden, wies ihm einen andern Weg. Er ging, statt nach Greifswald zum Examen, nach Bonn in die Schule Sybels. Mühsam, auf Zuschüsse von zwei Onkeln angewiesen, mußte er sich als Student durchschlagen. Aber er setzte sich durch. Der akademischen Laufbahn blieb er treu. Doch der Aufstieg wurde ihm durch tausend Hemmungen erschwert. Ein Jahrfünft diente er dem Kronprinzen Friedrich als Erzieher des Prinzen Waldemar. 1881 ließ er sich als Privatdozent an der Berliner Universität nieder. Fünfzehn Jahre lang hat er dann warten müssen, bis

Digitized by Google

ihm, auf Althoffs kräftige Anregung, nach dem Tode Heinrich von Treitschkes eine ordentliche Professur zuteil wurde. 1896. Im achtundvierzigsten Lebensjahr. Bitter für einen Gelehrten, der sich inzwischen längst schon durch seine Schriften einen Ruf gemacht hatte.

Während des Krieges kam ich, auf einer Studienreise, nach Skierniwice, wo einst, in dem weißglänzenden Jagdschloß, die drei Kaiser sich begegneten und Bismarck mit Giers und Kalnoky in jenem Repräsentationssaal, der auf den leicht überdachten Balkon hinausführt, plaudernd im Pfühl der Sessel Europas östliche Orientierung für zwei Lustren festlegte. Hier war ich, auf einen Tag, Gast des Kreischefs, eines konservativen Reichstagsabgeordneten. Der Graf, Major der braunen Husaren, war in seiner patriarchalischen Schnoddrigkeit ein prächtiges Junkerexemplar von jovialem Übermut. Wir saßen, nach Tisch, bei Kognak und Zigarre, als er politisch etwas aus sich heraustrat. Plötzlich stand er impulsiv auf, griff nach einem blauen Heft auf dem Schreibtisch und sagte: „Sehen Sie, das ist meine Lektüre seit Jahren." Es waren die ‚Preußischen Jahrbücher', die Treitschke einst begründet hatte, und die nun schon seit bald viermal zehn Jahren Delbrück herausgibt. Mich überraschte das außerordentlich. Einmal hier, in der geistigen Diaspora, zwischen Krieg und Okkupation, einen eingefleischten Junker fleißig ernste politische Lektüre treiben zu sehn, und zum andern, weil ich glaubte, daß Delbrück in diesen Kreisen völlig ausgespielt

Digitized by Google

habe. Delbrück, der, in den achtziger Jahren, sowohl im Preußischen Landtag wie im Reichstag, wenn auch als Stiller, auf den Bänken der Freikonservativen gesessen hatte. Er hatte also rechts noch Kredit, obwohl er seit jeher jeder Ausnahmegesetzgebung den Nationalitäten, den Polen, Dänen und Elsässern gegenüber abgeneigt gewesen war, obwohl er, mitten in dem Kampf um die Nachlaßsteuer während der Bülowschen Blockära, freimütig die Steuerscheu der Großgrundbesitzer entlarvt hatte, obwohl er im Kriege Anhänger Bethmanns und schärfster Gegner der Alldeutschen war. Es mußte mithin in diesem politisierenden Professor etwas sein, was auch den starrsten Konservativen immer wieder anzog: das Preußisch-Militärische.

Was hatte er mit dem Militär zu tun? Gewiß, er hatte 1870/71 den Feldzug als Reserveleutnant mitgemacht; das wäre in einer Zeit, wo das ganze Volk bis auf den letzten Mann unter die Waffen trat, nichts Besonderes. Nein, sein historisches Spezialgebiet war die Geschichte des Kriegswesens. Darin hat er etwas Besonderes geleistet. Er ging bis auf die Antiken zurück und prüfte, schrittweise, von den Perserkriegen an die Überlieferung von Kriegskunst und Heerwesen. Hier war vieles, das meiste unvollständig und legendarisch, und kein Historiker wies ihm den Weg durch das dichte Gestrüpp. Delbrück rühmte von Max Lehmann, dem Göttinger Ranke-Schüler, sein zur Leidenschaft gesteigerter Wahrheitsdrang habe von aller Welt angenommene Mißurteile umgestürzt.

Digitized by Google

Damit hatte er auch sich selbst ein Urteil gefällt. Sein grundlegendes Werk wurde die Gneisenau-Biographie. Hier behandelte er neben der Strategie der Niederwerfung des Feindes, die damals allein gültig war, die Ermattungsstrategie, und aus seiner Geschichte der Kriegskunst schöpfte Schlieffen, der militärische Vorbereiter des Krieges, die Idee der Schlacht bei Cannä, der Vernichtung des Feindes durch eine doppelseitige Umfassung.

In den ‚Preußischen Jahrbüchern' gewähren seine militärischen Artikel über die einzelnen Phasen des Krieges denn auch den größten Genuß. In klarer Sprache, in vornehmer Linienführung werden, fast von Monat zu Monat, die militärischen Ereignisse analysiert. In der Politik liegt die Straße der Erkenntnis nicht so breit und eben vor ihm. Wenn man, zum Beispiel, sein Buch ‚Krieg und Politik' (1914—1916) nachblättert, wo er, ohne Nachkorrekturen, alle seine während dieser Zeit veröffentlichten Aufsätze aneinandergereiht hat, stolpert man über viele Irrtümer und vermißt die sichere Hand, die einen aus dem Chaos des Tages politisch in die Weite führt. Er kann sich, obwohl er sich schließlich sogar zum gleichen Wahlrecht für Preußen durchrang, nicht freimachen von der altliberal-konservativen Enge des nachmärzlichen Preußentums.

Aber ich verehre ihn doch, den Lehrer und den Politiker, liebe das, was er schreibt, und liebe seine Persönlichkeit. Denn ich glaube, irgendwo in meinem Herzen habe auch ich mir ein Stückchen Preußentum aufbewahrt, das ich, wenn niemand

Digitized by Google

dabei ist, wie aus einer verstaubten Kommode heimlich hervorhole und wehmütig betrachte. Und ich liebe Hans Delbrücks Temperament, das trotz seiner gemessenen Art doch stets wieder ausbricht, und ich achte seine Unerschrockenheit.

Digitized by Google

Theobald von Bethmann Hollweg

Herr von Bethmann Hollweg hat sich wieder zu Wort gemeldet. Die Veröffentlichungen aus den bayrischen Archiven über die Schuldfrage haben ihm die Zunge gelöst. In einem Interview hat er seine Politik zu rechtfertigen versucht und den Staatsgerichtshof zur Untersuchung gefordert. Es war ein Eingeständnis eigener Schwäche. Die Ereignisse waren damals über seinen Kopf hinweggegangen.

Wer und was war Herr von Bethmann Hollweg? Fast ist er über den Wirrwarr der täglich wechselnden politischen Vorgänge völlig vergessen worden. Und nun taucht plötzlich wie aus der Bühnenversenkung seine lange, hagere Gestalt hervor.

Wir müssen erst umständlich umdenken, um uns in die seligen Zeiten des preußisch-deutschen Obrigkeitsstaates zurückzuversetzen. Als Bethmann Hollweg 1909 vom Kaiser an die Spitze der Reichsregierung berufen wurde, mußte er sich, innerpolitisch, erst durch einen Trümmerhaufen hindurch den Weg ins Reichskanzlerpalais bahnen. Die Autorität der Regierung, die eben noch feierlich erklärt hatte, ohne eine Nachlaßsteuer die Reichsfinanzreform nicht durchführen zu wollen, war völlig erschüttert. Die Regierung war umgefallen und hatte sich unter das kaudinische Joch des schwarzblauen Blocks beugen müssen. Die parla-

Digitized by Google

mentarische Arbeitsmehrheit des Fürsten Bülow war jäh auseinandergefallen, das Zentrum, das so lange ausgeschaltet gewesen, spielte wieder wie ehedem eine ausschlaggebende Rolle, und ein wilder parteipolitischer Kampf war entfesselt. Die Konservativen führten das große Wort. Eine Finanzreform war dem deutschen Volke aufgezwungen, die der Volkswirtschaft schwere Wunden schlug. Handel, Gewerbe und Industrie schufen sich im Hansabund eine Abwehr-Organisation gegen die egoistisch-einseitigen wirtschaftspolitischen Tendenzen der Agrarkonservativen. Nie war Deutschland vor dem Weltkriege, innerpolitisch, zerrissener gewesen als damals.

Herr von Bethmann Hollweg mahnte, als er zum ersten Male nach seiner Berufung im Parlament sprach, die Abgeordneten zu positiver Arbeit. Keine Nation, sagte er, vertrage es, durch sensationell zugespitzte parteipolitische Streitigkeiten dauernd in Atem gehalten zu werden. Das müsse im letzten Ende den Nerv jeden staatlichen Lebens: das Vertrauen im Innern und das Ansehen nach außen hin töten. Wer sich, wie Deutschland, seine Stellung in nüchterner Arbeit erworben habe, könne sie auch nur in solcher Arbeit behaupten. Ihn leite die Überzeugung, daß es einen Zwang zum Schaffen gebe, den die Volksgemeinschaft jedem ihrer Glieder auferlege, und er sei gewiß, daß dieser Zwang auch die gegenwärtigen Irren und Wirren überdauern werde. Aber seine Mahnung war zunächst vergebens. Der Kampf tobte im Innern weiter, bis im Januar 1912 das Ventil

Digitized by Google

durch die neuen Reichstagswahlen geöffnet ward. Erst da kristallisierten sich neue, klarere Verhältnisse heraus. Die gesamte Linke ging, samt den oppositionellen Nationalliberalen, so gestärkt aus dem Wahlkampf hervor, daß sie über eine, wenn auch nur ganz geringe, Mehrheit im Reichstag verfügte.

In diesen zweieinhalb Jahren hatte Herr von Bethmann Hollweg versucht, unbeirrt um das parteipolitische Kampfgetöse, eine Reihe drängender Aufgaben zu erledigen. Dabei hatten sich ganz allmählich, vorläufig nur von Fall zu Fall, neue politische Konstellationen ergeben. Vor allem näherte er sich langsam dem Zentrum, das seine Kanzlerschaft anfänglich als eine „vorübergehende Erscheinung" erklärt hatte. Die Borromäus-Enzyklika des Papstes, der Kampf des Vatikans gegen die liberalisierenden Strömungen in der katholischen Kirche, der zahlreichen katholischen Wissenschaftlern auferlegte Modernisteneid, der einen starken Eingriff auch in die Rechte des Staates bedeutete — das alles hatte in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes eine so große Erregung hervorgerufen, daß die Regierung irgendwie eingreifen mußte. Herr von Bethmann Hollweg ging nur mit größtem Zagen an diese Auseinandersetzung. Das Gespenst des Kulturkampfes tauchte vor ihm auf. Und dennoch vermochte er zu einem, für den preußischen Staat freilich bescheidenen Ausgleich mit dem Vatikan zu kommen. Geschickt wußte er damit die Sonderwünsche des Zentrums zu verquicken, das einer einseitig katholischen

Digitized by Google

Orientierung der gemischt-christlichen Gewerkschaften, wie sie im Vatikan befürwortet wurde, durchaus entgegen war. Er tat auch, zaudernd, bereits den ersten Schritt, um die Diskussion über die Jesuitenfrage einzuleiten. Seine Zurückhaltung in der Ostmarkenfrage, seine Scheu, das Enteignungsgesetz anzuwenden, sein Versuch, den polnischen Adel durch einen Posener Besuch des Kaisers, nach einem Jahrzehnt der Entfremdung, wieder zu versöhnen, und nicht zuletzt die freiheitliche Verfassung, die er den Elsaß-Lothringern gab, machten ihn dem Zentrum von Tag zu Tag genehmer. Diese Politik des Ausgleichs, die er ganz folgerichtig durchhielt, dieser langsame Abbau der Ausnahmegesetzgebung in den verschiedensten Spielarten, ein Erbstück des Fürsten Bülow, brachte ihn auf der andern Seite allerdings allmählich in einen immer schroffern Gegensatz zur Rechten. Daß diese zunehmende Gegensätzlichkeit nicht zuletzt auch in seiner ausgleichenden äußern Politik begründet war, darf nicht weiter überraschen. Von vornherein schon hatten es ihm die Agrarkonservativen verübelt, daß er in den parteipolitischen Kampf, nach dem Sturze des Fürsten Bülow, nicht ihren häufigen Anforderungen entsprechend, einseitig für die Rechte Stellung nehmend, „aufklärend" eingriff. Eins kam dann zum andern, um die Kluft zwischen ihm und den Konservativen zu vertiefen: Elsaß-Lothringen, die preußische Wahlrechtsfrage, die Zabern-Affäre und die Vermögenszuwachssteuer als Ersatz für die Nachlaßbesteuerung. Dennoch war er eifrig

Digitized by Google

bemüht, in Personenfragen, also vor allem in der Besetzung der leitenden Ämter, diese Kreise auffallend zu bevorzugen.

Die Linke brachte ihm zunächst das größte Mißtrauen entgegen. Seine Wahlrechtsreform, die er mit ganz untauglichen Mitteln begann und auch taktisch denkbar unglücklich (und schließlich ergebnislos) durchzuführen trachtete, mußte vorerst den Abstand zwischen ihm und den Liberalen nur noch erweitern. Die Worte, die er bei der Begründung der Vorlage gebrauchte, daß unser ganzes Leben sich aus Abhängigkeiten zusammensetze, aus gottgegebenen Abhängigkeiten, ließen ihn in einer ausgesprochen autoritativ-konservativen Weltanschauung befangen erscheinen, so daß eine Brücke der Verständigung kaum möglich schien. Trotzdem ließ Herr von Bethmann den Ausgleichsgedanken auch gegenüber den Liberalen nicht fallen. Und in der Tat: es gelang ihm, als er die zweite, die große Militärvorlage kurz vor Ausbruch des Krieges einbrachte, die Linke um sich zu scharen und selbst die Sozialdemokratie, wenn sie auch die Militärforderungen abwies, für den Wehrbeitrag und die Vermögenszuwachssteuer zu erwärmen, ein Erfolg, der damals auch auf das Ausland den größten Eindruck machte.

Die Außenpolitik Bethmann Hollwegs stieß inzwischen auf immer größere Schwierigkeiten. Als er das Kanzleramt antrat, war er in der Diplomatie ein Neuling. Ihn leitete, instinktiv, nur der eine Gedanke, die engen Maschen der englisch-französisch-russischen Einkreisungspolitik all-

Digitized by Google

mählich wieder zu lösen. Wie Bismarck bedrückte ihn in schlaflosen Nächten der Alp der Koalitionen. Mit Rußland, mit Sassanow fing er an. Die Potsdamer Entrevue, die Abmachung über Persien im Zusammenhang mit der Bagdadbahn schien ein erträgliches Verhältnis zu schaffen. Auch der Versuch, mit England zu einem Ausgleich zu kommen, war anfänglich verheißungsvoll. Aber schon der Besuch Haldanes in Berlin, um durch ein Abkommen das Flottenwettrüsten zu beenden, führte zu einer neuen Dissonanz. Herr von Tirpitz trat dazwischen. Dennoch wurden neue Fäden gesponnen. Neue Aussichten eröffneten sich. Der Kronprinz frondierte dagegen. Tat nichts. Bethmann Hollweg ließ sich nicht beirren. Und dann brach das Unwetter herein. Der Krieg war nicht mehr von ihm aufzuhalten. Die Generäle um den Kaiser diktierten mit dem Schwert und zerrissen den belgischen Neutralitätsvertrag. Bethmann Hollweg protestierte — aber blieb im Amt und sprach nachträglich im Reichstage nur davon, daß das Unrecht wieder gut gemacht werden solle. Während des Krieges fühlte er mit jedem Tage mehr das Nahen der Katastrophe und mahnte zu baldigem Friedensschluß, bekannte sich, schon im November 1915, in einer Reichstagsrede zum Gedanken des Völkerbundes und ward von den Alldeutschen und Konservativen als Schwächling und Ideologe geächtet. Die Agitation für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg setzte ein, Pamphlete schossen wie Pilze aus der Erde, alldeutsche Geheimkonventikel saßen zu Gericht

Digitized by Google

über ihn, und die Worte fielen: „Man müßte den Kerl niederknallen!" Bethmann Hollweg hielt stand auch gegen die Generalität. Tirpitz ward aus dem Amt entfernt. Und doch — eines Tages ließ ihn Helfferich im Stich, stellte neue Statistiken zusammen, die für die Wirksamkeit des uneingeschränkten U-Boot-Krieges sprachen, kurz: Bethmann Hollweg wurde in der entscheidenden Hauptquartier-Konferenz überstimmt. Der rücksichtslose U-Boot-Krieg wurde mitten in amerikanische Friedensbemühungen hinein, wider bessere Einsicht, proklamiert — und wieder blieb er im Amte. Die Alldeutschen wurden darum nicht versöhnlicher.

Innerpolitisch wußte er die Sozialdemokratie für eine positive Mitarbeit an dem Kampf um das Dasein der Nation, daheim und draußen, zu gewinnen. Sie gab ihren Klassenstandpunkt auf, die freigewerkschaftlichen Organisationen stellten sich in den Dienst der Allgemeinheit, und das deutsche Volk stand dem Gegner innerlich geschlossen gegenüber. Aber Bethmann Hollweg hat es nicht beizeiten verstanden, nun auch seinerseits die Konsequenzen daraus zu ziehen. Die innere Erneuerung, von der er so oft sprach, hat zwar auch ihn anders sehen und anders politisch werten gelehrt. Er vertiefte sich wohl auch in die Ideenwelt der Demokratie, aber die Gedanken verdichteten sich nicht zu Taten, höchstens zu Reden. Das einzige, was er praktisch tat, war, daß er, hier und da, anfing, den „Tüchtigen freie Bahn zu schaffen", und sich nicht scheute, selbst

Digitized by Google

organisierte Sozialdemokraten in Kriegsämter zu berufen, wenn er sich auch darauf beschränkte, ihnen eine beratende Stellung einzuräumen. Sonst begnügte er sich mit kleinen Abschlagszahlungen, mit der Aufhebung des Sprachen- und Jugendlichen-Paragraphen im Reichsvereinsgesetz und mit der Beseitigung des Jesuitengesetzes. Die von ihm angeregte kaiserliche Osterbotschaft und die Verheißung des gleichen Wahlrechts waren die letzten Versuche, die Gemüter der Demokratie zu beschwichtigen. Schmoller hatte ihn einst einen modernen Fabius Cunctator genannt. Das Wort bewahrheitete sich mehr und mehr. Wohl war er vom besten Willen beseelt, die innerpolitische Neuordnung vorzunehmen, wohl war er einsichtig genug, die Notwendigkeit der Umgestaltung des politisch antiquierten Preußen-Deutschland anzuerkennen: trotzdem fand er den Weg zur Tat nicht. Er überschätzte die Widerstände und fiel schließlich, weil seine Politik des Vertröstens, des Hinauszögerns und der Entschlußlosigkeit keinen einzigen Ausweg mehr wußte. Das Zentrum, um das er während seiner ganzen Kanzlerschaft so liebevoll gebuhlt hatte, verließ ihn, gleich den Nationalliberalen, und so hatte er die parlamentarische Basis verloren, ohne die er fernerhin eine erfolgreiche Politik nicht mehr durchzuführen vermochte.

Merkwürdigerweise raffte er sich stets dann zu raschen und tatkräftigen Entschlüssen auf, wenn es sich um die Kaltstellung von Persönlichkeiten handelte, die ihm gefährlich werden konnten.

Digitized by Google

Das war nicht nur bei dem großen Ministerschub der Fall, der seinerzeit dem Freiherrn von Rheinbaben das Amt kostete, sondern auch bei der Auseinandersetzung mit Herrn von Tirpitz. Inwieweit er auch vor seinem jähen Rücktritt, direkt oder indirekt, die Hand bei den letzten Ereignissen im Spiele hatte, inwieweit sie auf ihn selbst zurückzuführen sind, läßt sich nicht klar erkennen. Es scheint aber, als ob er dabei selbst in den Strudel geraten ist, der ihn dann verschlungen hat. Persönliche Beziehungen stellte er je länger, je mehr als einen bedeutsamen Faktor in sein politisches Kalkül. Nicht einmal, sondern häufig schickte er ihm vertraute Persönlichkeiten, vornehmlich aus der Wissenschaft, vor, um sie zunächst öffentlich aussprechen zu lassen, was er später zu tun gedachte. Von der Wirkung dieser unverbindlichen Äußerungen andrer machte er dann seine weitern Schritte abhängig. Auch der Presse näherte er sich, wenngleich nicht immer sehr geschickt. Immerhin war vieles überraschend bei einem Manne, der eine rein bureaukratische Laufbahn hinter sich hatte, der als Landrat in Niederbarnim anfing, dann Oberpräsident in Potsdam, darauf Minister des Innern und schließlich an Stelle des Grafen Posadowsky Staatssekretär des Innern wurde. Ebensowenig hat irgendeiner die rein politische Entwicklung dieses Mannes voraussehen können, der sich als freikonservativer Reichstagskandidat Anfang der neunziger Jahre für Zwangsinnungen und für die Beibehaltung des Sozialistengesetzes einsetzte.

Digitized by Google

Herr von Bethmann Hollweg betonte gern den ethischen Zug in seiner Politik. Nicht umsonst sagt man ihm, der sich in seinen Mußestunden gern mit Kant und Schopenhauer und in der Musik mit Brahms beschäftigte, philosophische Neigungen nach. Und man erinnert sich, welches Aufsehen in einer Ministerrede sein Hinweis darauf erregte, daß „unsre Philosophie langsam den großen Aristokraten des Geistes Kant erkannt habe." Den kategorischen Imperativ der Pflicht, den dieser Philosoph der ausgehenden Aufklärungszeit einst aufstellte, hat sich auch Bethmann Hollweg zu eigen gemacht. Es genügt aber nicht, das Beste gewollt zu haben. Das kommt nur für das Verhältnis von Mensch zu Mensch in Betracht. In der Politik genügt nur, das Beste auch getan zu haben. Und das eben ist Bethmann Hollweg dem deutschen Volke schuldig geblieben. Als er, zu spät, damit beginnen wollte, fiel er. Den Kaiser hatte er völlig für seine reformerischen Ideen gewonnen. Die opponierenden Minister hatte er zu dem Rücktritt gezwungen. Als aber auch Herr von Stein, der Kriegsminister, sich zu den Gegnern des gleichen Wahlrechts, die sämtlich ausgeschifft werden sollten, bekannte, da legte sich Ludendorff ins Mittel und erklärte, ohne Herrn von Stein die Verantwortung für die weitere Kriegführung nicht übernehmen zu können. Das Stichwort war gefallen: Bethmann oder Ludendorff. Und Bethmann, der glaubte, nun seine Position mehr denn je befestigt zu haben, war über Nacht gewesen.

Digitized by Google

Minna Cauer

Unter den Publizisten, die ins weite wirken, sind auch einige Frauen. Kampfnaturen, die alles ungeheuer ernst nehmen und noch nicht großstädtisch-rationalistisch abgeschliffen sind. Die Männer, die für den Tag schreiben, werden meist Lebensskeptiker, werden sich nach und nach des bloßen Papierwertes ihrer Schriftstellerei bewußt. Die Frauen dagegen sind, wenn sie sich einmal ins öffentliche Leben begeben, bis zum letzten Atemhauch geistige Amazonen, die sich täglich von neuem mit hellem Jubel in die Schlacht stürzen. Und, letzten Endes, haben diese Menschen, die sich das Leben Stunde für Stunde neu erobern, doch recht; denn wer nicht bloß den Verstand, sondern auch die ganze Seele an die Sache verkauft, an die Idee, für die er streitet, dem folgen die andern, suggestiv angezogen. Die Frauen im öffentlichen Leben, die uns etwas zu sagen haben, kann man noch heute zählen, obwohl zwei Generationen nun schon aktiv an der Frauenbewegung teilgenommen haben. Eine der besten, Lily Braun, ein seelischer Vulkan, hat erst unlängst, nach Jahrzehnten innerer und äußerer Unstetigkeit, die Ruhe gefunden, die uns allen einmal beschieden ist. Mitten aus intensivster Arbeit rief ein unwirscher Gott sie ab. Eine Strecke des Weges war sie auch mit Minna Cauer

Digitized by Google

gegangen: damals in den neunziger Jahren, als Lily, mitten in der Sozialistenbegeisterung der deutschen Intelligenz, dem Gelehrten von Gyzicki sich vermählte, als sie mit ihm gemeinsam die ‚Ethische Kultur' herausgab, und als alles, was aus dem niedrigen Gestrüpp der täglichen Rastlosigkeit herauskommen wollte, den Worten Moritz von Egidys lauschte, der, schlicht und bestimmt, lehrte: Religion nicht mehr neben unserm Leben — unser Leben selbst Religion.

Minna Cauer steht bereits im achtundsiebzigsten Lebensjahr. Eine Veteranin? Sie würde jeden auslachen, der ihr wie einer wandelnden Arterienverkalkung ehrfurchtsvoll nahen wollte. Nein, sie ist jung geblieben, alle die Jahre hindurch körperlich und geistig beweglich wie ein Wieselchen, und wo der Kampf am heftigsten tobt, da findet man sie sicherlich mittendrin. Ihr Leben ist wie ein Film verlaufen. Immer flimmernd und schimmernd. Viel Leid, aber auch viel Erfolge. Immer unruhig und unaufhaltsam getrieben. Immer hörte man die Kurbel, die Ideen, die sie trieben; Freiheit, soziale Aufgabe und politische Gleichberechtigung der Frau.

Freiheit. Das erinnert an ihren ersten revolutionären Streich. Sieben Jahre war sie damals, anno 1848, als der Aufruhr auch in das stille Landstädtchen Freyenstein in der Ostpriegnitz drang, wo ihr Vater, Herr Schaller, Pfarrer war. Freiheitslieder trällernd, zog sie, eine Fahne schwingend, mit einem Troß von Jungen und Mädels hinterher durch die Straßen. Wohl gabs vom

Digitized by Google

Vater dafür Schelte, aber Minna zog später unbeirrt diesen Weg der Freiheit weiter. Zunächst freilich tat sie wie alle jungen Mädchen jener Tage, kam in eine Pension und, als sie einundzwanzig Jahre alt geworden war, reichte sie einem jungen Arzt, Doktor August Latzel, die Hand zur Ehe. Vier Jahre dauerte das Glück. Ein Kind, ein Söhnchen, starb ihr, zwei Jahre alt; der Gatte mußte 1864 ins Feld, in den Krieg gegen Dänemark, kam schwer krank nach Hause und schloß die Augen ebenfalls für ewig. Frauenschicksal. Witwe. Jung und frisch. Unverbraucht für ein ganzes Leben und doch entmutigt und entwurzelt. Sie geht als Erzieherin nach Paris, macht von weitem, aus der bescheidenen Perspektive einer Institutrice, den Rausch des zweiten Kaiserreichs mit, sieht all die Größen, Napoleon und Eugenie voran, auf der Höhe der Macht, und wenige Monate später, als der Krieg sie nach Deutschland zurückgeschleudert, erscheint ihr das alles nur wie ein Traum. Die prächtig glitzernde napoleonische Seifenblase war geplatzt.

Minna heiratet noch einmal. Als sie in Hamm eine Stellung als Lehrerin an einer Mädchenschule bekommt, hält der Direktor des Gymnasiums um ihre Hand an. Ein Witwer mit fünf Kindern, ein Historiker von damals nicht geringem Ruf: Professor Eduard Cauer. Neue Wirkungskreise. Sie wird nach Danzig verschlagen, siedelt nach Berlin über. Kaiser Friedrich interessiert sich (als Kronprinz) für das Ehepaar. Auch seine Gemahlin. Nicht so selten tauschen sie ihre

Digitized by Google

Meinungen aus. Nach zwölf Jahren verliert Minna auch ihren zweiten Gatten. 1881. Wiederum muß sie ihr Leben völlig umstellen. Vierzigjährig. Nun beginnt sie, zögernd, sich der Öffentlichkeit zu widmen. Von ihrem Mann war zunächst das Interesse an der Geschichte auf sie übergegangen. Nach seinem Tode blättert sie in seinem Tagebuch nach. Da stößt sie auf diese Zeile: „Die Geschichte der Frau ist noch nicht geschrieben; sie muß einmal geschrieben werden, aber sie erfordert die Hingabe eines ganzen Menschen." Zeigt das Schicksal ihr einen Weg? Sie entwirft kleine historische Skizzen. Aber es war nur ein Seitenweg. Die Gegenwart beschlagnahmte sie, und die Vergangenheit versank schnell hinter ihr. Einige liberale Männer, die sich in einer deutschen akademischen Vereinigung zusammengeschlossen hatten, gaben die Anregung zur Begründung des Vereins Frauenwohl in Berlin. Minna Cauer übernahm, nach langem Bitten, die Leitung. 1888. In der ersten Generalversammlung erklärt sie, daß es „kein Verein sein will, der nur gründen will, um sich dann in ein kleines Nest der Gegründeten wohlgefällig einzuschließen", nein, er wolle die Idee der Frauenbewegung propagieren, umwälzend auf die Gemüter und althergebrachte Anschauungen wirken und den Kampf ums Recht der Frau auf allen Gebieten führen. Damit hatte sie ihr eigenes Lebensprogramm entwickelt, dem sie fortan treu bleiben sollte. Mit Lily von Gyzicki und Adele Gerhard zusammen reicht sie die erste Petition um das politi-

Digitized by Google

sche Vereinsrecht auch für die Frauen an den Reichstag ein. „Drei ganze bürgerliche Frauen", spottet die Sozialdemokratie. Erst 1908 wird den Wünschen die Erfüllung. Nach dreizehn Jahren setzt sich ein freiheitliches Vereinsrecht für das ganze Reich durch.

Unterdessen wirkt sie weiter, widmet sich den weiblichen kaufmännischen Angestellten, ruft einen Hilfsverein ins Leben und beteiligt sich an der Gründung des Bundes deutscher Frauenvereine. Auch im Verband fortschrittlicher Frauenvereine ist sie eifrig tätig. Unmöglich können hier, in diesem knappen Rahmen, alle einzelnen Etappen wiedergegeben werden. Seit einem Jahrzehnt etwa hat sie sich fast ausschließlich auf den Kampf um das politische Stimmrecht der Frau konzentriert: das wirklich allgemeine und gleiche Wahlrecht.

Seit 1895 entwickelte sie ihre Gedanken in der ‚Frauenbewegung'. Unzählig sind ihre Leitartikel. Politische, soziale, kulturelle Fragen behandelt sie in buntem Gemisch. Nicht trockentheoretisch, sondern flammend-agitatorisch. Nie schaltet sie das Gemüt aus. Stets versucht sie zu überzeugen, zu wirken. Auf die bloße Darlegung des Sachverhalts gibt sie nichts. Das ist ihr zu wenig. Leben soll alles, leben im Sinne des Überspringens auf den andern, den Leser. Von den gesellschaftlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen der Frauen will sie nichts wissen. Das ist Spielerei: Arbeit ist vonnöten. Tägliche, harte, soziale Arbeit. Trotzdem, als der Krieg ausbricht,

Digitized by Google

ist sie eine der ersten, die sich in die Armee des Roten Kreuzes einreiht. Anderthalb Jahre tut sie hier, in Berlin, still ihre altruistische Pflicht, schaut mehr, als ihr lieb ist, hinter die Kulissen und beobachtet, mit starker Abneigung, die Jagd nach Orden und Auszeichnungen. Erst als man sie selbst mit einem Ordensbande zu „fesseln" versucht, wendet sie sich von diesem Wohltätigkeitsbetriebe ab und widmet sich wiederum ihren politischen Aufgaben.

Zwischen der „wohltätigen Frau" und sich zieht sie einen dicken Strich. „Ein tiefer Riß", schreibt sie einmal, „geht durch die heutige Frauenwelt. Ein Ozean der Meinungen trennt uns von denen, welche im Alten wurzeln, im Alten beharren. Neue Probleme gibt es zu lösen und wahrlich keine leicht zu lösenden. Bequemer freilich ist es, Altes nachzubeten und Altes zu preisen. Carlyle spricht von den alten Kleidern der Weltgeschichte; wir fühlen uns weder berufen, sie aufzutragen, noch durch neue Flicken sie auszubessern."

Der Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen hat ihrem Streben einen neuen, kräftigen Impuls gegeben. Jetzt gehts ums Ganze. Nun heißts weit ausholen, um auch für die Frauen die politischen Rechte zu erstreiten. Sie tritt immer von neuem ans Rednerpult, spricht zu Tausenden in Versammlungen, weiß die Frauenorganisationen, auch die sozialdemokratischen, zu einer einheitlichen Phalanx für den Wahlrechtskampf zusammenzuschweißen, eine Deputation von Frauen

Digitized by Google

fragt die führenden Parlamentarier nach ihren Ansichten aus. Als die große Wahlrechtsreform endlich — endlich eingebracht wird, scheint ihr der Preis noch nicht zu winken. Man war froh, wenn man zunächst wenigstens das gleiche Wahlrecht für die Männer durchsetzen konnte. Aber selbst dieser Fehlschlag vermochte Minna Cauer nicht zu entmutigen. Sie blieb aufrecht: redet, schreibt, agitiert weiter mit ihrem Herzblut. Die jugendliche Siebenundsiebzigjährige.

Erst die Revolution brachte auch ihrem politischen Sehnen die Erfüllung. Ein Frauenschicksal hatte sich gerundet.

Digitized by Google

Paul Lensch

Die Eltern haben ihn, vor fünfundvierzig Jahren, mit weiser Voraussicht auf den Namen Paul getauft. Die Mutter setzte ihren Willen durch. Denn alle Mütter haben ein feines Ahnungsvermögen, mehr als die Väter, und sie selbst hieß zudem Pauline. Sie sah wohl voraus, was aus dem wild strampelnden Paul einmal werden würde, und sie hat sich nicht getäuscht.

Ja, seine Wege waren wunderbar. Im Schatten des großen Friedrich wurde er, in Potsdam, geboren; drei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege. Wilhelm der Erste und Friedrich der Dritte, Bismarck und Moltke, die Heroen mit dem eben erst welkenden Lorbeer, huschten gleichsam an dem Kinder- und Jünglingsauge vorüber. Auf dem humanistischen Gymnasium der Havel-Residenz wurde ihm die preußisch-deutsche Königsgeschichte, während draußen auf dem Exerzierplatz die Trommeln gerührt und die Soldaten im Parademarsch gedrillt wurden, jahrelang eingehämmert. So wurde eine feste geistige Betonschicht als Grundlage seines Wesens gelegt. Und als die Zeit erfüllet war, kam er auf die Universität. Ein flotter, strammer Bursch, der bald aktiv wurde. Zuerst hörte er in Berlin Nationalökonomie, dann in Straßburg. Hegel zog ihn an, Marx und Lassalle, die Staatssozialisten, die

Digitized by Google

Wagner, Schmoller, Brentano, und gierig verschlang er die Lehren des großen sozialistischen Kirchenvaters Kautsky. Und ob er gleich im schmucken Rock des vierten Garde-Regiments zu Fuß ein Jahr lang gedient hatte: auf dem Wege zum Sozialismus gab es für ihn kein Halten mehr. 1900 wird er in Straßburg zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert, und gleich danach tritt er in die Redaktion der ‚Freien Presse für Elsaß-Lothringen'. Noch ist er schriftstellerisch zaghaft. Doktrinär zwar, aber noch nicht verbissen klassenbewußt. Auslandsreisen erweitern seinen Horizont. Schließlich bootet er sich in Leipzig aus, wo sich ihm eine Lebensstellung bietet. Rosa Luxemburg hat ihm gewinkt. Rosa, der Morgenstern der Partei, die Leiterin der Leipziger Volkszeitung. Lensch läßt sich nicht lange bitten, und schon 1902 sehen wir ihn im Redaktionsverband des Blattes herumwimmeln. Eine merkwürdige Entwicklung bricht für ihn an. Hier, an der Wiege des deutschen Sozialismus, wird er immer radikaler. Franz Mehring schreibt die vielfach bewunderten historischen Aufsätze fürs Blatt, schreibt sie, obwohl ihm selbst schon lange das Betreten des Lokals verboten ist, von Steglitz aus (denn mit ihm persönlich kam keiner recht aus, auch Kautsky nicht), und an die Stelle Rosas tritt Jaeckh, ein Bruder des rechtsfreisinnigen Orient-Jaeckh, und publiziert jenen traditionellen Sauherdenartikel, der dem Blatte fortan das Etikett geben sollte. Lensch fühlt sich sauwohl in diesem Fahrwasser, und wenn ihm

Digitized by Google

Mehring auch bissig, sagen wir — gering entwickelten Fleiß vorwirft, so beginnt er sich doch allmählich durchzusetzen. Bald kann kaum einer radikaler, wilder, zuchtloser schreiben als er. Die armen Bourgeois werden von ihm literarisch verdroschen, verprügelt, nein, totgeschlagen, und mit stolzer Siegermiene stemmt er den klassenbewußten, revolutionären Fuß auf den Nacken der einen großen bürgerlichen reaktionären Masse. Im Glorienschein erstrahlt das Proletariat. Auch in hunderten von Versammlungen spricht er in diesem Tonfall, und die Resolutionen, die er vorschlägt, sind in das Blut der roten Internationale getaucht. Aber die armen Weber Sachsens und Thüringens, vor die er redend und agitierend beim trüben Lampenschein tritt, wahren, trotz seinem rasselnden Radikalismus, eine gewisse Distanz zu ihm. Denn, wenn er auch noch so sehr mit heftigen Worten und Phrasen herumfuchtelt: den Akademiker konnte er doch nie recht verleugnen. Immerhin: der sächsische Wahlkreis Reichenbach-Auerbach schickte ihn in den Reichstag. Hier fiel er nicht besonders auf. Als er zum ersten Male das Wort ergriff, rief einer belustigt auf der spöttischen Bank der Journalistentribüne: „Der Poesie ist ein Helfer gekommen. Endlich haben wir einen Reim auf ‚Mensch'. Darin liegt die Bedeutung des Herrn Lensch." Auch auf den Parteitagen war er keine besondere Nummer. Nur bekannt als Rosenritter der Frau Rosa, deren Lehren er schwärmerisch verehrte. Den Schlapphut, den Panama, keck auf die Seite gedrückt,

Digitized by Google

den flotten Schnurrbart hochgewirbelt, meist im grauen Habit, grau wie seine Theorie, war er gewissermaßen der Kavalier der Partei, und da er gewöhnlich auch mit einem Hunde an der Leine spazieren ging und in Wort und Schrift gern zitierte, so mochte er manchem gar als der umgekehrte Bülow erscheinen. Den Revisionisten, den Frank, Landsberg, Bernstein, war dieser Radikal=Bülow selbstverständlich ein Greuel, und sie mieden, ostentativ, seinen Verkehr. Man ging aneinander vorüber und beachtete sich nicht. 1908 wurde er Chefredakteur der Leipziger Volks=zeitung.

Das war Paul Lensch vor dem Kriege. Er ließ sich von keinem in dem Superlativ seiner klassen=bewußten Überzeugung übertrumpfen. Auch nicht von Liebknecht und Konsorten. Bekanntlich mahlen Gottes Mühlen langsam, aber sicher. Und so nahte (etwas plötzlich) auch seine Stunde, da der Gott der Bourgeois diesen in die Irre gegangenen Sohn wieder auf den rechten Weg führte, den Weg der Tugend, der Ehrfurcht vor den Regierenden unten auf der Erde und oben im Himmel, der Vaterlandsliebe und der Deutschen Vaterlandspartei. Als der Krieg über uns herein=brach, begehrte Lensch zwar noch heftig auf, und war einer von denen, die, in der entscheidenden Sitzung der sozialdemokratischen Reichstags=fraktion, gegen die Bewilligung des Kriegskredits sprachen. Ja, so unentwegt und zielbewußt war er selbst in diesem Augenblick noch, wo alles um hn herum trunken von Kriegsbegeisterung war.

Digitized by Google

Doch kam eines Tages, irgendwo und zu irgendeiner Stunde, die Erleuchtung. Die Jugend mit ihrer Potsdamer Tradition pochte an sein Herz, und die bekannten Schuppen fielen ihm von den Augen. Rasch wechselte er das Hemd. Das internationale streifte er ab, und das nationale zog er an. Von Stund' an ward er der Sozialimperialist der Partei, der selbst Annexionen nicht abgeneigt war, wenn man dafür nur einen andern, weniger genierlichen Namen habe. Bei der Leipziger Volkszeitung war nun freilich seines Bleibens nicht mehr. Mit Heilmann schuf er sich in der Wochenschrift ‚Die Glocke' ein neues Organ. Begreiflicherweise hat er, nachdem die erste Gefühlswelle vorübergerauscht war, diesen seinen Schritt vom äußersten linken zum äußersten rechten Flügel der Partei, der mitunter bis über die Nationalliberalen hinausreicht, vor sich und den andern zu rechtfertigen versucht. Sein neues Credo ist niedergelegt in dem Buch: ‚Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück' und erschienen in dem bürgerlichen Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Diese Verstandesprozedur war gewiß nicht leicht. Aber wer ein rechter Hegelschüler ist, wer mit der Dialektik wie mit Billardkugeln zu spielen weiß, der bringt auch das zustande. Also sprach Lensch: „Das Prinzip der Organisation, das in der Hand der Obrigkeitsregierung gleichbedeutend ist mit Bevormundung, Untertanengesinnung und Polizeiwirtschaft, springt in sein dialektisches Gegenteil um und wird zum Hebel der Selbstverwaltung, Staatsbürgergesinnung und freien Disziplin in

Digitized by Google

dem Augenblick, wo sein Träger die Volksmasse selber wird." Und begeistert schließt er diese Dialektik: „An der Spitze der deutschen Revolution steht Bethmann Hollweg." Wir andern, die wir nicht so dialektisch geschult sind, haben von alledem recht wenig gespürt und im Gegenteil gefunden, daß die Obrigkeitsregierung nie machtvoller als im Kriege gewesen ist, und daß die Untertanengesinnung, schon von wegen der Brot-, Milch- und Fleischkarten, heute sogar den Säuglingen ins Blut übergegangen ist.

Tut nichts. Herrn Lenschs geistiger Pendel ist nun einmal nach der andern Seite geschlagen, und gläubig scharten sich viele um ihn.

So geschehen noch heute Wunder und Zeichen. Wer glaubt, daß das nur zur Zeit der Bibel und des Neuen Testaments möglich war, dem fehlt eben der rechte Glaube, und er gehe hin in die von dem Staatssekretär Herrn Doktor Solf geleitete, geistig und materiell sehr distingierte ‚Deutsche Gesellschaft von 1914', und er wird sich allabendlich von Herrn Paul Lensch dortselbst in einem behaglichen Klubsessel darüber belehren lassen können.

So ward aus Saulus in einer Stunde ein Paulus.

Digitized by Google

Ernst Graf zu Reventlow

Nicht alle Alldeutschen sind einander völlig gleich. Selbstverständlich nicht. Es gibt tausenderlei Schattierungen. Der Umfang ihrer Äußerungen ist, musikalisch ausgedrückt, so reich wie drei Oktaven im Baß und drei im Diskant. Den kräftigsten Ton schlägt Graf Ernst zu Reventlow an, der täglich zwei und noch mehr Male in langen, selten weniger langen Artikeln der Deutschen Tageszeitung zum Publikus spricht. Eine merkwürdige Gestalt. Da gibts keinen menschlichen Instinkt, dem er, hemmungslos, nicht schriftstellerisch freie Bahn läßt, keinen Widerspruch, in den er sich nicht selbst verfängt. Nur eine glatte Dialektik, die seit Oertel in der Deutschen Tageszeitung zur Tradition geworden ist, hilft ihm über all das rasch hinweg.

Er, der alldeutsche Wortrecke, nahm sich einst eine Französin zur Frau und quittierte um ihretwillen als Leutnant mit dem Charakter als Kapitänleutnant den Dienst. Allen Respekt vor einer Romantik, die ihre Konsequenzen bis zum Äußersten zieht. Die Gefährtin, die er sich vor Jahren unter so schwierigen Umständen erkor, steht ihm noch heute zur Seite. Das Leben riß ihn bald in seinen Strudel hinein. In Mittelamerika versucht er sich als Pflanzer. Vergebens. Enttäuscht kehrt er nach Deutschland zurück. Das

Digitized by Google

liegt nun schon bald zwei Jahrzehnte zurück. Er versuchts mit der Schriftstellerei. Zuerst begegnen wir ihm im ‚Überall', einer illustrierten Zeitschrift für Heer und Marine; dann wird er der Marine-Spezialist des Berliner Tageblatts, schlägt sich mit dem Flottenverein herum und landet einige Zeit danach mit seinem glückhaften Schiff in der Täglichen Rundschau. Die ersten antisemitischen Äußerungen fallen. Aber noch ist er immer ein liberal denkender Mann, ohne natürlich auf ein bestimmtes Parteiprogramm eingeschworen zu sein. Tirpitz, der an der Spitze des Reichsmarineamts steht, wird heftig von ihm befehdet. Auch der Monarch ist vor seinen Angriffen nicht sicher. Seine Schrift ‚Der Kaiser und die Byzantiner' erscheint. So um 1907. Seine Majestät umgebe sich nur mit Schmeichlern, schreibt er und registriert ein lustiges Episödchen. Ein pausbäckiger country-gentleman habe, als Wilhelm der Zweite bei einem Besuch in England so und so viele Tiere auf der Jagd zur Strecke gebracht hatte, spöttelnd ausgerufen: Nahezu übermenschlich! In der Täglichen Rundschau bekrittelt er auch den Prinzen Heinrich, der zu Pferde seine Leute, seine Matrosen, im Parademarsch einexerziere, und er findet manches, für einen Geschwaderchef, komisch daran. Reitende Gebirgsmarine. Aber noch klopft man ihm nicht auf die Finger, und vielen, die im stillen über diese kleinen Ungezogenheiten des gräflichen enfant terrible kicherten, erschien er nicht unsympathisch. Mir auch. Ich gestehs. Aber dann glitt er doch eines

Digitized by Google

Tages, in den Augen der gestrengen Militärs, aus, als er beiläufig schrieb, in der Potsdamer Garde-Kavallerie täten die Herren Offiziere doch gar nicht so scharf Dienst wie in der Linie. Da schnappte man ein und schleifte ihn vors Ehrengericht. Es gab eine hochnotpeinliche Verhandlung, zu der nun auch noch all die andern literarischen Sünden herangezogen wurden. Der Antrag des Vertreters der Anklage lautete auf Entziehung des Titels und Abknöpfung der Uniform. Das bedeutete für einen Offizier Schimpf und Schande. Das Urteil fiel indessen milder aus. Der Titel wurde ihm gelassen. Er blieb auch weiterhin Kapitänleutnant Ade.

Das war sein Tag von Damaskus. Die Katharsis, die Reinigung des Helden im aristotelischen Sinne, hob an. Man kann diesen Gesinnungsumschwung sogar, wenn man will, genau auf einen bestimmten Tag festlegen: auf den vierzehnten März 1908. Nun wenden sich alle Dinge. Nun schaut er die Welt und ihre Erscheinungen mit ganz neuen Augen an. Tirpitz, den er so häufig im Marinetechnischen angegriffen hat, spendet er jetzt Beifall. Der erklärt daraufhin lächelnd, Reventlow wäre ihm eigentlich zur Zeit der liebste der schriftstellernden Mariniers. Eine Tür nach der andern öffnet sich im Reichsmarineamt dem Herrn Grafen. Reiches Material wird ihm, zu jeder Stunde, in die Hand gesteckt. Er braucht bloß Wünsche zu äußern. Inzwischen hat er, durch Herrn Doktor Rösickes freundliche Vermittlung, von der Täglichen Rundschau zur Deutschen Tages-

Digitized by Google

zeitung hinübergewechselt. Diese journalistisch-demagogische Plattform ist ihm lieber, entspricht auch mehr seinem draufgängerischen Naturell. In der Zimmerstraße machte man schließlich, bei allen teutonischen Neigungen, doch immer nur Politik in gefütterten Glacéhandschuhen, Klopstocksche Oberlehrerpolitik. Hier aber, in der Deutschen Tageszeitung konnte man, wenns sein mußte, selbst mit der Mistgabel dreinfahren, ohne daß den Lesern der aufgestochene Gestank unangenehm in die Nase fuhr. Zunächst beschränkte der Graf sich auch hier auf das Maritime. Aber im Grunde genommen war er eine Herrscher-, eine Gewaltnatur. Dem bequemen Herrn Oertel, dem christlichen Bannerträger des Bundes der Landwirte, dem leitartikelnden Chefredakteur der Deutschen Tageszeitung, wurde er bald unbequem. Es gab nicht selten Reibungen. Indessen, der Graf setzte sich durch; und als man Herrn Oertel hinaustrug auf jenen Acker, den man nicht im Frühjahr und Winter umzupflügen pflegt, war Reventlows Machtbereich unbestritten. Morgens und abends schrieb er, E. R., seinen Leitartikel. Die Marinefragen waren nur ein Kapitel. Er schrieb auch über äußere und über innere Politik, über Kulturfragen, über Antisemitismus, kurz: über alles und noch einiges mehr, oder richtiger: er diktierte es in rascher Folge. Und er wird weiter schreiben heute und morgen, mittags, nachmittags, abends und in der Frühe, und womöglich auch nachts. Aber das Deutsch ist, bei dieser kaninchenhaftenProduktion, schauder-

Digitized by Google

voll. Da sind Sätze, denen drei=, viermal das Rück=grat gebrochen ist, da sind stilistische Wunder, gegen die alle Auswüchse des Barocks Tändeleien sind, da sind wirre Widersprüche, skurrile Ein=fälle, psychologische Unmöglichkeiten, und die Gedanken bewegen sich, arabeskenartig, um einige fest gewordene Voreingenommenheiten, Idiosyn=krasien, Begriffsklischees, die immer und immer wiederkehren. Ein ewiges Einerlei, das nur durch eine gradezu scholastisch ausgebildete Dialektik manchem reizvoll dünkt. Sein Buch „Deutschlands auswärtige Politik (1888—1914)" hat indessen bei all seiner aufdringlichen und unwahrhaften Tendenz seine Qualitäten.

Das der Mensch. Und die Sache, für die er streitet? Ein Haufen von Irrtümern. Aus der Fülle von Beispielen nur einige wenige. In seinem Kampf für den Ausbau der Marine beschäftigte er sich natürlich, auch schon vor dem Kriege, mit der U=Boot=Waffe. Damals, 1908, forderte auch er, unter heftigen Vorwürfen gegen Tirpitz, einen beschleunigten Bau der Boote, um den Vor=sprung Englands einzuholen. „Es ist", schrieb er, „bedauerlich, daß Deutschland bis heute nur ein einziges solches Fahrzeug besitzt." Nachher, während des Krieges, als er sich, Tag für Tag, schirmend vor Herrn von Tirpitz stellte, erklärte er mit einem Male: „Es ist völlig unzutreffend, von Versäumnissen des deutschen Unterseeboots=baus zu sprechen." Nicht geringer war der Wider=spruch zwischen seiner Voraussage und der Wirk=lichkeit in der Handhabung dieser Waffe selbst.

Digitized by Google

Noch 1909 schätzte er den kriegerischen Wert der U-Boot-Waffe nicht eben hoch ein. „Die deutschen Torpdoboote", dekretierte er, „können den breiten Gürtel englischer Verteidigungsmaßregeln nur durchdringen, wenn sie selbst geschützt oder beschützt werden. Dazu wird unter Umständen die gesamte Hochseeflotte erforderlich sein. Somit steht die Durchführbarkeit solchen Kleinkriegs auf den Schultern der Hochseeflotte." Im Krieg ist es, wie man weiß, grade umgekehrt gekommen. Die Hochseeflotte ist zu Hause geblieben, und der Kleinkrieg der Unterseeboote und Torpedos hat anfänglich die Erwartungen selbst des phantasievollsten Laien übertroffen. So weit das Marinetechnische. Gefährlicher randalierte der Graf auf dem Gebiet der äußern Politik, wo er uns tausende von Fensterscheiben im Auslande eingeschlagen hat. Er kennt keine Rücksichten. Jäh aufsteigender Unmut und Hinschreiben ist bei ihm eins. Kein inneres und äußeres Verantwortungsgefühl. Keine psychische Schranke. Vor dem Krieg hat er reichlich gehetzt und sich der Gegenwirkungen gefreut. Nachdem dann das Unheil über Europa hereingebrochen war, setzte er sich für die weitestgehenden Annexionsziele ein. Belgien, insbesondere die flandrische Küste, Teile von Frankreich, Calais und andre Küstenplätze, Kurland, Litauen und so fort waren ihm, neben einer Milliardenentschädigung in Geld und Rohstoffen, unbedingt Lebensnotwendigkeiten für Deutschland. Wer ihm darin nicht folgte — und es gab immerhin einige Besonnene —, den fuhr

Digitized by Google

er an und sprach ihm jeden Patriotismus ab. Auf Herrn von Bethmann Hollweg hatte ers ganz besonders abgesehen. Den bellte er ohne Unterlaß an und wich ihm, wie ein wütender Kläffer, nicht von den Waden. Das Persönlichste, Allerpersönlichste ward herangezogen. Es hagelte auf den leitenden Staatsmann Verdächtigungen und Verleumdungen aller Art, und in geheimen Konventikeln ging der Graf mit Drohungen noch einen Schritt weiter. „Kleinheit, Schlappheit und Rückenmärtertum" waren, zum Beispiel in der amerikanischen Frage, noch die zartesten Ausdrücke, deren sich Reventlow gegen den Kanzler bediente. Überhaupt das amerikanische Problem! Herr E. R. hat nie an eine Kriegserklärung Amerikas geglaubt, stets geschrieben, man solle sich nicht bluffen lassen und sich in der Verwendung der U-Boot-Waffe Amerikas wegen keine Beschränkungen auferlegen. Und als es dann doch zum Kriege kam, höhnte er lachend über die Bedeutung, die man dieser Tatsache in ernsthafter denkenden Kreisen politisch und militärisch beimesse. Wenn man ihn reden hörte, hätte man annehmen müssen, daß Amerika auf die Entente gar keinen politischen Einfluß ausüben und nicht drei Soldaten auf den auropäischen Kontinent hinüberschicken könne. Diese Rechnung ist grundfalsch gewesen. Hätten wir nicht auch noch Amerika auf der Seite unsrer Gegner gehabt, so wäre wohl manches anders geworden. Die krankhafte Überhitzung dieses säbelrasselnden Patriotismus, der immer nur auf England starrte und den Augenblick abwartete,

Digitized by Google

bis es zerschmettert zusammenbrechen mußte, hatte auch des Grafen Ethik in Unordnung gebracht. Die Luftangriffe auf England, bei denen meist unschuldige Opfer, Frauen und Kinder, fielen, nannte er eine wohltuende Kompensation zur deutschen Antwort auf die Note des Papstes. „Wir können uns keine erfreulichere Begleitmusik hierzu denken." Oder, ein ander Mal, suchte er nachzuweisen, daß Haß und Rache durchaus mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen seien, mit jenem „praktischen" Christentum offenbar, das die Deutsche Tageszeitung auch sonst hegt und pflegt.

So ist Graf Reventlow. Die ausländische Presse schalt uns in schwülen August- und September-Tagen Barbaren und nannte die Nietzsche, Treitschke, Bernhardi die geistigen Urheber des Krieges. Mischt diese drei zusammen und laßt alles Kluge und Geistig-Feine durch ein Sieb rinnen: was dann auf den Maschen übrigbleibt, der Grund, das Grobkörnige, das Ungeschlachte, das Unethische — seht, das ist letzten Endes der Stoff, aus dem die geistige und seelische Struktur Ernst zu Reventlows geformt ist. Ein Mensch von einem stiernackigen Willen, den das Leben kräftig herumgeschleudert hat; ein Mensch von voraussetzungslosem politischen Leichtsinn, der sich dessen nicht immer bewußt ist; ein hemmungs- und schrankenloser Mensch, der nur an die Instinkte zu appellieren pflegt, ein solcher Mensch in verantwortlicher, wenn auch nicht offizieller Stellung — sagt euch selbst, wozu das führen

Digitized by Google

muß, und lest's in Fischarts Jesuitenhütlein aus dem sechzehnten Jahrhundert nach:

Sind rechte Brandschürer, Lärmenblaser
Und aller Ruhe Erzfeinde und Hasser ...
Kein Wunder, daß viel Hexenwetter
Entstehn, und daß die Luft wird zornig,
Wenn darein kommt dies Tier vierhornig.

Digitized by Google

Georg Michaelis

Ich schlage mein politisches Tagebuch auf. 7. März 1917. Im Abgeordnetenhause eine kleine Sensation. Der neue preußische Staatskommissar für das Ernährungswesen, der Herrn von Batocki, dem Manne ohne Exekutivgewalt, für die speziell preußisch-agrarischen Verhältnisse an die Seite gegeben ist, hat sich heute dem Parlament, auf etwas ungewöhnliche Art, vorgestellt. Ein kleines, eingetrocknetes Männchen. Ein Gesicht wie ein Papagei, der sich leicht im Gehänge schaukelt. Die Venus ist aus Schaum geboren, Michaelis aus Aktenstaub. Seine Fassade ist vergilbt. Dieses Kerlchen taucht mit einmal hinterm Rednerpult auf und spielt den kleinen Napoleon. Fürchterlich rasselt er mit dem Schwert seines Geistes. „Das Amt, das mir übertragen ist, wurde geboren aus der schweren Sorge, in der wir in unsern Ernährungsfragen leben." Und dann rollte er die Schuldfrage auf, hieb links und hieb rechts und züchtigte vor allem die Herren Junker und Agrarier, die das Getreide verfüttern, statt abzuliefern, und die Augen der Rechten wurden groß und größer. Dann, als er das Murren und Knurren unter sich vernahm, trumpfte er erst recht auf: „Wer wollte dem widersprechen! Ich möchte wissen, wer mir in den Arm fallen will? Und mit Erfolg in den Arm fallen würde, wenn ich meine

Digitized by Google

Pflicht auf diesem Gebiete tue?!" Ei, ei, dachten wir alle, dieses Bureaukratenmännchen haut ja tüchtig, mit unzureichenden physischen und stimmlichen Mitteln, um sich. Komik oder Tragik? Die komische Alte als Held. Aber er sprach noch weiter: „Ich übernehme kein Amt, das ein Schwert ohne Schärfe ist, und ich behalte kein Amt, das mir irgendwie nach dieser Richtung das Schwert stumpf machen sollte; sondern ich will im Aufblick zu dem, der mir hilft, und der dem deutschen Volke hilft, durchhalten ..." Neue Töne. Es fehlte nur noch: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen." — Auf dem Heimweg sprach ich mit mehreren Herren der Linken, denen der kleine Mann mit der Bibel und dem Katechismus auf der Zunge imponiert hatte. „Er ist doch ein ganzer Kerl", sagte der eine. „Erst hat er die Reichsgetreidestelle in Schwung gebracht, unsre Brotgetreideversorgung gesichert und hat es nun gewagt, den Herren Konservativen recht ernstlich ins Gewissen zu reden." „Wissen Sie eigentlich Näheres über Michaelis?" fragte ein andrer. „Einiges: Er stammt aus einer sehr kinderreichen schlesischen Kreisrichterfamilie. Der dritte von sieben Sprößlingen. Er selbst hat auch sechs Kinder um sich versammelt. Sein Ältester ist, blutjung, als Kriegsfreiwilliger gefallen. Eine Zeitlang war Michaelis Dirigent der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen bei der Arnsberger Regierung, ging später als Oberpräsidialrat nach Breslau, sprang helfend ein, als das Elend nach der Oderüberschwemmung

Digitized by Google

1903 recht groß war, kam dann ins preußische Finanzministerium, rückte bis zum Unterstaatssekretär auf und wirkte, während des Krieges, im Nebenamt an der Spitze der Reichsgetreidestelle. Mehr weiß ich nicht. Oder doch noch etwas: Vier Jahre lang lehrte er in Tokio an der Schule für deutsche Rechts- und Staatswissenschaften. Und ist sechzig Jahre."

27. März 1917. Heute erhielt ich eine eilige Einladung zu einer Besprechung mit Doktor Georg Michaelis im Finanzministerium. Nachmittags hin. Das Haus am Kupfergraben könnte auch schon eine Auffrischung vertragen. Lauter winklige Amtsstuben. Es fehlte, am Eingang, bloß noch das Wachtlokal mit dem Korporal drin. Kurz: Militäranwärter-Atmosphäre. Durch einen längeren Korridor gings in einen nicht eben großen Konferenzsaal. Langer grüner Tisch. Eine offizielle Korona. Der Staatskommissar erschien, alles verbeugte sich, er ließ sich nieder, zog seine Uhr heraus, knipste den goldenen Deckel auf und legte sie vor sich hin. Dann sprach er. Langsam, trocken, geschäftsmäßig, ließ einmal, so nebenher, durchblicken, welches Vertrauen er bei Hindenburg und Ludendorff im Großen Hauptquartier gefunden habe, na usw. Als wir über die Linden gingen, waren wir uns darin einig: Ein besserer Kanzleirat, der gern den Caesar spielen möchte.

13. Juli 1917. Die Kanzlerkrise in vollem Gange. Bethmann Hollweg ist nicht mehr zu halten, nachdem der „Stein" vor seine Füße gerollt

Digitized by Google

ist, über den er stolpern muß. Die höchsten Militärs, die einflußreichsten Junker, die führenden Parlamentarier der Rechten haben ihn nicht aus der Vertrauensstellung beim Monarchen herausbrechen können. Stein oder ich, Sein oder Nichtsein ist jetzt die Parole, und Bethmann ist hinten heruntergefallen. Und sein Nachfolger? Alle möglichen Namen wurden genannt. Graf Roedern, der sympathische Chef des Reichsschatzamtes, Graf Hertling, der aber seines hohen, höchsten und allerhöchsten Alters wegen bereits abgelehnt hat, und mancher andre. Zum Scherz will ich noch registrieren, daß auch Herr Michaelis als Prätendent erwähnt wird. Wir lachten alle in unsrer Weinstube; aber jener Politiker meinte es wirklich ganz ernst und sagte, wir würden ja sehen.

14. Juli 1917. Wie eine Bombe schlugs ein. Michaelis — Reichskanzler. Kein Mensch war gefragt worden. Kein Parlamentarier, niemand, niemand. Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl. Und nun hat Deutschland die Bescherung. Auch der Kaiser kannte ihn nicht näher, wie jetzt bekannt wird. Der Kaiserin aber war er als oberfromm empfohlen worden. Und dann seine Leistungen! Das Brot hatte er drei Jahre lang richtig unter die Leute verteilt. Warum sollte er nun nicht auch die Menschen, die durch dieses Brot gewachsen sind, richtig behandeln können? Als er seiner Frau telephonisch von seiner Ernennung Mitteilung machte, erzählte mir heute einer aus der Reichskanzlei, habe die

Digitized by Google

ganz erschreckt bloß gesagt: „Ach, du bist ja verrückt!" Ob er ein salbungsvolles Amen dazu gesprochen hat, weiß ich nicht. Aber vielleicht macht sich dieser Mann aus der bureaukratischen Ochsentour, vor ders Bismarck eiskalt über den Rücken lief, ganz gut. Die Presse, die er hat, ist so übel nicht. Die Tägliche Rundschau überschreibt ihren Begrüßungsartikel stolz und froh: ‚Unser Reichskanzler', denn sie hat ihn empfohlen, die Rechtspresse grollt ihm nicht mehr, und nur die Linke hadert, weil er dem Deutschen Reiche so mir nichts dir nichts aufoktroyiert wird. Nun, warten wir ab.

18. Juli 1917. Ein merkwürdiger Kauz, dieser Michaelis. Bekennt, daß er sich bisher nicht mehr mit Politik befaßt habe als jeder andre Zeitgenosse auch, und nimmt als Chef der Reichskanzlei, in die ein politisch und diplomatisch gewandter, geschmeidiger und in allem erfahrener Mann hineingehört, den Leiter der Reichsfettstelle, einen Landrat von Graevenitz. Fette, Öle, Schmiermittel machen sich in Bismarcks Räumen breit.

19. Juli 1917. Erstes Auftreten im Reichstag. Michaelis hält seine große Rede, nachdem die parlamentarisch-ministeriell-militärischen Konferenzen im Garten des Herrn Helfferich beendet sind. Er wollte, wie ers dem Zentrum und der Mehrheit versprochen hatte, ein Bekenntnis zur Friedensresolution, zum Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen ablegen. Wollte. Aber mit einem Male, so mitten drin, fügt er fast

Digitized by Google

halblaut, unauffällig, das Sätzchen ein: „Diese Ziele lassen sich im Rahmen Ihrer Resolution — wie ich sie auffasse — erreichen."

20. Juli 1917. Wir haben im Reichstag zuerst gar nicht so sehr auf das Hintertürchen geachtet, das sich der fromme Herr Michaelis mit dem Blick nach oben da mit einem Mal aufmachte. Jetzt, wo der Wortlaut der Rede vorliegt, wo einem dies Wort: „Wie ich sie auffasse" anstarrt, da merkt man das erste Unheil, das Doktor Michaelis angerichtet hat. Er hat, im Nu, die Regierung vor dem In- und Ausland um jeden Kredit gebracht. Mit solch einer Unehrlichkeit in der Politik kommt man nicht drei Schritte weit.

30. Juli 1917. Jetzt ist ein Überblick über das Echo seiner Reichstagsrede im Auslande möglich. Katastrophal. Man schenkt Deutschland keinen Glauben mehr. „Deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang ..." Die Treue hat Herr Michaelis verspielt, den Wein hatte er schon seit Jahren als christlicher Temperenzler oder richtiger: Mäßigkeitsfreund verschmäht, und den Gesang (andrer) kannte er nur aus dem Choralbuch: „Ach bleib mit deiner Gnade" ...

6. August 1917. Es ist amüsant, zu sehen, wie kalt Herr Michaelis seine, in langen Jahren ersehnte Rache genießt. Alle die Herren, die eben noch seine Vorgesetzten waren oder ihm sonst Unbequemlichkeiten gemacht hatten, werden jetzt, da er sich völlig souverän dünkt, einer nach dem andern mit der seidenen Schnur abgewürgt.

Digitized by Google

Sein Chef von gestern, Herr Finanzminister Doktor Lentze, der ehemalige Stadtrat und Oberbürgermeister, muß als erster daran glauben; Herr Batocki, der Präsident des Kriegsernährungsamts, wird wieder nach Königsberg im Eilpaket verschickt (obwohl er gehofft hatte, bei dem Revirement bloß nach dem Leipziger-Platz, ins Landwirtschaftsministerium hinüberzuwechseln), na, usw. Kein schöner Anblick.

20. August 1917. Das Kapitel Michaelis wird immer unerfreulicher. Im Hauptausschuß des Reichstages, wenn er spricht, zittert man um ihn, wie um einen indisponierten Sänger auf der Bühne. Aber Herr Michaelis ist dauernd indisponiert, weil die Anlage verfehlt ist. Das Unzulängliche, hier wards Ereignis. Wann und wie wird das enden?

22. August 1917. Heute, im obern Couloir, kommt der Chef der Reichskanzlei Herr von Graevenitz ganz aufgeregt auf die Herren der Presse zugestürzt und bittet sie, von dem Vorfall um Gottes willen nichts zu bringen. Mißverständnis, Versehen — man kennt diese Michaelis-Melodie. Er hatte sich in der Kommission so ganz nebenbei, wie damals, im Monat Juli, noch weiter von der Friedensentschließung entfernen und hatte feststellen wollen, daß er sich niemals zu ihren Zielen bekannt habe. Aber diesmal begehrte die Linke denn doch heftig auf und packte ihn an den Hammelbeinen. Er mußte, nachdem die Mehrheitsparteien sich zu einem hochnotpeinlichen Gericht in dieser Angelegenheit zurückgezogen

Digitized by Google

und ihn durch einen Parlamentär mit weißer Fahne um Aufklärung ersucht hatten, einige Verlegenheitsworte stammeln und einen ganz kläglichen Gang nach Canossa vor dem Reichstag tun. Alle Tage haben einen Abend. Ich finde, dieser Tag hat keinen Abend. Manche sagen, daß Herr Michaelis nur bis zu den Michaelis-Ferien bleiben werde. Hoffentlich haben sie recht. Lange kann das Reich, in einer so ungeheuer schweren Zeit, diese Belastungsprobe nicht ertragen.

4. September 1917. Daß er den Siebener-Auschuß zur Beratung der Antwort-Note an den Papst gebildet hat, war nicht übel. Das Parlament wird politisch satisfaktionsfähig.

6. September 1917. Er hat die Linke und das Zentrum wissen lassen, daß er Elsaß-Lothringen die Autonomie verleihen wolle. Alles sei in Vorbereitung. Einstweilen, bis zum Oktober, solle man öffentlich die Sache nicht weiter berühren. Wieder ein Lichtblick.

9. Oktober 1917. Nun hat sich Michaelis das unglaublichste Stück geleistet. Er hat von einer (im Keime erstickten) Meuterei auf einem Kriegsschiff gesprochen und hat die Unabhängigen Sozialisten der Beteiligung an dem Komplott beschuldigt. Gewaltige Aufregung. Der Mann, lärmen sie im Plenarsaal und in den Wandelgängen, müßte unter Vorzensur gestellt werden. Das Ausland kann wieder einmal hohnlachend triumphieren. Bleibt Michaelis auch jetzt noch auf seinem Posten? Weicht den Klebstoff mit einer warmen Dusche von hinten auf!

Digitized by Google

10. Oktober 1917. Er wollte erst Herrn von Capelle, den Chef des Reichsmarineamts, den eigentlichen Vater des völlig mißglückten und geradezu kindisch arrangierten Vorstoßes gegen die äußerste Linke als Bock in die Wüste schicken; aber das ist mißlungen. Das Parlament läßt jetzt nicht locker. Dieser Mann soll und muß gehen. Eine Kraftprobe. Variation zu dem Michaelis-Motiv: „Wer will mir in den Arm fallen?"

11. Oktober 1917. Die Reichstagsmehrheit hat eine vertrauliche Deputation zu ihm entsandt, um ihn endlich, endlich davon zu überzeugen, wie notwendig das Reich ihn — nicht braucht. Er ist schwerhörig geblieben.

12. Oktober 1917. Zu Schiff nach Kurland. Läßt sich huldigen. Will noch einmal mit vollen Zügen aus dem Reichskanzlerbecher trinken. Prosit. Aber dann auch Schluß.

14. Oktober 1917. Er hält sich noch immer für unentbehrlich. Möchte, wenn er schon gehen soll, wenigstens die Leitung des preußischen Ministeriums in der Hand behalten. Graf Hertling will nicht: entweder alles oder gar nichts.

2. November 1917. Michaelis fügt sich. Gott sei Dank. Laßt uns das Niederländische Dankgebet anstimmen: „Wir treten zum Beten."

14. Juli 1918. Nun sitzt Herr Michaelis schon lange als Oberpräsident in Stettin, hält täglich seine Morgenandachten und fühlt sich weit vom Schuß als Untergebener derer, die er einst selbst in den Sattel gehoben, ganz glücklich und zufrieden. Die Letzten werden die Ersten

Digitized by Google

sein und die Ersten die Letzten. Er hat beides durchgekostet. Das Märchen von Harun al Raschid, der einen der Ärmsten des Reiches für einen Tag Kalif sein ließ. Dieser Scherz hat dem Deutschen Reich bloß ein bis zwei Jahre Krieg und damit viele hunderttausende blutige Opfer gekostet. In jenem orientalischen Märchen liest sich die Episode harmloser.

30. August 1918. Conrad Haußmann hat in seiner württembergischen Wahlrede das richtige Wort gesagt: „Ich erhebe Anklage gegen den frühern Reichskanzler Michaelis, daß er im Sommer und Herbst 1917 die Politik des Prinzen Max nicht vertreten hat, sondern Zweifel in die Haltung Deutschlands gesät und das Mißtrauen gegen uns begünstigt hat."

Digitized by Google

Gustav Stresemann.

Als Ernst Bassermann, der Chef der national-liberalen Partei, hoffnungslos auf dem Krankenlager langsam den Tod nahen sah, als das Herz immer schwächer zu pochen begann, da rüsteten sich drei Prätendenten für seine partei-politische Nachfolge: Friedberg, Schiffer und Stresemann. Jeder fühlte sich als heimlicher Kronprinz. Aber das Schicksal war weise. Bevors noch zu Rivalitäten kommen konnte, setzte es jeden von ihnen an eine besondere Stelle, jeden auf einen verantwortlichen Posten. Friedberg, der ehemalige Professor des Staatsrechts, der gegen Anwürfe vom andern Ufer, vom Herrenhause, in der zweiten Kammer des preußischen Landtags sich freimütig als Berufsparlamentarier bekannte, wurde vom Grafen Hertling als Vizepräsident ins Staatsministerium berufen, und Schiffer, der Oberverwaltungsgerichtsrat, erhielt als Unterstaatssekretär einen ehrenvollen Platz im Reichsschatzamt, an der Seite des sympathischen Grafen von Roedern. Stresemann endlich wurde von der Partei zum Ersten Vorsitzenden der Reichstagsfraktion und des Zentralvorstandes erkoren und damit an die Stelle Bassermanns gesetzt, der zeitlebens im innersten Herzen ein liberaler Mann gewesen, aber von den hundertfachen Kompromissen nach rechts, nach dem Diktat der Schwer-

Digitized by Google

industrie, politisch und körperlich mit der Zeit aufgerieben worden war. Die Partei, in der einst der national-idealistische Professor den Ton und die Route angegeben, die Gneist und Sybel, machte unter Bassermann die agrarisch-schwer-industrielle Krisis durch. Als man nach rechts nicht mehr weiter konnte, als man bereits (nach Dernburgs plastischem Wort) an die Wand stieß, merzte er, der freudig hinter Bülows geschäftiger und lärmender Politik einherstapfte, mit raschem Schnitt, 1909, das agrarische Geschwür aus und hielt die Augen nach links, um andre Mehrheits-möglichkeiten zu schaffen. Die Schwerindustrie, deren Gelder die Parteikasse erheblich füllen, erhob erst leise, dann immer drohender ihre Stimme, um den ungetreuen Knecht zu warnen. Reibereien entstanden. Der Altnationalliberale Reichsverband, unter Herrn Fuhrmanns Leitung, trat ins Leben, und innerhalb der Partei brach ein waffenklirrender Kampf um die Vormacht an. Jungliberale, Altliberale und die allein echt nationalliberale Bassermann-Garde, die bis zum Tod ihrem Gebieter ergebene Preobrashensky-Truppe — sie zückten die Schwerter wider einander, und in den Spalten der Presse tobte der Streit. Erst der Ausbruch des Weltkrieges machte diesem verderblichen innern Zwist und Hader jäh ein Ende. Wenigstens für eine Weile.

Dann, als die Schwerindustrie, in heimlichen Denkschriften und später, auf offenem Markte, ihre annexionistischen Kriegsziele aufstellte, als sie sich jeder innerpolitischen Neuordnung in

Digitized by Google

Preußen-Deutschland entgegenstemmte, als sie eine Zeitung nach der andern ihren Sonderinteressen dienstbar machte, voran die Berliner Neuesten Nachrichten und den Deutschen Kurier, als sie sich schließlich eng und enger dem radaulüsternen Alldeutschen Verbande anschloß — da gabs von neuem Krach in der Partei. Bassermann starb darüber, und in dieser schwierigsten Situation übernahm Doktor Gustav Stresemann, der, als mehrfacher Generalsekretär oder Syndikus in der Industrie aufgewachsen ist, die Leitung der Partei.

Also hatte die Schwerindustrie doch zu guter Letzt den Sieg davongetragen? Wer so, oberflächlich, urteilt, kennt die nationalliberale Psyche nicht. In jeder nationalliberalen Brust wohnen, zwei, drei, mitunter vier Seelen. Manchmal begeben sich diese Seelen auch auf die Wanderung. Zunächst ist jeder national (was eigentlich selbstverständlich ist). Aber in den Rahmen dieses unbestimmten und vieldeutigen Wortes läßt sich jedes Kompromiß einspannen. Zum zweiten ist der Nationalliberale liberal. Wenigstens steht das im Parteiprogramm. Aber mit der Betätigung dieser Gesinnung haperte es schon bei vielen bedenklich. Die Richthofen, Rießer, Böhme, Junck, Schönaich-Carolath, hier stocke ich schon, sind es wirklich und wollen es nicht bloß sein. Aber die Fuhrmann, die Hirsch und Konsorten — was haben diese Leute überhaupt noch mit dem Liberalismus gemeinsam? National und liberal sind, wenn man im Reich, in der Provinz herum-

Digitized by Google

hört, die Oberlehrer, die Amtsrichter und die Kleinindustriellen. Jenseits dieser Linie aber beginnen die Wirtschaftsinteressenten, die die Partei stets und ständig vor ihre separaten Wünsche zu spannen trachten.

Doktor Stresemann ist der Typus eines Industrievertreters, eines Generalsekretärs, deren Zahl nirgends so groß ist wie in der nationalliberalen Fraktion. Aber zur eigentlichen Schwerindustrie steht er nur im Stiefverhältnis. In Berlin wurde er vor vierzig Jahren geboren. Jung also ist er zu einer politisch hervorragenden Stellung gekommen. In Berlin und Leipzig studierte er Staatswissenschaften und Geschichte und wandte sich schon mit dreiundzwanzig Jahren der industriell-verwaltungstechnischen Karriere zu. Als Assistent des Verbandes deutscher Schokoladenfabrikanten fing er an. Ein Jahr darauf half er den Verband sächsischer Industrieller begründen und wurde dessen Syndikus, ohne seinen andern Posten aufzugeben. Später spielte er im Bund deutscher Industrieller eine Rolle, der Gegengründung der Veredlungsindustrie zum Zentralverband deutscher Industrieller, in dem die Schwerindustrie sich ihre Interessenvertretung geschaffen hat. Andre Korporationen kamen mit der Zeit hinzu, seine Jahreseinnahmen häuften sich, und als Syndikus en gros besaß er bald einen erheblichen Einfluß. Dazwischen schrieb er über die ausgefallensten Themen Broschüren und Bücher; meistens Brot- oder Zweckschriften über die Warenhäuser, den Flaschenbierhandel, die

Digitized by Google

Handwerkerorganisation und die Industriebetriebe. Nebenher gab er die Zeitschrift ‚Sächsische Industrie' heraus. Viel schrieb er und vieles. Immer wirkend und strebend. Seine kräftige Konstitution ließ ihn ein reiches Maß täglicher Arbeit mit Leichtigkeit ertragen. Und wie er schrieb, so sprach er. Unermüdlich. Natürlich wollte er sich auch parlamentarisch betätigen. Die Blockwahlen des Jahres 1907 brachten ihn mit manchem andern aus dem roten Königreich in den Reichstag. In Annaberg, der Stadt Barbara Uttmann seligen Angedenkens, wurde er gewählt. In der Fraktion wußte er sich, geschäftsgewandt und mit seinen weitreichenden persönlichen Beziehungen, rasch durchzusetzen, ergriff aber vorerst im Plenum nicht allzu häufig das Wort. Dafür machte er sich um so mehr in allerhand Versammlungen im Reiche bekannt. Er sprach nicht nur zu den Wählern in allen möglichen Gauen, sondern ließ sich gern auch als Festredner zu vaterländischen Kundgebungen, zu Bismarck-Feiern und dergleichen rufen. Gern sprach er, mit kräftiger Stimme, mit einem leichten nationalen Akzent, und gern hörte man ihm zu. Es schien, als ob er nationalliberalen Geist schon mit der Muttermilch eingesogen habe.

Und doch wars nicht der Fall. Ursprünglich hatte er, als junger Mann, ganz weit links gestanden. Vor siebzehn Jahren, auf dem sechsten Vertretertage in Frankfurt am Main, sehen wir ihn als Delegierten der Nationalsozialen Dresdens das Wort ergreifen, wo Friedrich Naumann ein

Digitized by Google

so herbes Urteil über den Liberalismus Richterscher und Bassermannscher Färbung in längerer Rede fällte und, als einer Hauptaufgabe der nationalsozialen Partei, der Züchtung und Förderung des Opportunismus, der damaligen Bernstein-Richtung, in der sozialdemokratischen Partei das Wort redete, um eine positive Politik der Linken zu gestalten. „Sammeln Sie", hatte Naumann erklärt, „alle nationalliberalen Abgeordneten von Paasche bis Bassermann zusammen und suchen Sie bei ihnen eine positive Wirtschaftsidee, und es wird ein nettes Chaos werden." Unter denen, die ihm begeistert Beifall klatschten, war auch Doktor Stresemann. Der hatte, als auf dem Vertretertage eine Resolution der Hamburger Gruppe zur Bekämpfung des Alkoholismus zur Debatte stand, sich im Auftrag des Dresdner Vereins dafür eingesetzt, persönlich aber seine Überzeugung von der Zwecklosigkeit eines gesetzgeberischen Vorgehens ausgesprochen. „Wenn wir", meinte er, „den Kampf gegen den Alkohol in unser Programm aufnehmen, dann müssen wir das nächste Mal den Kampf für den Vegetarismus proklamieren." Und davor schauderte es ihm, der, breitschulterig und untersetzt, stets auf gutes und reichliches Essen Wert gelegt hat.

Noch ein andres Moment darf von diesem Parteitage, auf dem wir Männer wie Brentano, Sohm, Damaschke und Weinhausen vereinigt finden, festgehalten werden. Stresemann, der sich jetzt häufig auch der Täglichen Rundschau publizistisch bedient, brachte eine geharnischte Ent-

Digitized by Google

schließung gegen dieses Blatt ein: „Der national-soziale Vertretertag weist die gehässigen und unberechtigten persönlichen Angriffe, welche die Tägliche Rundschau gegen die Führer des national-sozialen Vereins gerichtet hat, mit Entrüstung zurück und erwartet von dem Ehrgefühl der Parteigenossen, daß sie diesem Blatt in Zukunft nicht mehr ihre Sympathien schenken."

Das ist siebzehn Jahre her. Seitdem hat er vergeben und vergessen und seine nationalsozialen Reminiszenzen ausgelöscht. Die nächste Zwischenstufe bildete für ihn der Jungliberalismus. Als er 1912, im Wahlkampf des vereinigten Liberalismus wider den schwarz-blauen Block, für den Reichstag kandidierte, fiel er in seinem Wahlkreise durch. Auch in der ersten besten wahrgenommenen Nachwahl, in Reuß älterer Linie, vermochte er sich gegen den Sozialdemokraten, Herrn Cohen, nicht durchzusetzen. Dann gab er das sächsisch-thüringische Gebiet als fruchtlos auf und ließ sich in einer andern Ersatzwahl, im bewährten nationalliberalen Stammland Hannover, fern im Nordwesten, in Aurich-Wittmund aufstellen, und diesmal machte er das Rennen. Seinen Platz im Parlament fand er noch warm, ward von Herrn Bassermann, der sich aus Gesundheitsrücksichten mehr und mehr Reserve auferlegen mußte, zu größern Aktionen herangezogen und erschien allmählich auf der Rednerliste der zweiten Garnitur, bis er endlich zum Chef der Fraktion ausersehen wurde. Sein publizistisches Organ sind die ‚Deutschen Stimmen', die führende national-

Digitized by Google

liberale Wochenschrift. Er schreibt selber den leitenden Artikel, die Politische Umschau, worin er sich, leicht und gefällig, ohne schwere Probleme zu stellen, zu den politischen Tagesereignissen äußert. Ein Dreieck ist, unter den Aufsätzen, sein Kennzeichen. Daneben wirkt er für das parteioffiziöse Blatt, die Nationalliberale Korrespondenz, und steckt der Nationalzeitung allerhand parlamentarische und parteipolitische Informationen zu.

Doktor Stresemann ist kein originaler Geist, kein überragender Politiker im Sinne Richters, Bennigsens, Windhorsts, Bebels. Zweifellos ist er geschickt, gewandt und geschäftig, Tugenden, die im Augenblicke vielleicht das beste für die Partei waren, denn große Ideen hätten das schwankende Parteigefüge vielleicht vorzeitig vollends zur Auflösung gebracht. Unaufhörlich ging der Kampf in der Partei um die Vorherrschaft der Schwerindustrie und ihre altnationalliberalen, das heißt: reaktionären Sonderwünsche. Wollte er diesem Drachen mit flammendem Schwert begegnen? Manchmal hat er schon Anläufe dazu genommen, hat sich auf eine innerpolitische Neuordnung schon während des Krieges festgelegt, das gleiche Wahlrecht in Preußen als dringendste Notwendigkeit bezeichnet und sich gegen das parlamentarische System nicht ablehnend verhalten. Andrerseits aber half er kräftig Herrn von Bethmann Hollweg stürzen, ebnete so einem Manne wie Michaelis den Weg und forderte, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, einen Machtfrieden und

Digitized by Google

Annexionen. Um indessen nicht ganz den Anschluß nach links zu verlieren, beteiligte er sich als Hospitant an den interfraktionellen Besprechungen der Mehrheitsparteien. Aber nur eine Zeitlang. Das fortwährende Geschrei der Annexionisten und Schwerindustriellen über die „Verzichtsmehrheit" des Reichstags schreckte ihn, und die Streikbewegung im Januar 1918 benutzte er als schickliche Gelegenheit, um sein Verhältnis zu den Interfraktionellen, zu denen ja auch die streikfreundlichen Sozialdemokraten gehörten, zu brechen. Nun war er draußen, war selig darüber, war aller Mitverantwortung ledig. Und wartete auf das Wunder, das, wie einst zur Zeit des Bülowblocks, die Regierungspolitik der Nationalliberalen gleichsetzen würde. Aber es kam anders. Außen- und innenpolitisch. Der große Umschwung trat ein. Graf Hertling stürzte. Prinz Max von Baden erschien auf dem Plan. Die Führer der Mehrheitsparteien übernahmen die Regierung. Das parlamentarische System kam über Nacht. Die Nationalliberalen hielten, unter Herrn Stresemanns Leitung, in den September- und Oktobertagen 1918, vormittags und nachmittags, fast ununterbrochen Fraktionssitzungen ab. Warum? Sie berieten über „die Lage". In Wirklichkeit warteten sie, daß Regierung und Mehrheit sich ihrer erbarme und sie auffordere, an der Partie mit teilzunehmen. Stresemann ward in diesen Tagen der „politische Laubfrosch" getauft, da er, je nach dem Wetter, auf der Leiter bald eine Sprosse hinauf, bald eine herunterhüpfte und dadurch

Digitized by Google

glücklich nach allen Seiten hin den Kontakt verloren hatte. Die Mehrheitsparteien blieben schwerhörig. Mit so unsichern Kantonisten wie den Stresemännern wollten sie die demokratische Grundlage ihrer Politik nicht belasten. Schließlich hatte Herr von Payer, der vermittelnde Vizekanzler, ein Einsehen und sprach den Wunsch aus, doch auch die Nationalliberalen zu der politischen Arbeit heranzuziehen. „Aber", sagte er, „erst müßten die Nationalliberalen durch das kaudinische Joch des Programms der Mehrheitsparteien." Und die Herren Nationalliberalen, voran Herr Stresemann, tatens. Sie machten sich krumm und bückten sich tief. Aus wilden Annexionisten wurden in einer Stunde überzeugte Antiannexionisten, freudige Bekenner der einst so befehdeten Friedensentschließung des Reichstages vom 19. Juli 1917, wahre Verfechter der Völkerbundsidee usw. Herr Stresemann hatte, Gott sei Dank, mal wieder Anschluß gefunden. Nun mußte sich alles, alles wenden.

Vier, sechs Wochen bliebs so. Dann kam der Umsturz. Die Revolution spülte auch die Parteien fort. Die nationalliberale Partei zerbrach. Die neu entstehende deutsche demokratische Partei drohte sie zu verschlucken. Nur auf Herrn Stresemann und einige andere kompromittierte Politiker der Kolonne Drehscheibe, wie einst Richter die Nationalliberalen getauft hatte, verzichtete sie oder wollte sie doch wenigstens nicht in der Führung wissen. Da ging Stresemann, die gekränkte Eitelkeit, hin, sammelte die letzten

Digitized by Google

Scherben der nationalliberalen Partei und kittete einen neuen Parteitopf zusammen, und so entstand die deutsche Volkspartei. Stresemann hatte wieder wen hinter sich, wenns auch in der Hauptsache die Schwerindustriellen und Altnationalliberalen waren. Er hatte sich zur Abwechselung vom linken mal wieder auf den rechten Fuß gestellt, bloß um den Anschluß nicht zu verlieren.

Digitized by Google

Lothar Persius

Ich begreife den Mann nicht! Im Dienste ergraut, Kapitän zur See und nun Pazifist!"

„Ja, Herr Hauptmann, haben Sie nicht wenigstens einmal versucht, eine psychologische Konstruktion aufzustellen, um das Wesen dieses Mannes zu ergründen? Mit Psychologie pflegt sich allerdings der nicht abzugeben, der nur zu befehlen hat. Darum sind Offiziere und Schuldirektoren meist die schlechtesten Psychologen."

„So? Das bestreite ich ernstlich. Grade wir, die wirs mit Leuten aus allen Bevölkerungsschichten zu tun haben, müssen täglich, stündlich tiefe Einblicke in die menschliche Seele tun. Und Persius, sehen Sie, um das rund heraus zu sagen, ist nichts weiter als einer, der verärgert, erbittert, erbost ist darüber, daß er als Kapitän zur See, dicht vor dem Konteradmiral den blauen Brief bekommen hat. Das ist meine psychologische Analyse. Nur keine Künsteleien, wo alles so klar auf der Hand liegt."

„Sie machen sich die Sache allerdings sehr einfach, Herr Hauptmann. Sie kommandieren sich selber die Zurechtlegung und verlangen dann, daß ich bloß: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" dazu sage. Aber da ich in keinem Subordinationsverhältnis zu Ihnen stehe, muß, will ich wider-

Digitized by Google

sprechen. Gehen wir, ruhig und gelassen, an die Sezierung dieses eigenartigen Menschen.

Er stammt aus einer alten, sehr angesehenen Familie, der die preußische Tradition etwas wie Kulturkonservatismus ist: Bürgerliche Potsdamer Atmosphäre. Eine Reihe von Gliedern dieses Geschlechtes haben dem Staate Beamte und Offiziere gestellt. Der Großvater war Königlicher Oberbaurat, Konservator der Kunstdenkmäler. Der älteste der vier Söhne brachte es zum Wirklichen Geheimen Rat, zur Exzellenz, und stand sechsundzwanzig Jahre lang als Präsident an der Spitze des Oberverwaltungsgerichts in Berlin. Eine Zeitlang war er auch Mitglied des Reichstags, und das Vertrauen des Königs berief ihn ins Herrenhaus und in den Staatsrat. Ein durchaus konservativer Mann in seinen Grundanschauungen, aber in seinem Wesen von einer liberalen Umgänglichkeit. Er verschanzte sich nicht hinter verstaubten Aktenschränken wie hinter einer chinesischen Mauer und hatte Sinn und Verständnis für Menschliches und eine Schwäche für die Kunst. Die Erkenntnisse, die er als Gerichtsherr geschmiedet hat, lassens immer wieder erkennen. So gab er dem Breslauer Lobe-Theater Gerhart Hauptmanns ‚Weber' frei, und die allerhöchste Stelle runzelte mißliebig darüber die Stirn.

Das war der Vater von Lothar Persius. Von der Mutter gingen ähnliche Wesenszüge in sein Blut über. Sie, eine geborene von Zander, war die Tochter eines Geheimen Oberregierungsrates, die

Digitized by Google

Nichte des Kanzlers von Zander, und wo man auch in ihre Familie blickt: stets stößt man auf Beamte und Offiziere. Ists darum ein Wunder, wenn Lothar in seiner äußern Gestalt gradezu den Typ eines forschen, fein und kantig geschnittenen preußischen Offiziers darstellt? Trotz seinen fünfundfünfzig Jahren ist er noch geschmeidig und sehnig wie der jüngsten einer. Man glaubt fast, daß er jeden Augenblick schneidig loswettern könnte: ‚Richt' euch!'

Als er das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin absolviert hat und sich für einen Beruf entscheiden soll, drängt es ihn zur Marine. ‚Du magst Kavallerie-Offizier werden, wenn du nicht Lust zum Studium hast; aber geh doch nur nicht zur See', bat die Mutter. Denn damals spukte noch in den Hirnen ehrbarer Väter und Mütter der Gedanke, daß nur ‚verlorene Söhne' zur Marine gehörten. Schiffsjungenromantik.

Aber er setzt seinen Willen durch. Grade zur rechten Zeit kommt er in die weite Welt, in den Jahren, da Deutschland den Arm streckt, um sich in Übersee Kolonien zu erwerben. Als Seekadett umsegelt er auf der ‚Elisabeth' die Erde und ist Zeuge der Kolonialgründungen in Afrika, Neu-Guinea und Polynesien. Als Offizier führt ihn das Schiff ins Mittelmeer, nach Süd- und Nordamerika und läßt ihn während des Spanisch-amerikanischen Krieges als Zuschauer an der Beschießung und Einnahme von Manila auf den Philippinen teilnehmen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts sitzt er als erster Offizier und Komman-

Digitized by Google

dant der Kreuzer ‚Hansa' und ‚Seeadler' vor Ostasien. Jahrelang. Kiautschou vor sich.

Bis dahin ist sein Leben glatt und gefällig verlaufen. Das Schicksal schien ihm nur die Sonnenseite zu zeigen. Wenn es ihn in den Kampf stellte, wars nur die Stätte fröhlichen Sports. Wie er die Segel zu straffen wußte, wie seine Yacht über die Wässer flog gleich einer Möwe, wie ein Siegespreis ihm nach dem andern wurde: Pokale, Becher, Schreibzeuge und dergleichen Silber- und Goldtand mehr! Mit dem Prinzen Heinrich war er häufig zusammen, mit dem Kaiser, und S. M. lächelte vergnügt, als Persius einmal, aus dem Sporttemperament heraus, übermütig sagte: ‚Ach was, die verheirateten Seeoffiziere haben nur halben Gefechtswert. Die denken immer an Frau und Kinder und sind in jedem Tun und Handeln vorsichtig, übervorsichtig. Wir Junggesellen aber ...'

In Ostasien gibts den ersten Konflikt. Persius beginnt, nach belletristischen Ausflügen ins Sportleben, kritisch zu schriftstellern. Natürlich, als Offizier, zunächst unter irgendeinem Pseudonym. Der ‚Ostasiatische Lloyd' bringt verschiedene, sehr freimütige Artikel von ihm, die sich beißend scharf mit der militärischen Kolonisationsmethode in Kiautschou beschäftigen. Der Autor wird bekannt. Ein Rüffel von oben. Und noch einmal macht er sich mißliebig. Die vorgesetzte Kommandostelle fordert ihn auf, einen Bericht zu verfassen und darin für höhere Tafelgelder der im Auslande stationierten Offiziere und Beamten einzu-

Digitized by Google

treten. Persius ist aber andrer Ansicht. ‚Die Tafelgelder sind jetzt bereits überreichlich hoch', schreibt er und belegt diese Behauptung durch seine eigenen, peinlich genau geführten Bücher.

Von Ostasien wird er schließlich in die Heimat versetzt und bekommt eine Landstellung in Kiel, wird Vorstand der Munitionsdepots in Dietrichsdorf bei Kiel. Seine Marinelaufbahn nähert sich dem Ende. Im Oktober 1908 wird er verabschiedet, und in Zivil siedelt er nach Berlin über. Ein frischer, völlig unverbrauchter Mensch, der nach neuen Zielen auf neuen Wegen strebt, der nun erst, der engen beklemmenden Beschränkungen ledig, ins Weite wirken will. Sein Interessenkreis ist nicht gering: Segelsport, Belletristik, Musik und Malerei. Dazu Marinetechnik und Politik. Die Zeitungen öffnen dem Manne, der über ungewöhnliche Spezialkenntnisse und über eine gewandte Feder verfügt, gern und oft ihre Spalten. In den ‚Jahrbüchern für Armee und Marine' untersucht er die schiffsbaulichen Leistungen des Herrn v. Tirpitz, Staatssekretärs des Reichsmarineamts, und kommt zu wenig günstigen Schlüssen. Das war noch in seiner Kieler Stellung und hatte seine Konsequenzen. Nun aber, da er frei war, frei auch von parteipolitischer Voreingenommenheit, schrieb er für die Tägliche Rundschau, für die Berliner Neuesten Nachrichten, für die Deutsche Zeitung, für den roten Tag. In allen diesen Aufsätzen wies er, immer von neuen Gesichtspunkten aus, auf die verfehlte Flottenpolitik des Herrn v. Tirpitz hin. Der frühere (und in-

Digitized by Google

zwischen verstorbene) Chefredakteur der Kreuzzeitung, Ministerialdirektor a. D. Hermes, bat ihn ausdrücklich, an seinem Blatte mitzuarbeiten, um der verhängnisvollen Politik des Herrn v. Tirpitz entgegenzuwirken; bis sich unter den Lesern und Anhängern des Staatssekretärs der Widerstand regte und Herrn Hermes zwang, sich einen andern Marine-Mitarbeiter zu suchen. Persius schrieb dann eine Zeitlang die Flottenrundschau des roten Tag. Erst 1912 kam er ans Berliner Tageblatt, das ihm den eigentlichen Resonanzboden für seine im In- und Auslande vielbeachteten marinekritischen Arbeiten bot.

Selbst dem Flottenverein hat Persius angehört. Wenigstens einige Jahre. Damals, als General Keim an der Spitze stand und gegen Tirpitzens Baupolitik wetterte. Keim forderte größere Geschütze, mehr U-Boote, wie überhaupt eine ‚modernere' Verwertung des Geldes, das der Reichstag für Marinezwecke bewilligt hatte. Als dann nach dem Knalleffekt des Rücktritts von Keim die Admirale von Koester und Weber die Leitung des Flottenvereins übernahmen, stellte sich bald heraus, daß sie nur Werkzeuge des Reichsmarineamts waren. Die Mitarbeit eines Mannes wie Persius war nun in diesem Verein nicht mehr möglich, und langsam zog er sich aus diesen Kreisen zurück.

Indessen war es nicht bloß die Verschiedenheit der Auffassungen über die rein schiffsbautechnischen Fragen, die ihn zum Austritt aus dem Flottenverein zwang. Es war noch was andres.

Digitized by Google

Er begann mehr und mehr die unheilvollen Nebenwirkungen der geräuschvollen Flottenvereinsagitation zu erkennen. Er, der England und die Engländer wie nur einer kennt, mußte sich schließlich sagen, daß die Flottenhetze zum Kriege mit England führen müsse, und so wurde er nach und nach zu einem Pazifisten, weil er die Schrecken voraussah, die über die ganze Menschheit hereinbrechen würden, wenn nicht rechtzeitig auf eine gegenseitige Verständigung hingearbeitet werde. Auf diese Linie stellte er deshalb nach und nach seine ganze Marinepolitik ein. Er begrüßte den englischen Vorschlag eines ‚Flottenfeierjahres' und wandte sich gegen den zu raschen Ausbau der Großkampfschiffe, während er, in richtiger Witterung der Bedeutung der U-Boot-Waffe, den Bau von U-Booten predigte. Denn er hoffte, daß vielleicht auf diesem Wege die Flottenrivalität am ehesten beseitigt werden könne. 1912 schrieb Persius das Buch: ‚U-Boote an die Front!', das ihn rasch in den weitesten Schichten bekannt machte. Fast alles, was er hier vorausgesagt, hat der Krieg bestätigt.

Seitdem ist der Drang in ihm, pazifistisch zu wirken, immer stärker geworden. Er wurde Mitarbeiter des ‚Friedenswarte', veröffentlichte im Auftrage Andrew Carnegies ein Buch über die ‚Rüstungsrivalität und die Möglichkeit ihrer Ausschaltung', und seine ständigen Artikel im Berliner Tageblatt erfreuten sich der besondern Teilnahme und Fürsorge des Rotstifts im Zensurzimmer des Reichsmarineamtes ..."

Digitized by Google

„Sind Sie jetzt endlich fertig mit ihrer reichlich ausgedehnten Biographie des Herrn Persius?"

„So ziemlich, Herr Hauptmann. Aber kommen wir nun zum Schluß. Läßt sich Ihre Behauptung noch aufrechterhalten, daß Persius bloß aus Verärgerung über seine Verabschiedung als Kapitän zur See zur Feder gegriffen und Herrn v. Tirpitz mit Gift bespritzt habe? Dagegen scheinen die Tatsachen zu sprechen, daß er schon als aktiver Offizier das Messer der Kritik, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen, einmal und öfter gewetzt hat, dagegen spricht vor allem, daß er mit seiner Kritik und mit seinen positiven Schiffsbauvorschlägen nach den Erfahrungen dieses Krieges recht behalten hat gegen Herrn v. Tirpitz, der von den ‚scheußlichen U-Booten' nichts wissen wollte und sich erst nachher, da man ihm diese Baupolitik vom Reichstage aufgezwungen hatte, und da sich die besten Resultate ergaben, als U-Boot-Heros feiern ließ. Wer so unbeirrt und folgerichtig Marinepolitik verfolgt hat wie Persius, den muß doch wohl etwas mehr als persönliche Gehässigkeit, nämlich Sachlichkeit getrieben haben, der innere Druck, das auszusprechen, was ist und was sein muß, und was man selbst als richtig erkannt hat. Erinnern Sie sich des Bismarck-Wortes: ‚Wie eine Pistole zielt es auf mein Gewissen'?"

„Aber die Antwort auf eine Frage sind Sie in Ihrem Plaidoyer für Herrn Persius doch schuldig geblieben."

„Welche, Herr Hauptmann?"

„Wie er parteipolitisch zu rubrizieren ist."

Digitized by Google

„Das ist allerdings nicht leicht zu sagen. Er gehört zu jenen Naturen, die aristokratisch fühlen, aber demokratisch denken, denken müssen, weils der klare Verstand ihnen befiehlt. Das gibt mitunter Konflikte. Aber schließlich siegt doch immer der geistige Aristokrat, der der bessern Einsicht des Verstandes das unkontrollierbare, unbestimmte Gefühl unterordnet.

„Aber noch einen Einwand. Das Ausland saugt Gift aus seinen Artikeln."

„Wieso? Bloß weil die englische, die französische Presse auf seine Kritik etwas gibt?"

„Gewiß, und darum ..."

„Und darum soll einer seine Meinung nicht mehr sagen dürfen, soweit es ihm die Zensur überhaupt gestattet? Ich weiß freilich, daß auch andre Leute derselben Ansicht wie Sie sind, Herr Hauptmann; Männer an leitenden Stellen. Der Abgeordnete Gothein hat das bei seiner Zensurdebatte am fünften Juni dieses Jahres im Reichstag also charakterisiert: ‚Wie der Vertreter des Reichsmarineamtes sagte, müssen die Artikel von Persius ganz besonders unter die Lupe genommen werden, weil der Kapitän zur See Persius als Fachmann in England gelobt wird. Deshalb seien seine Artikel gefährlich."

„... Ich glaube, wir können die Unterhaltung abbrechen. Mein Urteil über Persius werden Sie nicht erschüttern. Überdies läuft der Zug bereits in Potsdam ein. Wir sind am Ziel. Ich muß rasch in die Kaserne. Ich empfehle mich ..."

„Und ich gehe zum alten Fritz nach Sanssouci. Das alte Potsdam ist mir sympathischer."

Digitized by Google

Friedrich von Payer

Drei Treppen hoch im Reichstagsgebäude ist auf den Sonnabend und Sonntag in dem repräsentativen Saale des Hauptausschusses eine Sitzung des Zentralausschusses der Fortschrittlichen Volkspartei anberaumt. Drei, vier Tischreihen stoßen auf einen großen Längstisch, der mit dem Fenster parallel läuft; von hier aus kann man den großen Königsplatz, tief unten, überblicken. Riesige Gemälde zieren die Wände. Bilder aus der deutschen Geschichte. Darunter Wilhelms des Ersten Siegeszug von 1870: der Kaiser hoch zu Roß, an französischen Fahnen vorbei, die, fast in den Straßenstaub, vor ihm gesenkt sind. Man weiß, daß dieses Bild einst für einen andern Raum, für den Plenarsaal, bestimmt war, dann jenseits der Vogesen viel Mißvergnügen weckte und daraufhin in den Sitzungssaal des Hauptausschusses wanderte, der Nichtmitgliedern des hohen Hauses für gewöhnlich nicht zugänglich ist.

Hier, wo oft die geheimsten Dinge den Reichstagsabgeordneten in vertraulichen Besprechungen mitgeteilt werden, wo Herr von Bethmann Hollweg einst den uneingeschränkten U-Bootkrieg verkündete, hier findet, hinter verschlossenen Türen, ein kleiner Parteitag statt. Herr von Payer, württembergische Exzellenz, spricht über die politische

Digitized by Google

Gesamtlage. Es ist zur Zeit des ersten Kriegs-reichskanzlers. Herr von Payer hat auf seinem Platze ein Manuskript ausgebreitet. Neben ihm sitzt, eine große Hornbrille auf der Nase, der Vorsitzende des Zentralausschusses, Herr Funck aus Frankfurt am Main. Weiter reihen sich an: Herr Doktor Otto Wiemer, einstens Eugen Richters Schüler, der erste Tenor der Partei für rauschende Wagner-Rollen (Tannhäuser, Siegfried, Tristan); Herr Rektor Julius Kopsch, Baßbuffo im fortschrittlichen Konzertensemble, der Mann, der stets mit honigsüßem Pathos die Gegner im eigenen Lager zu entwaffnen versucht, aber mitunter auch den großen Bann der Partei (wie über Herrn Traub) ausspricht; Herr Doktor Friedrich Naumann, der lyrische Tenor (der politische Moraltrompeter von Säkkingen); Herr Doktor Pachnicke, die jugendliche Naive mit dem zärtlichen Augenaufschlag; Herr Hoff, das Mädchen vom Lande mit den braunen Pausbäckchen; Herr Georg Gothein, der stürmischfeurige Geliebte; Herr Bankdirektor Mommsen, die ältliche Kommunalheroine; Herr Geheimrat Cassel, Ehrenbürger der Partei; Herr Doktor Struve, das witzige Aperçu; Herr Doktor Müller-Meiningen, das Stehaufmännchen mit der großen Suada; Herr Professor Quidde, der pazifistische Wanderprediger; usw. An hundertfünfzig Menschen. Abgeordnete, Delegierte aus allen Gauen des Reiches und Journalisten.

Herr von Payer reißt in seinem Vortrag die Zuhörer keineswegs mit. Langsam fließt seine

Digitized by Google

Rede dahin. Der schwäbelnde Dialekt gibt seinen Worten Gemütlichkeit. Leicht hat er den Kopf nach vorn gebeugt. Trotz seinen siebzig Jahren fehlt ihm kein Haar auf dem Haupt. Auch nicht ein einziges weißes hat sich unter die schwarze Wolle gemischt. Ein ziemlich langer Bart legt sich auf die Brust. Aus schmalen Öffnungen blinzeln zwei dunkelbraune Korinthenaugen.

Er hat das Vertrauen der Partei. Eine lange demokratische Vergangenheit rechtfertigt es. Mein Gott, er hat noch Seite an Seite mit Richter, Rickert, Sonnemann und wie sie alle heißen mögen, die längst schon im Grabe liegen, mit Windhorst, Grillenberger, Bebel, Singer und dem alten Liebknecht gegen die Ausnahmegesetzgebung Bismarcks gestritten. In den siebziger Jahren schon, zur Zeit des Kulturkampfes, und in den achtziger, als der Eiserne sich an der Fronde der „Reichsfeinde", wie er sie Zeit seines Lebens betitelte, den Kopf einrannte. 1887, als Bismarcks Septennatsvorlage an diesem Block des Widerstandes von Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie scheiterte, als Herr Payer für das Budgetrecht des Parlaments, für die Bewilligung der Militärforderungen immer nur von Jahr zu Jahr stritt, wurde er, wie so viele andre, freilich auch ein Opfer der Kartellwahlen nach der plötzlichen Auflösung des Reichstags. Aber drei Jahre darauf, nach den Neuwahlen, saß er schon wieder drin und schied erst siebenundzwanzig Jahre später aus, als er ins Kabinett Hertling berufen wurde.

Digitized by Google

Schon als Sechsundzwanzigjährigen hatte man ihn in seiner Heimat, in Tübingen, wo sein Vater Pedell an der Universität war, als Kandidaten aufgestellt. Damals unterlag er und ließ sich in Stuttgart als Rechtsanwalt nieder. Später kam er auch in den württembergischen Landtag und brachte es hier schließlich zum Präsidenten, wurde vom König dekoriert, geadelt und exzelliert. Im Schwabenland war er seit jeher, auch nach seinem Ausscheiden aus dem Landtag, die populärste Persönlichkeit: unser Payer. Er ist, in Haltung und Gebärde, stets der schlichte Demokrat geblieben.

Seine politischen Leistungen sind nicht gering. In Württemberg war er lebhaft an der verfassungs- wie verwaltungsrechtlichen und an der steuerpolitischen Gesetzgebung beteiligt. Aus der Ständevertretung für Geistlichkeit, Adel und Städte wurde eine Volkskammer. Im Reichstag saß er, zusammen mit Conrad Haußmann, im Kreise von etwa sechs Gesinnungsgenossen in der Fraktion der Süddeutschen Volkspartei, des letzten Drittels der bürgerlichen Linken, die in Freisinnige Volkspartei, in Freisinnige Vereinigung und eben die Demokraten südlich der Mainlinie zerfiel.

Bülows Blockzeit schmiedete nicht nur die Konservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen zu einem lieblichen Gebilde zusammen, sondern wirkte auch innerhalb der drei linksliberalen Parteisplitter einigend. Nicht zuletzt Payers Verdienst war die Verschmelzung dieser Gruppen

Digitized by Google

zur Fortschrittlichen Volkspartei. Im Reichstag wurde er Chef dieser neuen Fraktion und wurde, wenn nicht Herr Wiemer sein sonores Organ erschallen ließ, der Sprecher der Partei bei allen großen Debatten, insbesondere bei den Etatslesungen, wenn jede Fraktion in stundenlangen Reden das vergangene Jahr nach politischen Grundsätzen rubrizierte und registrierte, wenn die Zettelkasten-Arbeit zu Ehren kam. Aber das mußte man Herrn Payer lassen, daß er sich in seinen, meist wohl abgewogenen, Darlegungen über das gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesenniveau der Herren Volksvertreter erhob.

Dreimal nur schüttelten seine Freunde den Kopf. Erstens: Wie konnte, flüsterte man, selbst ein so eingeschworener Demokrat Bülows Blockschwindel mitmachen, diese Paarung von Feuer und Wasser? Wie war es zweitens möglich, daß in dieser, dem Liberalismus wenig erfreulichen, Epoche Herr von Payer ostentativ für den Sprachenparagraphen des Reichsvereinsgesetzes, für den Paragraphen Zwölf, stimmen konnte, der alle Merkmale einer Ausnahmebestimmung trug? Herr von Payer brachte das Opfer, gewiß nicht leichten Herzens, um den Block zu erhalten und das Gesetz als solches, einen großen Fortschritt gegenüber den bisherigen buntscheckigen Landesgesetzen zu retten. Wie konnte er drittens, ausgerechnet er, sich von den andern Parteien vorschicken lassen, um im Falle Liebknecht den Bruch der Immunität durch den Reichstag in langer Rede vor dem Plenum zu rechtfertigen?

Digitized by Google

Als Herr von Bethmann Hollweg sich, während des Krieges, mehr und mehr von seiner konservativen Vergangenheit entfernte und, mit wachsender Einsicht in die tiefern, in die psychologischen Ursachen des Weltbrands, sich nach links entwickelte: da fand er in der Fortschrittlichen Volkspartei eine Schweizer Garde, die seinen Ein- und Ausgang mit aufgepflanzten Hellebarden wohl zu behüten trachtete. Herr von Payer wurde „die Säule der Wilhelm-Straße", wie sie halb spöttelnd, halb respektvoll raunten, und im Reichstag wurde er, neben Herrn Spahn, der immer gleichsam mit eingezogenen Zügeln sprach, der Parteidiplomat, der Wirkliche Geheime Beschwichtigungsrat, wenn die Wogen der Linken sich mitunter, bei irgendeinem Einzelfalle, zu überschlagen drohten. Und dennoch konnte er und die fortschrittliche Reichstagsfraktion, deren Chef er war, nicht den Sturz Bethmanns aufhalten. Alle verließen den Kanzler in der Not, obwohl er noch in letzter Stunde, um Mitternacht vor seinem Rücktritt, dem Kaiser das gleiche Wahlrecht für Preußen abgerungen hatte. Die Nationalliberalen stießen ihm den Dolch in den Rücken, damit er ja über den vor ihn hingerollten „Stein" stürze, und der Kronprinz, nicht der Kaiser (das hätte ja nach einer Konzession gegenüber dem Parlament aussehen können), ließ die Parteiführer antreten, um ihr Votum über Herrn von Bethmann Hollweg zu hören. Vor einer politisch völlig unverantwortlichen Persönlichkeit sprachen sie ihren Spruch: die Westarp, Stresemann, Spahn, Payer,

Digitized by Google

David. Die ersten beiden sagten nur: Er muß fort, denn er ist ein „Verzichtler". (Ein Jahr später ging, anno 1918, Herr Doktor Stresemann, der politische Laubfrosch, samt der nationalliberalen Reichstagsfraktion mit Pauken und Trompeten selbst unter die Verzichtler.) Herr Spahn, auf zitternden Beinchen, das Zentrum wolle Bethmann nicht stützen, aber auch nicht stürzen; und Herr David zog im Namen und im Auftrag der Sozialdemokratie ein saures Gesicht. Nur der wackere Schwabe forcht sich nit und trat mannhaft für den Kanzler ein. Seine Kaiserliche Hoheit aber wußte Bescheid, steckte sich eine Zigarette an und war allerhöchst darüber beruhigt, daß die Herren Volksvertreter ja selbst, fast einmütig, diesen ekligen Kleber und Streber, diesen Dreiviertel-Sozialdemokraten Bethmann vor ihm hatten fallen lassen. Und hatte nicht selbst der Philosoph des Willens zur Macht gelehrt: Was fällt, das soll man auch noch stoßen?

Nach jenen Tagen vollzog sich die „Konfirmation", die Reife des deutschen Parlamentarismus. Die Linke und das Zentrum schlossen sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen und bildeten den Interfraktionellen Ausschuß. Jetzt, fünfzig Jahre nach der Begründung des Norddeutschen Bundes, begann der Reichstag, sich allmählich als gleichberechtigten Faktor neben den Instanzen des Bundesrats und der Regierung zu fühlen und danach zu handeln. Herr von Payer wurde Vorsitzender dieses Interfraktionellen Ausschusses, der de jure keine Aktivlegitimation besaß, de

Digitized by Google

facto aber die stärkste politische Macht darstellte. Wiederholt hatte Herr von Payer nun, in diplomatisch stilisierter Form, Erklärungen im Reichstage für die neue Mehrheit abzugeben, die in den achtziger Jahren schon einen Abwehrblock gegen die bismarckische Ausnahmegesetzgebung gebildet hatte, und die nun berufen war, positive Arbeit zu leisten.

Die erste Kraftprobe war das Mißtrauen, das man im Oktober Herrn Doktor Michaelis kundgab. Mit diesem Reichskanzler länger zu arbeiten, war man nicht geneigt. Michaelis mußte, heftig widerstrebend, gehen. Graf Hertling, der ehemalige Zentrumsmann, handelte darauf als erster wie ein Politiker in einem parlamentarisch regierten Staate. Er sicherte sich das Vertrauen der Mehrheit des Reichstages und zog, nachdem ein bestimmtes Arbeitsprogramm vereinbart worden war, Herrn von Payer als Vizekanzler ins Kabinett. Herr von Payer nahm es an dieses „Ministerium" ohne Portefeuille, das eben erst Herr Doktor Helfferich für sich geschaffen hatte, bezog eine bescheidene Amtsstube im Reichsamt des Innern und sah sich nach einer Sekretärin nebst Schreibmaschine um. So klein hat Herr von Payer angefangen. Er wartete gleichsam auf Arbeit. Und die sollte bald kommen. Im großen Januar-Streik von 1918 spielte er, nicht ohne Erfolg, den Vermittler, am fünfundzwanzigsten Februar hielt er seine Jungfernrede als Stellvertreter des Reichskanzlers im Reichstage, nicht am offiziellen Regierungstisch, sondern vom Rednerpult aus,

Digitized by Google

um auch äußerlich den Parlamentsminister herauszubeißen, und geriet auf heftigste mit den Konservativen zusammen, weil er sich im Reichsparlament für die preußische Wahlrechtsreform einsetzte, und weil er, im Anschluß an die vergangene Streikbewegung, die wilde politische Agitation der Konservativen geißelte. „So haben", sagte er resümierend, „die Feinde die Wahl, ob sie die Pfeile gegen uns aus den Reihen der äußersten Rechten oder der äußersten Linken entnehmen wollen." Das wirkte wie eine Bombe. Über den Vergleich gerieten die Konservativen außer sich. In großer Erregung sprangen ein paar von ihnen auf, und gleich darauf prasselte es wenig liebenswürdige Worte auf Herrn von Payer, der ruhig still hielt, nieder: „Sind wir hier in einer Parteiversammlung? ... Das ist der große Staatsmann! ... Unerhört!" Der Präsident vermochte die Ruhe des Hauses, obwohl er die Glocke wie ein Wilder schwang, lange nicht wiederherzustellen. Herr von Payer hatte, innerpolitisch, ein demokratisches Bekenntnis abgelegt.

Außenpolitisch tat ers im September desselben Jahres, als er zu Stuttgart in großangelegter Rede die Kriegsziele Deutschlands einzeln festlegte. Er sprach sich frei und offen für einen demokratischen Frieden aus, erklärte sich für einen Verzicht auf Belgien, überhaupt auf Annexionen, auf Kriegsentschädigungen und wies auf die Notwendigkeit der Schiedsgerichte, des Völkerbundes und der Abrüstung hin. Nur in den Ostfragen nahm er eine exzeptionelle Stellung ein. Sie wollte er von jeder

Digitized by Google

Friedensdiskussion mit dem Gegner ausgeschlossen wissen.

Wieder begehrten die Konservativen und die Alldeutschen auf, wieder gabs einen Presselärm sondergleichen. Die Tägliche Rundschau, die völlig aus dem Häuschen geriet, legte ihm nahe, sich endlich Goethes Spruch in sein Arbeitszimmer hängen zu lassen: „Man leugnete stets und leugnet mit Recht, daß je sich der Adel erlerne ..." Ein andres alldeutsches Organ meinte spitz, der Name Payer sei nichts andres als das französische Wort payer, so stamme er aus Frankreich her, und da könne man sich nicht wundern ..

Herr von Payer lächelte darüber bloß mit jener Ruhe, die ihn auch das Angebot, nach dem Rücktritt des Grafen Hertling den Reichskanzlerposten ablehnen ließ. Er wollte nur der Wegbereiter der neuen Zeit sein. Die Revolution spülte ihn dann sang- und klanglos von seinem Posten.

Digitized by Google

Kuno Graf von Westarp

Eugen Richter hat einmal, am fünften Mai 1879, in ganz wenigen Worten Bismarcks politische Methode charakterisiert. Die Machtfragen, sagte er, seien dem Kanzler stets die Hauptsache. „Auf dem auswärtigen Gebiet ist es seine geschickte Behandlung der Machtfrage, der Machtverhältnisse, die ihm große Erfolge zugeführt hat. Das ist nur sein Fehler, daß er diese Behandlungsweise, die auf auswärtigem Gebiete seine Erfolge sicherstellt, auf die innern politischen Fragen in einer Weise überträgt, die nicht richtig ist ... Der Herr Reichskanzler bietet gegen eine Partei erst die ganze Staatsmacht auf. Durch die Gegensätze, welche sich daran knüpfen, wird das Volk in seinem innersten Leben bewegt und ergriffen, und später verhandelt er wieder nach derselben Richtung in einer Weise, als ob es sich um eine Machtfrage handelt, die im Wege diplomatischen Vergleichs wie auswärtige Fragen beseitigt werden kann." Diese Worte Richters waren an einem Wendepunkt neudeutscher Politik gesprochen. Im Innern begann Bismarck zum ersten Mal an dem Erfolg des waffenklirrenden Kulturkampfes zu zweifeln. Er brauchte das Zentrum zu seiner neuen schutzzöllnerischen Steuer- und Wirtschaftspolitik. Die Nationalliberalen schienen, wenigstens ein Teil von ihnen, ihm die weitere Gefolg-

Digitized by Google

schaft zu versagen. Sein ganzer, vulkanischer Haß richtete sich jetzt gegen die Sozialdemokratie, die er für die Attentate auf seinen kaiserlichen Herrn verantwortlich machte, und eine neue Ära der Ausnahmegesetze begann. In der auswärtigen Politik hatte ers, nach dem Berliner Kongreß, mit Rußland verschüttet und einen Defensiv-Vertrag auf Gegenseitigkeit mit Österreich-Ungarn geschlossen. Bis hierher reichen vom Osten und bis zur Annexion Elsaß-Lothringens spinnen sich vom Westen die letzten Fäden der Ursachen für den Weltkrieg. Darum erscheint uns Nachlebenden die Machttheorie auch in der auswärtigen Politik, trotz Nietzsches heißer Begeisterung, keineswegs unbestritten, und wenn man dem Völkerringen einen ethischen Sinn geben will, so ist es der, durch Blut und Eisen endlich diesen Machtgedanken in der großen internationalen Politik zu überwinden. Wenigstens hoffen manche, viele darauf.

Kuno Graf von Westarp gehört zu diesen nicht. Er ist Machttheoretiker durch und durch. Auch in der inneren Politik. Ein fanatischer Gegner der Sozialdemokratie. Alles ist bei ihm auf Biegen oder Brechen gestellt. Darin ist er, der ostelbische Junker, völlig Adept Otto von Bismarcks. Westarp spielt neunzehnhundertachtzehn, obwohl er dem Reichstage erst zehn Jahre angehörte, bereits eine führende Rolle im Parlament. Nach Herrn von Normanns Tode wurde zwar Herr von Heydebrand Chef der konservativen Reichstagsfraktion, aber, nachdem er seine Haupttätigkeit in das bedrohte

Digitized by Google

preußische Dreiklassenhaus verlegt hat, ist Westarps Führerschaft auf der Rechten des Reichstags fast ohne Konkurrenz. Er ist hier die große Kanone, die die Partei bei allen wichtigen Anlässen auffährt, und in der Kreuzzeitung gibt er jeden Sonntag in einem langen, sehr sorgfältig geschriebenen Artikel ein zusammenfassendes Bild von der konservativen Auffassung der politischen Woche. Ein kleines Kreuz unter dem Aufsatz, das dem Eisernen nachgebildet ist, ist sein literarisches Zeichen. Er schreibt, wie er spricht: Scharf, kantig, klar und ruhig, mit schneidender Polemik, ohne große, überraschende Gedankengänge zu entwickeln, ganz von einem einseitigen, beinahe scholastisch gewordenen konservativen Parteiprogramm aus. Da gibt es kein Verstehen oder Verzeihen, kein Eindringen in die Psyche der andern Parteien: da gibt es nur ein unbedingtes Festhalten am Eigenen, am „Historisch-gewordenen", und ein absolutes Ablehnen alles andern, was sich in dieses Schema nicht einfügen will. Er ist der Typus des Nicht-Kompromißlers. Man friert bei dieser politischen Strenge, bei dieser eisernen Konsequenz, und man sieht ihn förmlich (wenn dieser kühne Vergleich gestattet ist) mit verschränkten Armen schreiben, genau so wie er dasaß, wenn Herr von Bethmann Hollweg im Reichstag sprach. Er ist in seiner Rhetorik und in seiner politischen Schriftstellerei das grade Gegenteil des Herrn von Heydebrand. Der spielt anscheinend mit den Dingen, glatt und gefällig, oft witzig sprudelt er alles heraus, und wenn er sich verhauen hat, weiß er im muntern

Digitized by Google

Redefluß lächelnd sofort einen Ausweg, der ihn wieder auf die grade Straße zurückführt. Westarp dagegen ist hart und nüchtern, und wie ein Puritaner steht er da, wie ein Polizist der Moral, dem die Politik etwas gefroren Objektives ist, während sie doch, die politische Anschauung, das Subjektivste, Unmeßbarste der Welt ist, das tausenderlei Kontraste in sich birgt. Alles mögliche spricht bei dem einzelnen da mit: Geburt, soziales Milieu, Erziehung, Bildung, Gehirnstruktur, Gemütsleben, praktische Lebenserfahrungen usw. Westarp aber möchte alle politisch examinieren, möchte, um einen Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen, gern die Rolle eines „politischen Beichtvaters" gegenüber der Regierung spielen. Da die Dinge aber einen andern Verlauf nahmen, da Herr von Bethmann Hollweg den Konservativen die kalte Schulter zeigte, Graf Hertling zwar höflich die äußern politischen Formen wahrte, in der Sache selbst aber vielleicht noch weiter sich von der Linie konservativer Politik entfernte, und die Volksregierung die Konservativen vollends ausschaltete, so hat Westarps Politik und ihr wöchentlicher Niederschlag in der Kreuzzeitung etwas Verbissenes, etwas Gekränktes bekommen, etwas vom Wesen des Polizeikommissars, der zu frühzeitig pensioniert wurde, und der nun so viel auf der Straße Unrechtes passieren sieht, ohne doch die Machtbefugnisse zu haben, wie früher mit rauher Hand regelnd oder ordnend einzugreifen.

Dieser Vergleich mit dem entthronten Polizisten ist nicht ohne tiefern Sinn. Westarps Leben hat

Digitized by Google

sich viele Jahre lang um Fragen der Polizei gedreht. Sein Vater war Oberförster. Ihn hat er kaum gekannt, denn schon mit vier Jahren starb er ihm. Als Junge kommt er nach Potsdam aufs Gymnasium. Eine strenge Schule. Er besucht drei, vier Universitäten, studiert Jura und schlägt die übliche höhere Verwaltungskarriere ein. Das Geschick hält ihn in den Ostmarken fest. Er kommt in den idyllischen Kreis Bomst. Hier ist er erst Hilfsarbeiter eines Landrats, dann Landrat selbst. Das war in den neunziger Jahren. Nach einem kurzen Abstecher ins Pommersche, nach Randow, wird er ins Ministerium des Innern berufen. Sein Aufstieg beginnt. Schon ein halbes Jahr später wird er, im April 1903, zum Polizeidirektor von Schöneberg ernannt, rückt daselbst zum Polizeipräsidenten auf und wird nach einem Lustrum Oberverwaltungsgerichtsrat. Das ist er noch heute. Dazu Leutnant der Garde-Landwehr-Infanterie. Er geht ins sechsundfünfzigste Jahr.

Da, wo er einst Landrat gewesen ist, in Meseritz-Bomst, hat er auch für den Reichstag kandidiert. 1908 stand er im Kampf gegen einen Zentrumsmann. Die Aussichten waren nicht besonders günstig. Da halfen ihm die jüdischen Wähler aus der Patsche. Er gab eine anti-antisemitische Erklärung ab und ging durchs Ziel. 1912 war seine Position von vornherein günstiger. Die deutschen Parteien standen geschlossen den Polen gegenüber, und Graf Westarp streckte strahlend seinen Gegner zu Boden. Seitdem regiert er, ein strenger politischer Richter und Polizeidirektor, im Reiche

Digitized by Google

der konservativen Weltanschauung, verlegt sich heute aufs Agitatorische und redet in rauchgeschwängerten Versammlungen zum aufhorchenden Volk.

Graf Westarp ist einer, der nichts vergessen kann, der wie eine unheimliche parteipolitische Registratur, wie ein wandelnder Aktenschrank, in dem die Sünden der andern sorgfältig aufbewahrt sind, die Schriftsätze im Streit mit den gegnerischen Parteien aufsetzt. Seine Artikel sind der konservativen Agitation ein wertvolles Material, und so übt er, unbewußt, das Amt eines parteipolitischen Einpaukers aus.

Unermüdlich fleißig, stets im Parlament zur Stelle, sitzt er, bleichen Antlitzes auf seinem Klappsitz im Reichstag, grade unter dem Reichskanzlerplatz, immer bereit, protestierend aufzuspringen und die konservative Sache zu vertreten. Ein heimlicher Cromwell im umgekehrten Sinne, der für seinen König sein Leben einsetzen, der sich an die Spitze einer Puritaner-Schwadron stellen würde, um den Monarchen von den Umgarnungen durch den Antikönig Demos zu befreien. So siehts konservativ-romantisch verklärt aus. In Wirklichkeit setzt er sich für die Sonder-Interessen einer kleinen Clique, einer Junkerkaste ein, die heute kaum nur noch um ihr politisches Renommee zu fechten hat.

Graf Kuno ist einer von denen, die, redend und schreibend, die Aufgabe haben, den völligen Rückzug der Junker zu decken.

Auch in der neuen konservativen Firma, der

Digitized by Google

deutschnationalen Volkspartei, hat er sich von vornherein seinen Platz gesichert, wenn er sich auch für die deutsche Nationalversammlung als „kompromittierte Persönlichkeit" einstweilen nicht als Kandidat aufstellen ließ.

Digitized by Google

Hugo Haase

Im Reichstag saß er ganz links, dort, wo die Wand war. Ich höre ihn noch, wenn er, opponierend, während irgendeiner Rede jäh dazwischen bellte, wenn er in seinem breiten, etwas ordinären ostpreußischen Dialekt polternd aufbegehrte. Das klang in dem Parlament, wo die Leisetreter, die Kompromißler mit den Fistelstönchen das Wort führten, wie wenn plötzlich jemand aus der tiefsten Tiefe, aus einem großen hohlen Faß seine brüchige Baßstimme: Kreuzige ihn! ertönen ließe. Und wenn Haases Stichwort gefallen war, scharten sich rasch die Stimmen seiner Weggenossen, der Dittmann, Herzfeld, Stadthagen, Cohn, Wurm bis zu den Linksten: Liebknecht und Rühle um ihn und wuchsen zu einem brausend-lärmenden Chorus an. Die Inszenierung eines auf die Sekunde klappenden Beifalls- oder Entrüstungssturmes, der vom grollenden Rhabarber anschwoll bis zum rasenden Orkan, ward niemals vorher mit demselben Erfolg durchgeführt wie von der Haase-Gruppe, die, alles in allem, nur den zwanzigsten Teil des Reichstages ausmachte. Ich entsinne mich genau, wie allein durch diese geschickte Regie Dittmanns Vorstoß gegen die Schutzhaftschmach glückte, wie er selbst das Zentrum und die Nationalliberalen mitzureißen vermochte. Aber am ärgsten trieben es

Digitized by Google

Haase und seine Leute selbst, wenn sie sich mit ihren Brüdern von gestern: mit der Mehrheitssozialdemokratie auseinandersetzten. Dann wars mitunter soweit, daß sie sich jeden Augenblick an die Gurgel zu springen schienen. Haase, der wilde Revolutionär, voran.

War er wirklich so wild, so revolutionär? Der Schein trog. Er war vielleicht nur ein Fanatiker der Wahrheit, einer, der grundehrlich alles bis in die letzten Konsequenzen durchdachte. Ein kleiner, unscheinbarer Mensch. Einer, der scheu und gedrückt ist. Ein gelbliches, runzliches Gesicht. Ein schmaler, lässig herabhängender Schnurrbart. Kleine flüchtige graue Augen, die müde Lider bis zur Hälfte beschatten. Einer, der, mit gebeugtem Rücken, nach einer harten Jugend und sehr viel Arbeit aussah.

Allerdings seine Jugend war, weiß Gott, freudlos. Kennt ihr das geduldete Dasein eines jüdischen Kleinhändlers in den Städtchen an der Peripherie Ostdeutschlands? Satte und bequeme Bürgersleute, feudale Junker als Gäste vom Lande, aus Langeweile pokernde Kavallerieoffiziere — das ist, das war das Milieu. Und der kleine (oft so gern in Anspruch genommene) „schmarotzende" Jude dazwischen. 1863 bei Allenstein geboren, als es noch nicht Eisenbahnknotenpunkt, Sitz eines Generalkommandos war usw. In Rastenburg, in noch kleinern ostpreußischen Verhältnissen, kam er aufs Gymnasium und bezog dann die Universität in Königsberg, um Jura zu studieren. Mehr schlecht als recht mußte er sich

Digitized by Google

durchquälen. Er ging seinen dornigen Weg allein. Aktiv? Du lieber Himmel! Staatskarriere? Lächerlich! Also Rechtsanwalt, nachdem er das Assessor-Examen gemacht hatte. Ein kluger Kopf, ein Mann von zwingender Logik und mühselig erarbeitetem großen Wissen. Und ein Mensch, der über alle bittern Nadelstiche des Lebens ein fühlendes Herz im Leibe behalten hatte. Ihn zogs nicht nach oben. Ihn gelüstete es nicht nach gesellschaftlichem Ehrgeiz, nach Geld und wieder Geld. Er blieb unten und half den Armen. Er wurde in Königsberg der Anwalt des Proletariats, und seine Praxis wuchs von Tag zu Tag. Dabei sah er oft darüber hinweg, wenn die Honorare ausblieben, und mehr als einmal kam es vor, daß er bedürftigen Klienten mit seinen eigenen Mitteln aus der Patsche half. Seine Rechte wußte sehr oft nicht, was die mildtätige Linke tat. Bald entsandte ihn das Vertrauen der Masse ins Königsberger Stadtverordneten-Kollegium. In den Reichstag bringt ihn 1897 eine Nachwahl, und da findet er, obwohl Intellektueller, rasch die Zuneigung der Parteipatriarchen Bebel und Singer.

Sein Radikalismus imponiert. Auf den Parteitagen weiß er die Genossen zu fesseln, denn er treibt nicht, wie Ledebour, rabiate Opposition um der Opposition willen. Ihm steht die Sache höher, und stets zeigte er Verständnis für praktische Fragen, für Taktik, wenn sie nicht die Grundprinzipien berührte. Nur den Revisionismus bekämpfte er mit Feuer und Schwert. Das war

Digitized by Google

eine Seuche, die ausgebrannt werden mußte. Mit Kurt Eisner, dem schillernden Vorwärts-Leitartikler, rechnete er ab, und Hildebrand, den sozialimperialistischen Kolonialpolitiker, zerrte er vor das Ketzergericht. Denn inzwischen war er Parteivorsitzender geworden. Seine einträgliche Anwaltspraxis hatte er, aus Liebe zum sozialistischen Gedanken, aufgegeben, und bezog fortan als oberster Parteifunktionär den kärglichen Jahressold von dreitausendsechshundert Mark. Singer, sein Vorgänger, war, bei allem Temperament, eine behäbige, offene Natur, die personifizierte Bonhommie. Haase, der unendlich fleißig war, blieb verschlossen, unzugänglich und hatte keine direkten Freunde.

Ja, und dann kam der Krieg. Die sozialistische Internationale sollte ihre erste große Feuerprobe bestehen. Haase jagte, am Vorabend der Entscheidung, die Massen auf die Straße, um für den Frieden zu demonstrieren. Ich sah damals die Arbeiterbataillone in Leipzig marschieren. Aber die Marseillaise klang müde und matt. Haase hatte vorschnell, wie die Auslandspresse später verriet, die Genossen am andern Ufer wissen lassen, daß die deutsche Sozialdemokratie den Krieg verhindern werde. Darauf hatte man drüben gebaut und ward nun enttäuscht. Der vierte August 1914 sah die deutsche Sozialdemokratie darunter Haase, fast einmütig hinter der Regierung stehen. Das ging eine Zeitlang so weiter. Die Kriegskredite wurden anstandslos bewilligt. Unter der Decke rührte sich indessen allmählich

Digitized by Google

die Opposition innerhalb der Partei. Bereits Anfang April 1915 wandte sich eine deutsche sozialistische Minderheitsgruppe mit einem Friedensmanifest an das Ausland. Zu einem Eklat aber wurde erst ein Aufruf Hugo Haases, Eduard Bernsteins und Karl Kautskys in der Leipziger Volkszeitung. Das Gebot der Stunde im Hinblick auf die Eroberungsabsichten einflußreicher Kreise sei, so sagten die drei, eine völlige Änderung des bisherigen parlamentarischen und außerparlamentarischen Verhaltens der Partei. Das schlug wie eine Bombe ein. Haase, der Vorsitzende der Gesamtpartei und der Reichstagsfraktion, hatte niemand vorher von diesem Pronunziamiento unterrichtet. Man warf ihm in wilder Polemik vor, der Partei in den Rücken gefallen zu sein. Parteivorstand, Parteiausschuß, Parteipresse und Gewerkschaften wurden mobil gemacht. Alles schrie, tobte Haase nieder und verlangte seinen Rücktritt. Schließlich mit Erfolg.

Im März 1916 gabs den größten Krach. Auf der Tagesordnung des Reichstags stand der Not-Etat. Scheidemann sprach sich im Namen der Mehrheit dafür aus. Haase, ganz unvermittelt, dagegen. Er und seine Freunde sähen in dem Not-Etat eine Vertrauensfrage für die Regierung. Es gab eine unerhörte Szene. Die Schlachtreihen formierten sich. Die geistigen Maschinengewehre wurden aufgefahren, die Fäuste wurden geballt und die Mäuler aufgerissen. Auf der einen Seite Doktor David, Keil und Sachse von der Mehrheit, auf der andern Seite Haase, Rühle und Henke.

Digitized by Google

„Niederträchtiger Feigling", „Heimtücke", „Überfall" — und Handgreiflichkeiten drohten. Sachse ruft Haase zu: „Sie Feigling, Sie haben nicht den Mut gehabt, in der Fraktion Ihre Meinung zu sagen. Das ist ein niederträchtiger Überfall." Haase: „Der Herr Staatssekretär hat den Mut gehabt, anzuzweifeln, ob ich ein rechter Volksvertreter bin. Darüber steht ihm eine Kompetenz nicht zu. Das eine will ich Ihnen sagen, daß diejenigen die besten Patrioten sind, die nach zwanzig Monaten Krieg für die Verständigung der Völker, für die Beendigung dieses Krieges eintreten." Diese erregte Debatte endet mit einem allgemeinen Tohuwabohu auf der Linken des Hauses. Der Präsident des Hauses ist völlig ohnmächtig. Er mag die Glocke schwingen, er mag schreien, protestieren, es hilft alles nichts. Er muß die Sitzung aufheben.

Die Entwicklung ging nun weiter. Unter Führung Haases bildete sich, links von der alten Sozialdemokratie, die „Arbeitsgemeinschaft", die später, mit einem boshaften Seitenhieb auf die Genossen von gestern „Unabhängige" Sozialdemokratie firmierte, und der Parteihader nahm kein Ende. In Versammlungen, Presse und Parlament das Bild der Selbstzerfleischung.

Die Fäden der revolutionären Opposition reichen weit zurück: von Liebknecht und Rosa Luxemburg führen sie über Haase, Cohn und Dittmann. Haase ward bald der Vertrauensmann aller, die, aus unklaren Empfindungen heraus, irgend etwas tun wollten, um „die Wahrheit" wieder aus dem

Digitized by Google

Völkermorden herauskristallisieren zu lassen: der Beerfelde, Hans Paasche und der Matrosen, die schon 1917 einen allgemeinen Aufruhr anzetteln wollten. Doktor Michaelis, der Reichskanzler, und Herr von Capelle, der Marinestaatssekretär, ziehen Haase in öffentlicher Reichstagssitzung des Hochverrats. Aber er und Dittmann wußten sich sehr geschickt zu verteidigen.

Und dann kam wirklich die Revolution. Und wieder hatte Haase tausend Fäden in der Hand gehabt. Und diesmal gelang sie. Die Mehrheitssozialdemokratie wollte mit den Haase-Leuten und der bürgerlichen Demokratie ein gemeinsames Kabinett bilden. Aber die Unabhängigen widerstrebten. Eine Parteieinigung lehnten sie ab. Wohl aber fanden sie sich zu einem rein sozialistischen Kabinett bereit. Und so wurde es. Alle Posten wurden doppelt, wurden fünfzigprozentig besetzt: immer ein Mehrheitssozialist und ein Unabhängiger. Ebert und Haase an der Spitze des Ganzen. Die einen zogen rechts, die andern links, und die bolschewistische Spartakus-Gruppe der Liebknecht, Luxemburg und Konsorten suchten die Unabhängigen täglich weiter nach links zu zerren.

Haase aber blieb besonnen mitten in dem wirren Trubel, der ihn umgab. Eine Diktatur des Proletariats lehnte er ab. Er besann sich wieder auf die Demokratie und wurde sich der verantwortungsvollen Regierungspflichten bewußt.

Nur der Militarismus, den er zeitlebens und besonders im Kriege bekämpft hatte, hob, dieses

Digitized by Google

Mal als Diktatur von unten, in Gestalt des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte dräuend sein Haupt. Ledebour an der Spitze des Vollzugsrates griff in wilder Theaterdemagogie seine Parteifreunde in der Regierung immer heftiger an. Haase wußte nicht ein noch aus. Mit keinem wollte ers verderben. Und so kam er zu keinem Entschlusse. Wie ein Nationalliberaler pendelte er, von rechts und links bedrängt, hin und her, vereitelte in tatenloser Negative jede Handlungsmöglichkeit der Regierung und schied schließlich, als es so wirklich nicht weiterging, mit Krach gleich Dittmann und Barth aus dem Kabinett aus. Die Feuerprobe des Politikers hatte er nicht bestanden. Denn Politik ist handeln. Er aber hatte nur zu kritisieren verstanden. Die Masse ging über ihn zur Tagesordnung über.

Digitized by Google

Wilhelm von Waldow

Gleich und gleich gesellt sich gern. Herr Doktor Georg Michaelis, die eingetrocknete Bureaukratenzitrone mit dem sauren Heiligenschein, setzte Herrn Tortilowicz von Batocki-Friebe an die Luft und berief Herrn Wilhelm von Waldow in den Hundstagen des Jahres Neunzehnhundertsiebzehn an die Spitze des Kriegsernährungsamtes. Darin glich er, der so gern den starken Mann spielen wollte, ganz und gar nicht Caesarn, dem klassischen Vorbild aller Herrenmenschen. Der liebte „wohlbeleibte Männer" um sich, „mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen". Beides hatte Herr von Batocki: Wohlbeleibtheit und einen glatten Kopf, der nur von wenigen Haaren beschattet war; und wir haben keine Veranlassung, anzunehmen, daß er an Schlaflosigkeit litt. Dennoch wurde er nach Königsberg, auf den Ruhesitz des Oberpräsidiums abgeschoben. An seine Stelle trat ein Bureaukrat, der in Schweinsleder gebunden schien, ein vergilbtes Aktenstück. Nach der sprudelnden Gesprächigkeit und Schreibfreudigkeit kam die gemessene Ruhe und Zurückhaltung des überkorrekten Beamten, kam das stumm warnende Ausrufungszeichen. Hager und lang, kalt und unnahbar: Durchhalten müssen wir — in Paragraphen!

Digitized by Google

Die Presse der Rechten jauchzte. Endlich war der ihr unangenehme Herr von Batocki kaltgestellt, der immer nur Konsumenten- und nicht Produzentenpolitik getrieben habe. Aber man vergaß, daß er als ostpreußischer Großgrundbesitzer doch eigentlich Produzent von reinstem Wasser war. „Warnen möchten wir", schrieb die Deutsche Tageszeitung, „vor der Anschauung, daß es nur einer Vereinheitlichung aller Maßnahmen unsrer Lebensmittelversorgung bedürfe, um eine weit bessere Versorgung der Gesamtheit als bisher zu gewährleisten." Die Zentralisierung der Lebensmittelorganisationen war den Agrariern schon über, und hoffend blickten sie auf den neuen Mann aus Stettin, aus dem gesegneten Pommern. Die blätterreichen Bäume der Linken aber schüttelten unwillig ihre Wipfel: Wie, Waldow? Ein Mann mit dieser politischen Vergangenheit? Einer, der sich nur wohl fühlt im gesetzlichen Ausnahmezustand, der sich seine Sporen als Ostmarkenfanatiker in der Provinz Posen verdient hat? Einer, der mit rücksichtsloser Energie vorzugehen gewohnt ist?

Die Herren von Waldow sind echteste Junker und führen ihren Stammbaum bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück, haben dem Lande in Generationen als Beamte und Offiziere gedient, zwei gehörten auch dem preußischen Abgeordnetenhause an, Bernhard und Achatz, und hatten sich dort ganz rechts, dicht an der Wand, angesiedelt. Wilhelm saß zu Anfang des Jahrhunderts als Regierungspräsident in Königsberg und führte

Digitized by Google

dort ein straffes Regiment. Bülow versteifte sich damals, innenpolitisch, auf einen verschärften Ostmarkenkurs. Die Antipolenpolitik wurde auf Jahre hinaus sein Steckenpferd, mit dem er sich Lorbeeren zu erreiten hoffte. Ende Februar 1903 war Herr von Bitter nach den peinlichen Vorfällen Löhning und Willich-Endell von seinem Posener Oberpräsidentenposten zurückgetreten, weil er Bülow für die neue Richtung nicht geeignet, das heißt: zu nachgiebig erschien. Waldow wurde sein Nachfolger. „Der Cassius dort hat einen hohlen Blick; er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich." Aber Bülow war er in Posen eben recht. Nach kaum einem halben Jahr tritt bereits ein Wechsel im Präsidium der Ansiedlungskommission ein. Landrat Blomeyer aus Meseritz nimmt, mit raschem und energischem Griff, die Leitung des Ansiedlungswerkes in die Hand. Beide verstehen sich ausgezeichnet. Politische Seelenharmonie. Im Abgeordnetenhause gibt der Minister Freiherr von Hammerstein Januar 1904 in der Polenfrage die Parole aus: „Wir haben nicht zu verhandeln mit Gegnern, die uns ebenbürtig sind — wir haben zu befehlen, und sie haben zu gehorchen." Die Preußen polnischer Nationalität, die ihrer Wehr- und Steuerpflicht, wie jeder andre Staatsbürger, nachzukommen haben, werden auf ihrer eigenen ererbten Scholle wie Parias mit der Peitsche zu Paaren getrieben. Nach diesem Rezept handelt Waldow. Noch im selben Jahre werden in Posen die Königliche Akademie und das Kaiser-Friedrich-Museum er-

Digitized by Google

öffnet. Eine gewaltige Kaiserpfalz im romanischen Stil wird am Eingang der Stadt hingebaut als Wahrzeichen deutscher Willkür und deutscher Machtfreude. Das war die kulturelle Offensive. Die politische setzte gleich hinterher ein. Die sogenannten Sprachen-Erlasse eröffneten den frisch-fröhlichen Nationalitätenkampf. Fortan sollten die Kinder von polnischen Lehrern Beicht- und Kommunionunterricht nur in deutscher Sprache erhalten. Die Polen begehren auf. Der Klerus steht wie ein Mann auf. Tut nichts: es wird weiter regiert, weiter geherrscht. Es sollten unter allen Umständen moralische Eroberungen gemacht werden. Im Germanisierungsgedanken mußte Preußen Deutschland voran sein. 1907 werden kurzerhand über fünfzig Schüler aus verschiedenen Gymnasien der Provinz entlassen, weil deren Geschwister sich weigern, im Religionsunterricht der Volksschule deutsch zu antworten. Den Polen ist der Heiland ein Pole und die Jungfrau Maria eine Polin, die die milden und lieblichen Züge der schwarzen Mutter Gottes von der Jasna Gora in Czenstochau hat. Und von der, zu der sollte man deutsch sprechen? Als der Erzbischof von Gnesen-Posen, Doktor von Stablewski, stirbt, bleibt der Stuhl jahrelang unbesetzt, weil die Regierung die vorgeschlagenen Kandidaten, die der polnischen Gesinnung verdächtig sind, ablehnt. Und 1908 kommt, als letzter Trumpf, das Enteignungsgesetz zustande. Im Jahr darauf lädt der Oberpräsident eine Reihe süddeutscher Politiker und Publizisten zu einer

Digitized by Google

Maienfahrt in die Ostmarken ein, um ihnen stolz das Ansiedlungswerk zu zeigen. Schmucke, saubere deutsche Dörfer auf grünen Fluren gleiten an den Augen der Besucher vorüber: aber den stillen und zähen Gegenstoß der Polen gegen die deutsche Ausnahmepolitik sehen sie nicht, die Ausbildung des Genossenschaftswesens zu einer wirtschaftlichen Waffe im Kampf um den Boden auf dem Lande und in den Städten.

Nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow ändert sich langsam der Kurs. Zwar erklären sowohl der Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, wie der neue Landwirtschaftsminister, Herr von Schorlemer-Lieser, ein Katholik, daß das Enteignungsgesetz gegenüber dem polnischen Großgrundbesitz angewendet werden würde. Aber der erste Anwendungsfall läßt lange auf sich warten. Mittlerweile bahnt sich eine neue Versöhnungsära an. Kriegswolken beginnen den lachenden deutschen Himmel zu verdunkeln. Da heißt es: vorbeugen und im Innern das Haus bestellen. Aller Zwist und Hader muß, vornehmlich in den Grenzgebieten, ausgejätet werden: in Posen-Westpreußen, in Elsaß-Lothringen und in Schleswig, in den fremdsprechenden Gemarkungen. Im August 1913 sind eine Anzahl polnischer Magnaten Gäste des Kaisers an der Festtafel im Posener Residenzschloß. Einige werden auf der Fahrt dahin von der Menge beschimpft. Aber es bleibt bei der neuen Wendung. Die Zeiten, da, unter Caprivi, Herr von Koscielski-Admiralski bei Hof persona gratissima war und Ihrer Majestät

Digitized by Google

die Hand küssen durfte, scheinen wiederzukehren. Scheinen bloß? Wilhelm von Waldows Rolle ist ausgespielt, und griesgrämig muß er seinen Ranzen packen. Er bittet, nachdem schon vor ihm Herr Blomeyer vom Präsidium der Ansiedlungs=kommission wegen Meinungsverschiedenheiten in der Enteignungsfrage sein Amt hatte niederlegen müssen, um einen andern Wirkungskreis und findet ihn, kurz vor Ausbruch des Krieges, in der ruhigen Provinz Pommern. Hier wird er bald von den Beamten, ob seiner eisigen Zurückhaltung, das gefrorene Handtuch genannt.

Zwei Jahre danach, als alles nach einer Lebens=mitteldiktatur schrie, gedachte man, ihm diese Aufgabe zu übertragen. Aber die Linke lärmte bei der ersten Andeutung, und Herr von Batocki machte das Rennen. Ein Jahr später hatte Herr von Waldow seinen ostpreußischen Kollegen aus=gestochen. Er, der hochkonservative Herr mit den Gewaltallüren, kam nun in ein sonderbares Milieu. Ein Sozialdemokrat stand ihm als Unter=staatssekretär zur Seite. Waldow schluckte die bittere Pille. Im Beirat saßen Gewerkschafts=führer, noch einmal Sozialdemokraten, Christ=liche und Hirsch=Dunckersche. Er nahm auch diese gemischte Gesellschaft hin. Und schließlich war dem Kriegsernährungsamt noch ein Reichs=tagsausschuß beigegeben. Selbst das würgte er hinunter. Dafür wurde er Staatssekretär, und gleichzeitig wurde ihm auch das Amt des preußi=schen Staatskommissars für Ernährungsfragen übertragen, das bis dahin Herr Georg Michaelis

Digitized by Google

innegehabt hatte. Diese Machtfülle, die in seine Hand gegeben wurde, ward ihm eine lindernde Salbe.

Dann, als er das Amt übernahm, als die Presse sich ausgetobt, Kritik und Wünsche in Hülle und Fülle vorgebracht hatte, wurde es merkwürdig still um ihn, sein Amt, seine Würden und seine Aufgaben. Er schwätzte nicht, sondern er arbeitete. Verordnungen über Verordnungen kamen heraus, die Paragraphen marschierten gleich schwadronenweise daher; aber: an dem System Batockis, an der Zwangswirtschaft änderte sich nichts. Die Agrarier fingen allmählich an, lange Gesichter zu ziehen und mürrisch zu werden. Herr von Oldenburg-Januschau, der Don Quichote des Bundes der Landwirte, schirrte sein Roß mehr als einmal zum Streit wider die Kriegswirtschaft, Herr Doktor Rösicke, der Ajax der Bündler, holte zu einem kühnen Streich wider Batockis Erbschaft aus, schrie: „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" und stellte im Reichstag einen Antrag, der eine Bresche in die Rationierungswirtschaft legen und dem Landwirt noch größere Verdienstmöglichkeiten eröffnen sollte. Aber Herr von Waldow blieb hart wie weiland der Landgraf von Thüringen. Nur unter der Hand bewilligte er den stürmisch drängenden Agrariern, hie und da, ein wenig höhere Preise, bald für Milch, bald für Getreide, um die Produktionsfreudigkeit zu erhalten. Im Kampf gegen den Schleichhandel aber versagte er. Der schoß immer üppiger ins Kraut, obwohl Waldow kein Mittel dagegen unversucht ließ und selbst die

Digitized by Google

hehre Reichspost zu veranlassen wußte, das stets hoch und heilig gehaltene Postgeheimnis aufzugeben. Ganz besonders aber hatte er das Kriegswucheramt in sein Herz geschlossen. Das wurde förmlich zu seiner Leibgarde wider Hamster und Wucherer.

Das Publikum war inzwischen fatalistisch geworden. Weder Batocki noch Waldow hatten es satt machen können. Der eine haschte nach Popularität, der andre nach Paragraphen. Beides sind Begriffe. Aber Begriffe vermögen den hungrigen Magen nicht zu sättigen. Dem Publikum war bei der staatlich garantierten kargen Tagesration das Temperament zum Teufel gegangen, und Herr von Waldow hatte nie eins gehabt. Aber Alpdrücken und schlechte Träume hatten aufgehört, denn die kommen nur aus vollen Bäuchen. Das ist wenigstens ein Verdienst.

Digitized by Google

Richard von Kühlmann

Die Gasse, auf ders tage-, wochenlang tobte, ward wieder still. Der Piazza war das Opfer geworden. Auf dem Pflaster lag ein toter Mann. Einer, der, wenn er ernstlich gewollt hätte, vor Monaten die höchste Spitze des deutschen Beamtentums hätte erklettern, der als verfassungsrechtlich allein Verantwortlicher, als Beauftragter des Kaisers und des Bundesrates die Geschäfte des Deutschen Reiches hätte leiten können. Vorbei. Richard von Kühlmann war amtlich tot. In jungen Jahren, als Fünfundvierzigjähriger, schon ins Altenteil abgeschoben, in einem Alter, da Bismarck noch zu Petersburg und Paris als Friedrich Wilhelms des Vierten Gesandter politisierte und noch nicht begonnen hatte, als Ministerpräsident das Schicksal Brandenburg-Preußens zu lenken. Wirklich für immer vorbei? Solange man in Deutschland nicht ein parlamentarisches System, einen unaufhörlichen Kräfte-Austausch zwischen Ministern und Parlamentariern, zwischen Regierungspartei und Opposition hatte, so lange mußten unsre verabschiedeten Staatsmänner, wenn der Strahl der Ungnade sie erst einmal berührt hatte, auf ewig in der Tiefe verschwinden, in der dunkeln Tiefe irgendeines Sanssouci. Nur selten kamen einige, ins Herrenhaus oder zu bestimmten Missionen berufen, wieder für Augenblicke an die Ober-

Digitized by Google

fläche der Öffentlichkeit: Bülow, Posadowsky, Wermuth. Die andern aber verzehrten, Memoiren schreibend oder musizierend, die kärgliche königlich preußische Pension. So Herr von Bethmann Hollweg. Und Herr von Kühlmann? Als er zum letzten Mal im Auswärtigen Amt die Tür hinter sich geschlossen hatte, ging er hin, rückte sich in einer stillen Ecke den Klubsessel zurecht und genehmigte eine Flasche kostbaren alten Weines.

„Sie hat mir mehr Schwierigkeiten bereitet als alle fremden Mächte und die gegnerischen Parteien im Land. Der Kampf gegen sie hat mich mehr aufgerieben als alle sonstigen Friktionen. Sie besaß großen Einfluß auf ihren Gemahl, und die Richtung, in der sie ihn ausübte, war nicht immer gut. Meist hielt ihr der König aus Ritterlichkeit die Stange, selbst wenn der Augenschein gegen sie war." So registriert Hermann Hofmann, der journalistische Vertrauensmann in Friedrichsruh, Bismarcks Worte über die Kaiserin Augusta. Herr von Kühlmann, dem man galante Damenabenteuer zum Vorwurf machen wollte, hatte nicht bloß mit einem moralischen Unterrock oder zweien als Widerständen zu rechnen, sondern auch mit andern apolitischen Faktoren, realen „Imponderabilien', deren Bismarck noch immer Herr zu werden verstanden hatte. Er wußte, zum Beispiel 1870/71 recht gut, warum er sich nicht aus dem Hauptquartier rührte und Seine Majestät nicht mit den Generalen allein ließ. Reizvoll ists, das heute nachzulesen. Aber kommen wir zur Sache: zur Analyse Kühlmanns und seiner Politik.

Digitized by Google

Herr von Kühlmann ist ein Globetrotter comme il faut. In Konstantinopel geboren. Vater Direktor der Anatolischen Eisenbahnen. Jüngster Briefadel. Bayrischer Staatsangehöriger. Katholisch. Wie alle großen Diplomaten studiert Richard zunächst Jura, macht das Assessor-Examen und widmet sich dem auswärtigen Dienst. Über den Attaché bringt ers zum Legationssekretär, Legationsrat, Botschaftsrat. Petersburg, Teheran, London, Tanger, Washington, Haag sind die einzelnen Stationen des Erfolges. In London ist er Freiherr von Marschalls und Lichnowskys hervorragendster Mitarbeiter im Sinne eines deutsch-englischen Ausgleichs, einer Verständigung. Im Kriege kommt er als Gesandter in den Haag, pflückt dort, zum ersten Mal an verantwortlicher Stelle, in kritischster Zeit diplomatische Lorbeeren, und als Graf Wolff-Metternich, im Oktober 1916, seine Entlassung nimmt, wird Kühlmann zum Botschafter in außerordentlicher Mission bei der Hohen Pforte ernannt, bis ihn Herr Michaelis, dem die auswärtige Politik ein Novum war, im August 1917 nach Berlin beruft. Im Fluge ist er, in rascher diplomatischer Folge, durch die Welt gesaust, hat Menschen und Völker gesehen und hat mit der Zeit gelernt, sich über die Dinge und die Personen zu stellen. Das war ein Vorzug und ein Nachteil zugleich. Ein Vorzug insofern, als er Distanz wahrte und sich nicht mit Kleinigkeiten abgab; ein Nachteil, indem er die Imponderabilien unterschätzte. Er hatte immer etwas von der legeren Geste eines Grandseigneurs an sich;

Digitized by Google

ob er schrieb, ob er sprach, ob er handelte. Alles kam ein bißchen von oben herab aus seinem Munde. Das war kein törichter Stolz. Nein, eine gewisse vornehme Nonchalance, die Wurstigkeit eines im Amte, der reich und unabhängig genug ist, den ganzen Krempel den Herrschaften vor die Füße zu werfen, wenns Denen am andern Ufer nicht mehr passen sollte. Er lebte nicht in seiner Aufgabe, daß er sich darin hätte verbluten können. Nein. Er rang nicht mit den Ideen und mit den Mächten, die sich ihm entgegenstemmten. Nein. Er spielte wie ein — meinetwegen ganz ernster — Schachspieler mit der Politik und mit den Menschen, die, treibend, dahinter standen. Er spielte und verlor schließlich. Sein Wams, seine Kinder, seinen eigenen Kopf setzte er nicht ein, wie einst Bismarck, der sich schon mit dem Gedanken, auf dem Schaffot zu enden, vertraut gemacht hatte. Er spielte um des ästhetischen Reizes willen. Denn auch der Wille zur Macht, der jedem Staatsmanne innewohnt, entspringt dem Bedürfnis nach einem gehobenen, freudvollen Selbstgefühl, dem Wunsch nach gesteigerter Lebensbejahung — geistig-seelische Momente, die hinüberfließen in die verschlungenen Wässer ästhetischen Empfindens. Und wie Herr von Kühlmann versonnen bei Antiquitätenhändlern stundenlang herumstöbern konnte, auf der Suche nach alten, verstaubten Terrakotten, Plastiken oder Bildern, so war er wiederum, wenn die Stunde rief, auf Deck, hielt Ausschau und erkannte mit starker politischer Intuition die Situation.

Digitized by Google

Damit kommen wir zu seiner Politik. Sie läßt sich nicht wie die Nonanerrechnung zwei mal zwei ist vier auflösen. Im Gegenteil. Hier gibts ein X zu errechnen. Die Unbekannte, das X, setzt sich aus zwei Faktoren zusammen: als er die Leitung des Auswärtigen Amts übernahm, sah er sich bereits einer Reihe vollzogener Tatsachen gegenüber, unter anderm dem geringen Kredit, den deutsche offizielle Erklärungen zur Friedensbereitschaft im Auslande genossen; und zweitens haben politisch nicht verantwortliche, aber überragend einflußreiche Stellen seine politischen Pläne nicht ausreifen lassen. Das muß man, einschränkend, bei aller Kritik an seinen Leistungen in Abzug bringen. Er hatte den richtigen Blick für das Wesentliche und wußte, mit feinstem politischen Ahnungsvermögen begabt, die Entwicklung der Verhältnisse vorauszuberechnen. So sah er sehr bald, daß nur ein Verständigungsfriede Deutschland und ganz Europa aus der furchtbaren Blutkatastrophe herausführen könne, und erkannte, daß den Schlüssel zu dieser Verständigung allein England in der Hand habe. Als er danach greifen, über den törichten Haßgesang gegen England endlich zur Tagesordnung übergehen wollte und statt ergebnislosen Friedensgesprächen von hoher Reichstagstribüne her einer vertraulichen Fühlungnahme das Wort redete, weil die Waffen allein nicht den Frieden zu bringen vermöchten: da fielen ihm unter wahrem Höllenlärm alle die in den Arm, die, ohne nach rechts und nach links, ohne aufs eigene Volk und die Bundesgenossen

Digitized by Google

zu sehen, weiterkämpfen wollten bis zum „Siege", bis zum „Schwertfrieden". Und Herr von Kühlmann, der nun, für seine Worte einstehend, in Schönheit hätte sterben können, verlegte sich wie ein ertappter Schulbub aufs Interpretieren. So habe ers nicht gemeint, aber so oder so. Ein Stammeln wars, ein Kotau vor dem Grafen Westarp, nachdem der Reichskanzler dem Staatssekretär in schneidenden Sätzen die seidene Schnur überreicht hatte. Und Kühlmann nahm sie und legte sie sich vor allem Volk um den Hals. So starb er, ein getreuer Knecht der Mächte, die stärkere Nerven hatten als er.

Hatte er sich auch in Brest-Litowsk, beim Friedensschluß mit den Russen, dem Machtspruch der Andern gefügt? Was ein großes politisches Werk hätte werden können, die erste Etappe eines allgemeinen ehrlichen Verständigungsfriedens: das ward, kleiner Landvorteile halber, verschüttet, und das ganze Problem wurde aufgelöst in lauter mühsame Konflikte, in halbe und Viertel-Wahrheiten: Selbstbestimmungsrecht der Völker, die sich dann selbst annektieren lassen sollten, und so weiter. Genug, der Brester Friede war eine Stümperei, ein Verbauen der Zukunft, ein Rückzug vor der Faust des ihm affiliierten Generals Hoffmann. Weit geschlossener und folgerichtiger war der Bukarester Friede, die Auseinandersetzung mit Rumänien, die in ihren Einzelheiten klug durchdacht war. Nicht von Haß und Rache ließ Kühlmann sich blenden, sondern wie ein Geschäftsmann ging er nüchtern und unvoreingenommen an die Liquidation.

Digitized by Google

Als er sich am zweiundzwanzigsten August 1917 im Hauptausschuß des Reichstags den Vertretern des deutschen Volkes zum ersten Mal vorstellte, da verkündete er als Grundsatz der deutschen Politik, daß sie sich auf Macht und Recht als auf zwei Grundpfeiler stützen werde. Ihm ward es nur beschieden, seine Politik auf dem einen Grundpfeiler aufzurichten, auf dem Pfeiler der Macht, in Brest wie in Bukarest; und als er nun in seiner letzten Reichstagsrede zum andern Grundpfeiler übergehen wollte, da jagte man ihn davon. Zur Rechtfertigung ins Hauptquartier entboten, stieß er auf eine Stimmung, eine Voreingenommenheit, wie wenn er, aus warmer Sommerluft kommend, plötzlich in einen Eiskeller getreten wäre.

Da setzte er sich denn hin und schrieb sein Rücktrittsgesuch. Der vierte Staatssekretär des Äußern während des Krieges kam an die Reihe: nach Jagow, Zimmermann, Kühlmann der Admiral von Hintze.

Digitized by Google

Paul Fuhrmann

Nach dem Zerfall des Bülow-Blocks, als Zentrum und Konservative sich paarten, schwenkte die Nationalliberale Partei, das Mittelstück des zerfallenen Blockgebildes, nach links ab. Dem Bund der Landwirte wurde ein Kampf aufs Messer angesagt, drei Abgeordnete der Partei wurden wegen ihrer unbeirrbaren Liebe zu Rechts ausgeschifft, so Graf Oriola und Freiherr Heyl zu Herrnsheim, der Lederkönig von Worms, und dem Fortschritt warf man sich brünstig in die Arme. Liberale beider Richtungen begründeten den Hansabund für Handel, Gewerbe und Industrie, legten, nicht erfolglos, die Leimruten für den gebrechlichen Mittelstand aus und schlossen für die bevorstehenden Wahlen ein Bündnis. Die Sozialdemokratie war der stille Genosse, den man sich unter den Linden zwar genierte zu grüßen, der aber doch selbst diesen oder jenen Nationalliberalen, so Herrn Ernst Bassermann, den göttergleichen Parteiführer, im Wahlkampf gegen das Zentrum herauspauken mußte. Das war anno 1912 in Saarbrücken; dann kams im neuen Reichstage bei der Präsidentenwahl, da die äußerste Linke als stärkste Partei ihre Rechnung präsentierte, unter Assistenz der Nationalliberalen dazu, daß Herr Philipp Scheidemann zum Vizepräsidenten ausersehen wurde. In Rheinland-Westfalen, wo

Digitized by Google

die nationalliberalen Industriebarone, die geborenen Antipoden der Sozialdemokratie, saßen, zog man die Stirne kraus und wurde fuchswild, als derselbe Herr Scheidemann, der auf nationalliberalen Krücken die Präsidentenbühne bestiegen hatte, sich weigerte, die höfischen Pflichten zu übernehmen, das heißt: zur Vorstellung beim Kaiser zu gehen. Das sei unerhört, republikanisch, antimonarchisch usw. Das Deutsche Reich drohte einzustürzen. Die Nationalliberale Partei fiel, eingeschüchtert, bei der bestätigenden Präsidentenwahl richtig um, und Scheidemann saß draußen. Statt seiner füllte der Geheimrat Dove, allerdings ein ganz ausgezeichneter Mann, der einen behäbigen Witz mitbrachte und eine gemütvoll stoische Ruhe, die Lücke im Präsidium aus. Zwei Fortschrittler und ein Nationalliberaler saßen nun drin. Drei Vertreter zweier Parteien, die zusammen noch lange nicht die Mandatsziffer der Sozialdemokratie erreichten. Was tats!

Die Schwerindustriellen der Nationalliberalen Partei wühlten weiter. Den Hansabund versuchten sie immer von neuem auf ein ihnen genehmes Gleis zu schieben. Erst gab der Präsident Rießer nach; dann aber hielt er den Druck nicht mehr aus, schlug Krach, und die schwerindustrielle Sippschaft kündigte zum nächsten Termin. Voran Herr Landrat a. D. Rötger. Raus waren sie. Das war der erste Keil in die liberale Gemeinschaft, die sich anzubahnen schien. Den zweiten richteten sie gegen die Nationalliberale Partei selbst. Mit zwei andern hielten sie einstweilen noch zurück.

Digitized by Google

Wer aber besorgte dieses politisch unsaubere Geschäft, die Partei zu unterminieren und überall Sprengbomben zu legen? Doch sicher einer, der selbst zum rechten Flügel der Partei zählte und ein Interesse daran hatte, ihn allein zur Geltung zu bringen? Weit gefehlt! Einer von links biß auf irgendwelchen Köder der Schwerindustriellen an: Herr Paul Fuhrmann, Mitglied des Landtags für den sechsten Arnsberger Wahlkreis (Hamm, Soest); Generalsekretär der Nationalliberalen Partei und vertraut mit allen Geheimnissen des Berliner Zentralbureaus, in dem er täglich arbeitete. Ihm, dem Vertrauensmann der nationalliberalen Gesamtpartei, sannen die schwerindustriellen Herrschaften an, Verrat zu üben, einen eigenen, Sprengzwecken dienenden altnationalliberalen Reichsverband zu begründen, und Herr Paul Fuhrmann, der sich vom Gelde seiner ehemaligen Frau einst ein Rittergut in Schlesien und in der Altmark hatte kaufen können, nahm das Geschäft an. Tipp topp!

Nach diesem Schritt schrieb ihm, am achtundzwanzigsten Juni 1912, Doktor Weber, ein hervorragendes Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses der Partei:

„Ich kann mir keine größere Felonie denken als diejenige, daß ein Mann wie Sie, der lediglich durch die starke Unterstützung von Bassermann und mir im Gleichgewicht erhalten werden konnte, uns in den Rücken fällt, um nicht allein persönliche Positionen des Herrn Bassermann zu untergraben, sondern um auch die Partei zu sprengen, die zusammenzuhalten auch ich stets ängstlich bemüht gewesen bin.

Digitized by Google

Sofort nach meiner Ankunft in Berlin habe ich wiederholt in Ihrem Bureau anfragen lassen, ob Sie nicht für mich zu sprechen seien. Herr Breithaupt (der andre Generalsekretär) hat das gleiche versucht; ebenfalls vergeblich. Darauf habe ich das Personal vernommen und folgendes festgestellt:

1. Sie sind ganz entgegen Ihrer sonstigen Gewohnheit, nachdem Sie bereits Generalsekretär des neuen Verbandes waren, wo Sie sonst erst zwischen elf und zwölf Uhr im Bureau erschienen, tage- und wochenlang vor neun Uhr bereits gekommen, um dort Arbeiten für den Verband zu erledigen. War es nicht selbstverständlich, daß Sie sofort Ihre Tätigkeit im Zentralbureau einstellen mußten, sobald Sie ein neues Konkurrenzunternehmen ins Leben riefen?

2. Sie haben sich tagelang das lediglich dem Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses zur Verfügung stehende Exemplar des Geheimbuches zur Einsichtnahme geben lassen. Dieses Studium haben Sie in frühern Jahren nie vorgenommen, sondern lediglich nach Ihrem Neuengagement, und bei diesem Studium durch wiederholte Anfragen an das Personal sich genaueste Kenntnis zu schaffen versucht über die Höhe der Parteifreunde, über den Eingang der einzelnen Zahlungen.

3. Sie haben die Damen des Zentralbureaus beschäftigt, um Adressenmaterial anzufertigen, das dazu diente, Mitglieder für Ihren Verband zu werben und unsrer Organisation zu entziehen.

4. Sie haben ferner an das Personal des Bureaus das Ansinnen gestellt, Ihnen noch weitere Adressen herzustellen und zwar bis spätestens zu dem Sonntag vormittag, an welchem durch die Rückkehr des

Digitized by Google

Herrn Kalkhoff diese Mehrarbeit der Damen vereitelt worden wäre.

5. Sie haben sich das private Organisationshandbuch des Bureaus, welches täglich nachgetragen wird, geben lassen, um aus diesem Exemplar Ihr Adressenmaterial für den neuen Verband jederzeit zu ergänzen.

Diese Tatsachen habe ich festgestellt, und nachdem ich dies getan habe, habe ich im geschäftsführenden Ausschuß mit meiner Meinung nicht zurückgehalten. Ich stehe auf dem Boden, daß es unerhört ist, daß, nachdem Sie engagiert waren, Sie überhaupt in unserm Bureau noch tätig geblieben sind, daß es aber noch viel empörender war, wenn Sie in dieser Form vorgingen. Dagegen habe ich protestiert und mit Recht. Ich stehe für meine Feststellungen mit meiner ganzen Person ein."

Genügt das? Herrn Paul Fuhrmann noch nicht. Er brachte Herrn Doktor Weber zu Familienfesten und andern Anlässen auch weiterhin seine Glückwünsche dar, als wäre nichts geschehen, als hätte er kein Wässerchen getrübt. Herr Ernst Bassermann nannte das Verhalten des Herrn Fuhrmann „das Unanständigste, was ihm in seinem Leben passiert" sei. Was tats! Herr Fuhrmann blieb nach wie vor Mitglied der nationalliberalen Gesamtpartei, blieb Volksvertreter im preußischen Abgeordnetenhause. Dem fahnenflüchtigen Sohne des Generalsekretärs Breithaupt kaufte er, aus naheliegenden Gründen, die Erinnerungen des Vaters über die Gründung des altnationalliberalen Verbandes für achthundert Mark ab. Die Intimitäten seines politischen Treibens sollten von ihm

Digitized by Google

selbst vernichtet werden, ehe sie Unberufene in die Hand bekommen könnten, da sie doch recht genierlich waren. Und des alten Herrn Breithaupt Mund ist für ewig verschlossen, den bringt, unter dem Grase, keiner mehr zum Sprechen. Andres ließe sich noch sagen, aktenmäßig feststellen, Persönliches, Allzupersönliches. Aber wir haben es hier mit dem Politiker, nicht mit dem Privatmann zu tun. Schwamm drüber.

Herr Fuhrmann ist nicht mehr der Jüngsten einer, dem man manches bei seiner Jugend zugute halten könnte. Er ist 1872 zu Stolp in Pommern geboren. Das Schwabenalter hat er längst überschritten. An der Universität Berlin hat er einst, nachdem er das Stolper Gymnasium besucht hatte, Geschichte und Kunstgeschichte gehört. Wie lange, weiß ich nicht. Ein, zwei oder drei Semester.

Als der Krieg ausbrach, stellte er, gleich der Industrie in allen deutschen Landen, sich selber um. Nun ging er unter die Zeitungsinspiratoren und die „namenlosen" Leitartikler, um im Sinne der Altnationalliberalen, lies: der Schwerindustrie, den Kampf gegen die eigene, die nationalliberale Partei fortzuführen. Die Berliner „Neuesten Nachrichten", die von jeher nicht leben und sterben konnten, dann eine Zeitlang mit der „Deutschen Zeitung" zusammengelegt wurden, boten ihm die Plattform, nachdem sie finanziell saniert worden waren. Die Partei schüttelte einmal und noch einmal die Berliner „Neuesten Nachrichten" ab; aber Herr Fuhrmann ließ sich nicht abschütteln,

Digitized by Google

klebte wie eine Klette und stänkerte gegen die Partei weiter. Als die sechs wirtschaftlichen Verbände sich seinerzeit, 1915, in jener vertraulichen Denkschrift für weitgehende Annexionen aussprachen, riß er den Mund am weitesten auf und wetterte, schrieb und stichelte tagaus, tagein gegen Herrn von Bethmann Hollweg, der einen klaren Kopf behielt. Wie aber erst die Deutsche Vaterlandspartei ins Leben trat, da war er einer der ersten, die sich unter die Agitatoren reihen ließen. Und so gewaltig war seiner Rede Fluß in einer Berliner Propaganda-Versammlung, daß die Zuhörer die anwesenden Kriegsbeschädigten aus dem Saale prügelten, weil diese gegen die allzu heftige politische Hetzrede Einspruch erhoben hatten. Herr Fuhrmann, der sich vom Bureau des Abgeordnetenhauses für seine wertvolle parlamentarische Arbeit reklamieren ließ, Herr Fuhrmann, Prototyp des Heimkriegers, strahlte am Rednerpult und beteiligte sich mit heftig anklagenden Worten an der Prügelszene. Ein Triumph seines Lebens.

Im Abgeordnetenhause war er die Seele des rechten nationalliberalen Flügels. Mit Herrn Hirsch, dem Essener Generalsekretär, zog er an einem Strang. Wollte die Fraktion mal ein bißchen nach links rücken: flugs ließ er die nationalliberal-schwerindustrielle Meute gegen die liberalen Elemente los. Meistens halfs. Bei der Wahlreform zum Glück nicht. Da, nachdem alle Parteirichtungen die Loh- und Fuhrmänner vergebens zum gleichen Wahlrecht zu bekehren versucht hatten,

Digitized by Google

marschierte man schließlich doch getrennt: rechts und links. Und Herr Fuhrmann, der einst in Stendal vor seinen Wählern das Dreiklassenwahlrecht als das schändlichste Wahlrecht bezeichnet und im Anschluß daran heftig das gleiche Wahlrecht gefordert hatte, half in vorderster Linie das volksfeindliche Wahlrechtskompromiß mit der Rechten schmieden. So verriet er wiederum die Partei und eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, Herrn Doktor Friedberg, Vizepräsidenten im preußischen Staatsministerium und Vorkämpfer für das gleiche Wahlrecht. Bis dann der große Kladderadatsch kam, der alle, auch Paul Fuhrmann, in der Wahlrechtsfrage ganz plötzlich umlernen ließ.

So sieht Herr Paul Fuhrmann aus, der sich im Parlament und vor seinen Wählern als der große Moralist aufspielte, dessen Reden trieften von deutschem Geiste, von deutschem Wesen, von deutschem Machtwillen.

Digitized by Google

Georg Graf von Hertling

Im fünfundsiebzigsten Lebensjahr, wenn der Durchschnittsbeamte längst schon den Dienst quittiert hat und seine Pension still und beschaulich verzehrt, wurde Graf Hertling an die Spitze der Reichsleitung berufen. „Wenn ich mich", sagte er mit einem leichten Anflug von Resignation in seiner großen programmatischen Antrittsrede im Reichstag, „in sturmbewegter Zeit entschlossen habe, das schwere und verantwortungsvolle Amt des Reichskanzlers zu übernehmen, wenn ich die Bedenken zurückgedrängt habe, die sich schon allein aus meinem vorgeschrittenen Alter ergeben konnten, so leitete mich dabei die Überzeugung, die ungesucht an mich herangetretene Aufgabe nicht abzulehnen, da es Pflicht sei, dem Vaterland auch das schwerste Opfer zu bringen." So kann nur sprechen, wer, über den Ehrgeiz des menschlichen Lebens hinaus, zu der Erkenntnis gekommen ist, daß wir nicht in diese Welt gestellt sind, um uns selbst zu leben, sondern daß es unser Schicksal ist, gelebt zu werden, das heißt: unser Leben im Dienst der andern bis zum letzten Hauch aufzureiben. Einmal schon, als Herr von Bethmann Hollweg aus dem Amte gedrängt wurde, war der Ruf zur Nachfolge an den Grafen Hertling ergangen. Damals, im Juli 1917, glaubte er, aus Altersrücksichten,

Digitized by Google

ablehnen zu müssen, da ja noch andre Anwärter auf die Kanzlerschaft, unruhig, vor der Tür standen. Aber das Experiment mit einem aus der Ochsentour der Bureaukratie, um mit Bismarck zu reden, mißlang, das Zwischenspiel Michaelis ging, nicht ohne Tragikomik, überraschend schnell zu Ende, und abermals fragte man bei ihm an, und jetzt glaubte er sich nicht noch einmal versagen zu dürfen. Und so nahm er in der Tat, physisch nicht nur, sondern auch psychisch, das schwerste Opfer auf sich, das man von ihm in seinem Alter verlangen konnte. Er ist gebrechlich und so kurzsichtig, daß er fast stets geleitet werden muß. Nur wenn er, glänzend und fließend, im Parlament spricht, vergißt man sofort seine Körperschwäche. Dann kommt in dieses äußerlich unscheinbare Männchen im zugeknöpften Bratenrock Leben, Energie, Willensstärke, Kraft, und die Augen hinter den dicken Brillengläsern beginnen zu leuchten. Eine leichte Röte überfliegt das kleine, weißbärtige, spitze, abtastende Gesicht, das den Schnitt des Mauskopfes hat. Als ich einen bekannten ausländischen Diplomaten einmal nach dem Eindruck fragte, den Graf Hertling bei ihm nach der ersten Unterredung hinterlassen hätte, sagte er lächelnd: „Ein entzückender Greis." „Und was haben Sie erreicht?" fuhr ich fort. „Erreicht? Er hat mir, plaudernd, viel erzählt. Aber, letzten Endes, ist er immer um die Dinge herumgegangen, die ich gern geklärt wissen wollte." So ist er: Keiner, den man aufs Glatteis locken könnte, der sich, unvorsichtig, jemals fest-

Digitized by Google

legen würde. Wenn man ihn in den Sitzungen des Bundesrats betrachtet, dann glaubt man oft, daß er ermüdet den Verhandlungen nicht mehr zu folgen vermöge. Schweigend scheint er in sich versunken zu sein. Sobald aber die Aussprache sich zu verlieren, zu verwirren droht, dann greift er rasch ein, und in klaren, zugespitzten Worten formuliert er das Wesentliche und bringt wie ein politischer Weichensteller die Debatte auf das ihm nützlich erscheinende Gleis.

Er ist eine durchaus konservativ gerichtete Natur. Dennoch haben ihn die Verhältnisse fast stets in die Opposition gedrängt, und selbst als er die höchste Stufe bürgerlichen Einflusses im Staate erklommen, brach er, geschoben, mit den Anschauungen von heute und gestern und leitete so, nicht ohne Zagen, durch seine Tat einen neuen Abschnitt neudeutscher Politik ein. Wenn ich sein geistiges Bild zu zeichnen versuche, darf ich nicht oberflächlich ein paar politische Daten seines Lebens lose aneinanderreihen, sondern muß, um sein Wesen ganz zu erschließen, dort beginnen, wo er sich geistig-seelisch zu entfalten begann, und von wo dann tausend Fäden auch sein ganzes politisches Tun und Lassen durchdrangen: mit der Philosophie.

Auf der Universität Bonn hatte er, 1867, zu lehren begonnen, kam hier aber über den Privatdozenten nicht hinaus. Erst nach dreizehn Jahren wurde er Professor und auch nicht mehr als außerordentlicher, obwohl er schon eine Reihe philosophisch nicht unbedeutender Werke geschrieben

Digitized by Google

hatte. Aber in jenen Zeitläuften des Kulturkampfes schien auch er suspekt, da er an den Lehren des Vatikans festhielt und treu zur Kirche in ihrem Kampfe wider den Staat stand, ohne sich dabei irgendwie besonders vorzudrängen. Er war, auch später als Professor in München, in der Philosophie weniger Forscher in dem Sinne, daß er mit einem großen Wurf ein neues System errichtet hätte: er war mehr der Lehrer, der Historiker, der nur kritisch verzeichnete, was war, und der nicht so sehr darauf bedacht war, zu zeigen, was werden müsse. Das verbot ihm schon seine dogmatisch-theologische Befangenheit. Das katholische Christentum setzt an den Anfang alles Geschehens einen überweltlichen, persönlichen Gott, die Welt ist ein Akt seiner schöpferischen Allmacht, und die eigentliche Bestimmung des Menschen liegt im Jenseits. Die Lösung dieser transzendentalen Hauptprobleme ist also festgelegt, und so hat die Philosophie, wie Hertling einmal in einer Schrift über den Kirchenvater Augustinus sagt, nur die Aufgabe, diese gegebenen Probleme zu formulieren, zu verdeutlichen und ihrem vollen Inhalt nach entwickeln zu helfen. Mit Plato und den Neuplatonikern setzt er sich (aber nur nebenher) auf diesem Wege auseinander und beschäftigt sich eingehend mit Aristoteles, der im Mittelalter der Kirche zum neuen Rüstzeug für die philosophische Durchdringung und Begründung der Dogmen wurde.

Diese katholisch-scholastische Schulung, die nicht zuletzt auf die Erziehung zu geschmeidiger

Digitized by Google

Dialektik in Wort und Schrift hinzielt, darf man nicht übersehen, wenn man Hertling als Politiker verstehen will.

Schon als Bonner Privatdozent bewirbt er sich, 1875, mit Erfolg um das Reichstagsmandat von Münster und steht unter Windthorst und Reichensperger in heftiger Fronde gegen den eisernen Kanzler, der Zentrum und Vatikan das Rückgrat zerbrechen möchte. Ein Jahr darauf begründet er mit mehreren andern in Koblenz die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft, auch der politisch-staatsrechtlichen, im katholischen Deutschland, und legt sich, mit feinem Empfinden für die Nöte des kleinen Mannes, aufs Sozialpolitische. Das wird schon damals seine Spezialität. Mehr als einmal lädt ihn Bismarck zu sich ein, um soziale Fragen mit ihm durchzusprechen, und schüttet ihm, so 1883, sein Herz über den unseligen Kulturkampf aus. Klug und nachsichtig streckt ihm Hertling die Hand entgegen und versichert, „daß auch die Zentrumsabgeordneten sich unterschiedslos nach der Langenweile des kirchenpolitischen Friedens sehnten." Allmählich finden sich Zentrum und Kanzler auf dem Umweg über die neue Steuer- und Wirtschaftspolitik. Der lärmende Waffengang wird schrittweise eingestellt, aber hinter den politischen Kulissen weicht die katholische Kirche keinen Schritt zurück. In den Werken der von Hertling geleiteten Görres-Gesellschaft liest man: „Der Staat ist als die natürliche, für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der

Digitized by Google

Kirche unterstellt." Und dennoch verbindet sich das Zentrum jahrelang mit Freisinn und Sozialdemokratie, den ausgeprägtesten Vertretern des Toleranzgedankens, mit Richter und Grillenberger, um gegen die Ausnahmegesetzgebung Bismarcks zu streiten.

Nach Liebers Tod wird er der Chef der Zentrumsfraktion, der Diplomat der Partei und läßt sich die Zustimmung zu jedem grundlegenden Gesetz, vor allem den Militär- und Marineforderungen, von der Regierung abkaufen. Diese kühle Geschäftspolitik, der sich selbstBülow anfangs nicht zu verschließen vermag, bringt dem Zentrum unter anderm den langsamen Abbau des Jesuitengesetzes ein, führt dann aber, über allzu Persönliches, im Dezember 1906 zum jähen Abbruch aller Beziehungen zwischen Zentrum und Regierung. Die Verfehmung des Zentrums dauert indessen nicht lange, der konservativ-liberale Block zerbricht an der Reichsfinanzreform. Stärker als je zuvor geht die Partei der Mitte aus ihrer temporären Isolierung hervor. Grade zur rechten Zeit kann sie ihr ganzes politisches Gewicht in die Wagschale werfen, um in der Fehde Pius des Zehnten wider alle modernistischen Regungen, die stark in die Kompetenzen des Staates überzugreifen droht, die Regierung zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Nicht gering ist dabei die Rolle Hertlings als Vermittler gewesen. Als 1912 das Beamtenministerium Podewils in Bayern über einen Konflikt mit dem Zentrum stürzt, wird Graf Hertling mit der Kabinettsbildung betraut. Die

Digitized by Google

Zentrumsmehrheit der bayrischen Kammer wird über Nacht offizielle Regierungspartei, und das parlamentarische Regime hält damit, obwohl keiner von den Beteiligten es wahr haben will, in dem ersten deutschen Bundesstaat seinen Einzug.

Hertling steht nun an verantwortungsvoller Stelle, wird, automatisch, Vorsitzender des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten und bekommt von hier aus tiefe Einblicke in das große Gebiet der internationalen Politik. Bayerns Einfluß im Reiche wächst zusehends und ist in der Vergangenheit nie bedeutungsvoller gewesen als in diesen fünf Jahren bis 1917. Eng lehnte sich Herr von Bethmann Hollweg an Hertling an, und es war schließlich nur natürlich, daß man bei dem zweimaligen Kanzlerwechsel in allererster Linie an ihn dachte. Aber er ließ sich nicht einfach vom Kaiser zum Reichskanzler ernennen, sondern setzte sich erst mit den Mehrheitsparteien des Reichstags, mit dem Zentrum, dem Freisinn und der Sozialdemokratie, ins Benehmen, vereinbarte mit ihnen, die einst eine geschlossene Oppositionsmehrheit im Reichstage gebildet hatten, ein positives Arbeitsprogramm und berief führende Parlamentarier in die Reichsleitung. Damit hatte er auch im Reich den ersten Schritt zum parlamentarischen System getan. Darin liegt sein bleibendes Verdienst. Innerpolitisch ist er denn auch dem mit den Parteien vereinbarten Programm treu geblieben. Er hat, mitten im heißesten Kampf, um das gleiche Wahlrecht in Preußen, erklärt,

Digitized by Google

daß er mit dieser Frage stehe und falle, und hat anknüpfend an die sozialen Februarerlasse Wilhelms des Zweiten von 1890, den Entwurf eines Arbeitskammergesetzes und die Aufhebung des Paragraphen 153 der Gewerbeordnung in die Wege geleitet. Aber die Treue machte es schließlich nicht. Das politische Leben fing allmählich zu versumpfen an, die Wahlrechtsreform kam nicht vom Fleck, das Arbeitskammergesetz blieb hoffnungslos in der Kommission stecken, die Nebenregierung der militärischen Stellen trat immer ungenierter auf, die Mehrheitsparteien murrten, die Sozialdemokratie kündigte ihm das Vertrauen, die Fortschrittliche Volkspartei stützte ihn auch nicht mehr, und zu guter Letzt ließ ihn auch das Zentrum fallen. Der Kanzler fuhr ins Hauptquartier und kam als „toter Mann" zurück. Der Kaiser hatte den Kanzler, der sich den neuen Forderungen der Mehrheitsparteien, vor allem der Aufhebung des Artikels 9 der Reichsverfassung, als konservativ Denkender nicht anzuschließen vermochte, den Abschied bewilligt. Der Weg für die Volksregierung war frei. Das historische Dokument war vom Grafen Hertling selbst noch gegengezeichnet. So hatte er sich einen brillanten Abgang gesichert.

In der Außenpolitik hatte er, wie einst als Philosoph, gehandelt und sich, fatalistisch, völlig dem Spruch der Mächte gefügt, die stärker waren als er. Er versuchte ursprünglich seine Kriegs- und Friedenspolitik aufzubauen auf der deutschen Antwort an die Papstnote, die sich gegen gewalt-

Digitized by Google

same Annexionen und Kriegsentschädigungen aussprach. Langsam jedoch paßte er sich, unter allerhand rhetorischen Vorbehalten in seinen Reichstagsreden, der neuen militaristisch angehauchten Atmosphäre, die ihn täglich und stündlich umgab, an und vergaß die Frage des heiligen Augustinus, die er vordem als Gelehrter an ihm gerühmt hatte, die Bemerkung des Kirchenvaters in seinem „Gottesstaat" über das römische Imperium: ob es denn wirklich etwas Großes und Lobenswürdiges sei, den Erdkreis ohne Ende mit Krieg zu überziehen, unabhängige Völker zu unterjochen und aus den Trümmern zerstörter Freiheit und Selbständigkeit ein gewaltiges Denkmal des Ehrgeizes zu errichten. Schritt für Schritt wich er vor denen zurück, die allein in Annexionen die Zukunft Deutschlands gesichert wissen wollten, und es kostete ihn Mühe, in seinen Reichstagsreden diesen Rückzug mit allerhand vieldeutigen Worten zu verschleiern. So hinterließ er allein schon mit dem deutsch-russischen Frieden dem deutschen Volk eine Erbschaft, deren ganze politische Tragweite erst später sich ergeben wird.

Sicherlich hat er es, auf lautem und leisem Wege, nicht an Versuchen fehlen lassen, auch mit den Westmächten zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen. Das ist ihm ebenso wenig wie seinen Vorgängern gelungen. Er ließ abwartend die Dinge an sich herantreten, um alle Reibungsmöglichkeiten auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Er hielt still und wurde mehr und mehr zum Vollstrecker des Willens eines andern oder zweier, und wenn

Digitized by Google

er im Widerstreit mit den militärischen Autoritäten etwas erreichte, dann wars, bei Licht besehen, ein mageres Kompromiß. Auch der schlaueste Fuchs hat lieber den Sperling in der Pfote als die Taube auf dem First. Und so saß er in dem vornehm-alten Barockbau des verträumten Reichskanzlerpalais hinter großen Spiegelscheiben, mit dem Blick auf das bunte Rundbeet blühender Rhododendron, Rosen und Stiefmütterchen, und wartete auf den ersehnten Gast, der auch in dieses Haus einmal einkehren mußte: den Frieden. Aber Graf Hertling wartete vergebens und starb, fern in München, als Pensionär, noch ehe Deutschland der Friede geworden war.

Digitized by Google

Robert Friedberg

Einer, der seine Seele an die Politik verkauft hat: Professor, Nationalökonom, Berufsparlamentarier und etwa ein Jahr lang Minister ohne Portefeuille. Der Rahmen ist nationalliberal. Also ein Wechselrahmen? Nein. Ein abgeschlossenes, einseitliches Bild, das fest in seiner Umrahmung sitzt.

Herr Doktor Friedberg, der erst in Leipzig, dann in Halle Staatswissenschaften dozierte, ist wissenschaftlich nur wenig hervorgetreten. Das war nicht sein Gebiet. Ein, zwei Bücher über die Börsensteuer und die Finanzen der Gemeinden: mehr wüßte ich nicht aufzuzählen. Aber politisch ist er schon seit undenklichen Zeiten tätig. 1886 betrat er, fünfunddreißigjährig, das preußische Abgeordnetenhaus und ist dann nicht wieder herausgekommen. Halle entsandte ihn zuerst ins Parlament, dann Remscheid-Lennep. Im Reichstage faßte er nur einmal vorübergehend Fuß, in jenen Jahren, da Fürst Hohenlohe mit müden Händen die Zügel des Reichs ergriff.

Eine stattliche Erscheinung. Ganz Professor. Kleiner, quadratisch geschnittener, graumelierter Vollbart, eine Brille auf der dicklich geformten Nase, ziemlich volles Haupthaar, rötliche Backen, ein schlanker Körper auf elastischen Beinen, meist in einen würdigen Bratenrock gesteckt. Und

Digitized by Google

doch von Feierlichkeit keine Spur. Immer freundlich lächelnd, immer höflich — selbst seinem Antipoden von der äußersten Linken Adolph Hoffmann reicht er kollegialisch im Vorübergehen die Hand —, immer dabei, wenn es heißt, die politische Karre redend oder schreibend ins rechte Gleis zu schieben. Es ist ein Vergnügen, ihm im Parlament zuzuhören. Kein Pathos. Das liegt ihm, weiß Gott, nicht. Aber Sachlichkeit in schnellem Redefluß wie Perlen auf die Schnur gezogen Das kann er. Schlagfertig und nicht aus der Fassung zu bringen.

Er ist ein Stück guter nationalliberaler Tradition. Sein Interesse konzentriert sich ausschließlich auf Preußen. Darin war er von jeher Meister. Die Arbeitsteilung kam der Partei sehr gut zustatten: Bassermann beherrschte das Reich, Friedberg Preußen. Einer kam dem andern nicht ins Gehege. Noch ehe er die parlamentarische Laufbahn einschlug, hatte er schon seine Verdienste um die Partei. Auf den Parteitagen hielt er vermittelnde Reden und wußte durch gesellschaftlich gewinnende Art die Leute für sich einzunehmen. Er ist denn auch heute noch vor allem Taktiker, das heißt: politischer Psychologe mit dem rastlosen Trieb, zu handeln. Im Abgeordnetenhause waren seine Reden bei der Etatsberatung stets das Glanzstück. Dann schwelgte er in den Finanz- und Steuerfragen, dann betastete er mit behutsamen Fingern den Ausgleichsfonds der Eisenbahnverwaltung, der dem Etat schon so manches Jahr durch seine reichen Mittel auf die Beine geholfen hat, dann

Digitized by Google

wetterte er gegen das Provisorium der Einkommensteuer-Zuschläge und wandte sich gegen die Thesaurierungspolitik des Herrn Finanzministers.

Er macht kein Hehl daraus, daß er ein Berufsparlamentarier ist, seitdem er seine Professur an den Nagel gehängt hat. In seiner großen Rede wider das Herrenhaus, durch die er im März 1917, am Tage der russischen Revolution, eine Reform der Ersten Kammer forderte, als er sich, spitz und ironisch, mit dem stockpreußischen Grafen Yorck von Wartenburg auseinandersetzte, ging er auf den am andern Ufer gefallenen Vorwurf des Berufsparlamentarismus ein. „Die Ausführungen über die Berufsparlamentarier haben", sagte er, „neben der mehr komischen auch eine ernste Seite. Was hat denn eigentlich der Parlamentarier in Deutschland für Vorteile? Ich wüßte nur den einen, daß er das Bewußtsein hat, seine Pflicht nach bestem Wissen erfüllt zu haben. Und wenn es Leute gibt, die, unabhängig und materiell sichergestellt, es sich zu ihrer Lebensaufgabe machen, im Parlament tätig zu sein, hier gewissermaßen die Traditionen aufrechtzuerhalten und den Kollegen, die mit Berufsgeschäften überlastet sind, manches abzunehmen, dann sollte das doch eine andre Anerkennung finden als eine Verhöhnung des Berufsparlamentarismus." Und dann holte er zum Gegenschlage aus, stellte fest, daß die ganze Verordnung, auf der das Herrenhaus beruht, mit dem klaren Wortlaut der Verfassungsbestimmung nicht vereinbar ist, und schloß, unter dröhnendem Beifall der Linken des Hauses,

Digitized by Google

seine Rede mit der sarkastischen Bemerkung: „Wenn man den Begriff der Regierung im weitesten Sinne nimmt, also auch die Gesetzgebung darin einbegreift, dann könnte man auch sagen: Jedes Volk hat die Regierung und die Parlamente, die es verdient. Aber ein Herrenhaus in dieser Zusammensetzung hat das preußische Volk wirklich nicht verdient."

Inzwischen ist Herr Doktor Friedberg Minister geworden, Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, der erste parlamentarische Minister in Preußen-Deutschland, der sein Abgeordneten-Mandat beibehalten hat, und der bei Abstimmungen vom Regierungstisch in den Saal tritt und sich unter seine Parteifreunde mischt, um auch seine Stimme abzugeben. Er ist der eigentliche Reform-Minister geworden, der Wahlrechts-Heros. Aber all seine Geschäftskunde und Geschmeidigkeit nützte ihm lange nichts. Die Rechte blieb verstockt, der rechte nationalliberale Flügel, die Fuhrmann, Hirsch und Konsorten, sagten ihm, auf schwerindustriellen Befehl, die Freundschaft auf, und so schritt er im Kampf um das gleiche Wahlrecht von Niederlage zu Niederlage. Das Abgeordnetenhaus allein lehnte das Gleichheitsprinzip zweimal in der Kommission und viermal im Plenum ab. Aber Herr Doktor Friedberg hoffte noch immer, obwohl auch das Herrenhaus, wie nur natürlich, ihm die Gefolgschaft versagte. Wartete er auf ein Wunder? Warum löste er, wie verheißen, das Abgeordnetenhaus nicht auf und schrieb Neuwahlen aus?

Digitized by Google

fragte die Linke. Aber das Wunder kam. (Als es bereits zu spät war.) Friedbergs Optimismus ward gerechtfertigt. Die militärische Lage änderte sich mit einem Schlage zu unseren Ungunsten, Bulgarien fiel ab, wir machten das Waffenstillstands-Angebot an Wilson: die Konservativen knickten zusammen. Jeder Widerstand gegen das gleiche Wahlrecht wurde aufgegeben. Herrenhaus und Abgeordnetenhaus schluckten es. Andererseits kroch Herr Doktor Friedberg und mit ihm auch die Linke unter das kaudinische Joch der konfessionellen „Sicherungen" des Zentrums.

Er müßte nicht nationalliberal sein. 1892 hatte die nationalliberale Partei das preußische Volksschulgesetz des Freiherrn von Zedlitz zu Fall gebracht. Vierzehn Jahre später machte sie, unter Friedberg, die Konfessionalisierung der Volksschule mit, die nun, nach dem Willen des Zentrums, mit verfassungsrechtlichen Garantien umgeben werden sollte. In der Wahlrechtsfrage ging er einen umgekehrten Weg. Ursprünglich war er gegen den Gleichheitsgedanken und schwärmte für ein Mehrstimmenrecht nach Alter, Bildung und Besitz. Dann konzedierte er das direkte und geheime Wahlrecht und hatte sich schließlich, unter dem Druck der Kriegsverhältnisse, zu dem gleichen Wahlrecht bekehrt. Und wie hier, so bekannte er sich, der Gegner des parlamentarischen Systems, durch die Tat zur Parlamentarisierung. Das haben ihm die Loh- und Fuhrmänner der Partei nicht vergessen können. Was bedeuten alle seine

Digitized by Google

Verdienste um die Partei: die nationalliberale Rechte ächtete ihn als fahnenflüchtig.

Freilich, ein bißchen suspekt war er ihr immer schon gewesen. In der Auseinandersetzung der Altnationalliberalen mit dem Kern der Partei hielt er sich zur Zentralorganisation und hatte auf der andern Seite für die Jungliberalen ein verzeihendes Lächeln. Er verstand es eben, sich über die kleinlichen Gegensätze zu erheben, rückte nach dem Tode Bassermanns zum Vorsitzenden des Zentralvorstandes der Partei auf und ward mit der Zeit das Partei-Etikett. Auf seine Anregung hin wurde die musterhafte Pressevertriebsstelle begründet, die jährlich Millionen von nationalliberalen Schriften unter die Wählermasse brachte. Er spielt in der Parteipolitik wie auf einer Klaviatur. Er spielt in Dur und in Moll, er spielt Läufe und Triller, er spielt auch, ebenso hurtig mit der Rechten im Baß und mit der Linken im Diskant, aber die eine Melodie, nach der das gleiche Wahlrecht in Preußen verwirklicht werden könnte, vermochte er lange nicht herauszufinden.

Im Herbst 1918 trat er als nationalliberaler Vertrauensmann in das Kriegskabinett des Prinzen Max und verschwand dann, wie alle seine bürgerlichen Kollegen, plötzlich in der Versenkung, als die Revolutionswoge über Deutschland hinwegflutete. Erst bei den Wahlen zur preußischen Nationalversammlung tauchte er, nachdem die nationalliberale Partei zerfallen war, als demokratischer Kandidat auf.

Digitized by Google

Hans Georg von Beerfelde

Eines Tages, im Sommer 1917, läutete zu ganz ungewöhnlicher Stunde mein Telephon.

„Hier Fischart."

„Beerfelde", antwortete eine ziemlich tiefe Stimme, „Hauptmann von Beerfelde."

Nie hatte ich bisher den Namen gehört.

„Könnte ich Sie in einer ganz dringenden Angelegenheit sprechen? Ganz dringend ..."

„Gewiß. Aber, bitte: worum handelt es sich denn?"

„Es muß irgendetwas getan werden. Irgendetwas. Es ist die allerhöchste Zeit!"

„Ja, wie soll ich das verstehen?"

„Die ganze politische Lage, die Notwendigkeit eines raschen Friedensschlusses, die Folgen der russischen Revolution — das alles müssen wir einmal besprechen und dann irgendwelche Schritte unternehmen, kurz: handeln."

„Darf ich fragen, von dem die Anregung ausgeht?"

„Von mir. Der Reichskanzler ist ziemlich aufgeklärt über die Sachlage. Nun müssen wir sie auch den entscheidenden militärischen Stellen klar machen. Übrigens hat bereits eine Reihe andrer Herren zugesagt, zu der Besprechung ins ‚Rheingold' zu kommen: Geheimrat X, Direktor Y, Chefredakteur Z usw."

Digitized by Google

„Gut, auch ich komme."

Pünktlich ging ich noch am selben Tage nachmittags ins ‚Rheingold'. Als ich in das kleine behagliche Vorzimmer eintrat, waren grade ein Offizier und ein (sehr bekannter) Gelehrter, bequem in Klubsesseln ruhend, mitten im lebhaftesten Gespräch. Jetzt sprang der Offizier rasch auf und reichte mir, impulsiv und kräftig, die Hand.

„Beerfelde."

„Fischart."

Ein schmucker, körperlich straffer, etwas untersetzter Offizier. Hauptmann. Das Eiserne Kreuz erster Klasse links unter der Brust. Feldgrau. Ein intelligentes Gesicht. Stark gebräunt, fast verwittert. Ein kurz geschnittener Schnurrbart. Volles, kupferblondes Haupthaar, beinah eckig wie eine Hecke geschoren, wie wenn der Barbier sich als Le Nôtre, der große Gartenkünstler des Barock, gefühlt hätte. Kräftige Brauen. Und dann diese Augen. Durchbohrten sie einen mit ihrem Blick? Stach er aufdringlich? Jetzt sah er, starrte er einen Moment vor sich hin. Die Augen eines Mannes, der ans Befehlen, ans Herrschen gewöhnt ist, eines Fanatikers der Tat oder auch bloß der Welt der Ideen — der Idee, die ihn magisch in ihren Bann gezogen hatte?

Ein seltsamer Mensch. Ein Adels- und Willensmensch, ein Draufgänger.

Mit der Zeit waren wir zehn, zwölf Menschen zusammen, in der Berliner Geisteswelt meist wohlbekannte Namen.

Digitized by Google

Der Gelehrte, der Geheimrat, übernahm, von Herrn von Beerfelde gedrängt, den Vorsitz, entschuldigte das Ausbleiben zweier ihm nahestehender Professoren und gab in ganz kurzen Umrissen ein Bild der politischen Lage, drinnen und draußen. Es war um die Zeit der geheimen Ausschußsitzungen des Reichstags, in jenen Wochen, da der Kampf wider Bethmann Hollweg aufs höchste entbrannt war und die Friedensresolution heranreifte.

Man tappte politisch überall im Dunkel, und der Geheimrat erklärte, daß man unbedingt einen neuen Kriegswinter verhindern müsse.

„Es muß also irgendetwas getan werden", ergänzte der Hauptmann und bat die Anwesenden, sich darüber auszusprechen.

Eine Verlegenheitspause trat ein. Man sah sich, beinahe flehend, gegenseitig an.

Dann kam allmählich eine Diskussion zustande, die sich aber nur mühsam hinschlich.

Die einen schlugen vor, Hindenburg und Ludendorff über die wirkliche Stimmung im Lande aufzuklären. Natürlich auch den Kaiser. Herrn von Bethmann Hollweg hielt man für unterrichtet. Mit ihm hatte erst am Tage vorher Herr von Harnack konferiert, bei dem der Hauptmann auch vorgesprochen hatte.

Die andern hielten nicht viel davon. Wie solle man denn an Hindenburg herankommen, und was solle man ihm schließlich sagen? Was Positives? Wieder trat eine Pause ein.

Die ganze Aussprache schien zu versanden.

Digitized by Google

Ein Skeptiker zweifelte, nicht ohne einen ironischen Unterton, an der ganzen Geschichte, die hier schwerfällig in Gang gebracht werden sollte.

In diesem Augenblick sprang der Hauptmann ganz erregt auf, raffte seine Mappe und sein Notizbuch zusammen, schlug hart mit der Hand auf den Tisch und sagte in kurzabgerissenen Sätzen: „Ich sehe, die Herren reden. Ich aber will handeln. Und wenn ich meinen Kopf dafür einsetze! Guten Tag, meine Herren!"

Sprachs und ging mit schweren Schritten aus dem Saal. Wir andern starrten uns in dieser peinlichen Situation eine kleine Weile an, und alle Blicke konzentrierten sich schließlich auf den Vorsitzenden, den Gelehrten.

Der war recht verlegen. „Ich sehe", hob er schließlich an, „daß Sie von mir irgendeine Aufklärung haben wollen. Aber — ich kann sie Ihnen beim besten Willen nicht geben. Der Hauptmann besuchte mich gestern, stellte meine Teilnahme an dieser Konferenz gradezu als moralische Pflicht hin und erzählte von den andern Herren, die zugesagt hatten, und da glaubte ich denn, nicht nein sagen zu dürfen. Er ist doch schließlich ein Mann in einer Stellung: Kriegsteilnehmer, Eiserner erster Klasse, Offizier im Großen Generalstab, Adel ... Ja, und so bin ich denn hergekommen, ohne ihn näher zu kennen und ohne zu wissen, was er denn nun eigentlich will."

Der zweite sagte dasselbe Sprüchlein her: plötzlicher Besuch, Eisernes erster, Adel, Offizier im Großen Generalstab.

Digitized by Google

Der dritte desgleichen.

Der vierte und die andern ebenso.

Zu guter Letzt lachte man, fühlte sich aber innerlich doch ein bißchen beschämt.

Wochen vergingen. Der Name des Hauptmanns war mir mittlerweile schon aus dem Gedächtnis entschwunden.

Da bekam ich unvermutet seinen Besuch. Mit wenigen Worten gedenkt er jener Stunde im ‚Rheingold' und fragt, ob auch ich über ihn den Kopf geschüttelt hätte.

„Nein."

„Warum nicht?"

„Sie waren der einzig Handelnde unter lauter Redenden, die nicht wußten, was sie sagen sollten. Oder Ihr Herz schrie wenigstens zur Tat auf. Und schon allein dieses Moment, das tragisch und dramatisch zugleich war, hat mich mächtig gepackt, ohne daß ich in diesem Augenblick gefragt hätte, was Sie nun eigentlich wollten."

„So. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Denken Sie, ich habe ein neues Beweisstück dafür, daß etwas geschehen muß. Kennen Sie die Broschüre des Fürsten Lichnowsky?"

„Ungefähr ..."

„Wollen Sie ein Exemplar haben?"

„Ja, wie kommen Sie denn dazu, Herr Hauptmann?"

„Ich habe sie geliehen erhalten, und da habe ich mir gesagt: die mußt du verbreiten, um die Menschen die ganze Wahrheit kennen lernen zu lassen."

„Ja, aber das ist doch sehr bedenklich ..."

Digitized by Google

„Ich habe zwölf Abschriften herstellen lassen. Hier haben Sie eine ..."

Dann habe ich Herrn von Beerfelde nur noch einmal, ganz flüchtig, gesehen und nur noch einige höfliche Worte mit ihm ausgetauscht. Wenige Wochen später wurde ich vors Gericht zitiert und mußte die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky abgeben, nachdem ich einen Revers unterschrieben hatte, keine Abschriften angefertigt oder verbreitet zu haben. Den andern Besitzern der Denkschrift war es ebenso ergangen, und schon glaubte man alle Exemplare schön beisammen und der Öffentlichkeit wieder entzogen zu haben, als der letzte, der vernommen wurde, zugeben mußte, daß er nicht bloß Kopien von der Schrift, sondern zahlreiche Abdrucke (ich glaube: fünfhundert) hatte anfertigen lassen, die inzwischen den Weg alles Schrifttums gegangen waren, ohne daß man bei dieser Auflage die Möglichkeit hatte, Einhalt zu gebieten.

Beerfelde war mittlerweile mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten in Konflikt geraten, der ihm angeblich jede politische Betätigung untersagt hatte. Er wird vors Kriegsgericht gestellt und wird, da ein ausdrücklicher dienstlicher Befehl seines Vorgesetzten nicht vorlag, gegen den er sich vergangen haben konnte, freigesprochen. Die Berufungsinstanz kommt gleichfalls zum Freispruch.

In der Untersuchungshaft hatte er sich, sinnend und grübelnd, noch tiefer in seine Gedankenwelt eingebohrt, die ihm immer wieder ein kategorisches: „Du mußt handeln, irgendetwas tun!"

Digitized by Google

zuzurufen schien. An Ludendorff schreibt er, an Hindenburg: „Deutschlands Schicksal in und nach dem Kriege wird wesentlich davon abhängen, ob wir wahr eine wahre Sache vertreten, andernfalls würden wir, auch äußerlich siegend, zum Untergang reif sein und nie unsre eigentliche Weltmission erfüllen können. Mit der Wahrheit allein können wir auf die Dauer gegen die innern und äußern Feinde bestehen, deren gefährlichster überall die infame Lüge ist." Ein großes Kind, ein Schwärmer, der das Leben nur aus der Perspektive eines überblickt, dessen Sphäre Wolkenkuckucksheim ist, und der nicht die scharfen Konturen der Wirklichkeit, des täglichen Lebens sieht? Vielleicht. Nur daß dieser mystische Träumer doch zugleich ein Mann ist, der unbedingt handeln will, etwas tun soll und muß. Aber was?

Das Ziel ist ihm unklar, verschwommen. Darin unterscheidet er sich von Thomas Stockmann, den die „kompakte Majorität" verblendet einen Volksfeind nannte. Der wußte ganz genau, wie die Wahrheit zur Tat zu machen wäre.

Aber Beerfelde? Irrlichteliert umher. Weiß nicht recht, was er denn nun tun soll, und strandet schließlich an der Peripherie der Unabhängigen Sozialdemokratie, knüpft Fäden, die ihn in den Verdacht bringen, mit der großen Berliner Ausstandsbewegung vom Ende Januar 1918 in engster Verbindung zu stehen. Kompromittierende Schriften, Flugblätter werden bei ihm zu Hause bschlagnahmt. Kurz, Vergehen gegen den

Digitized by Google

§ 89 des Strafgesetzbuches. Wenigstens lautet so die Anklage. Landesverrat ...

Ist die Welt närrisch, oder ist ers, der von den reinsten humanitären Absichten geleitet war und sich dann in den Netzen eines Lebens, dem er persönlich hilflos gegenüberstand, verfing? Verdammen wir Michael Kohlhaas, der ein ähnlich innerlich zerrissener Mensch war, dessen Seele auch nach Taten schrie, der, sein Recht suchend, bis zu den letzten Konsequenzen schritt und dabei schließlich über sich selbst stolpern mußte?

Der Richter hat das Wort. Und es ist Pflicht, des Publizisten nicht in ein schwebendes Verfahren einzugreifen ...

*

Dieser Aufsatz war Anfang April 1918 geschrieben. Aber das Oberkommando in den Marken schritt ein und untersagte, mehrfach, die Veröffentlichung. Es wäre ja auch zu schrecklich gewesen, wenn die Welt erfahren hätte, daß nicht einmal mehr alle Offiziere an das imperialistisch-militaristische Ideal glaubten.

Nun, da die Revolutionswelle den Hauptmann a. D. von Beerfelde plötzlich hochgeschleudert und ihn, für einige Tage, zu einem der mächtigsten Männer Deutschlands gemacht hatte, hole ich das Manuskript wieder vor; dazu das Aktenmaterial Beerfelde, einen ganzen Berg von Schriftstücken, Eingaben und Briefen an den Kaiser, an den Kronprinzen, an Hindenburg usw.

Wie liegt der Fall? Der Hauptmann hatte, überreizt aus dem Felde kommend, einen Blick

Digitized by Google

in die damals noch unbekannte Denkschrift des Fürsten Lichnowsky über die Schuldfrage getan. Er hatte das Bild von Sais mit jähem Ruck entschleiert, und die Wahrheit erschlug ihn geistig-seelisch. An den Kaiser schrieb er, in dem verzweifelten Ringen nach Wahrheit, in der Hoffnung, daß doch vielleicht nicht alles zutreffend sei, was Lichnowsky, Doktor Muehlon, Fernau und die andern mitgeteilt hätten, Ostern 1918: „Ich fordere im Namen des betrogenen Volkes, daß zur Klärung der wahren Sachlage sämtliche Schriftstücke der Öffentlichkeit vorgelegt und sämtliche Abmachungen bekanntgemacht werden, die vor dem Kriege mit Österreich-Ungarn ausgetauscht wurden, und die in unserm Weißbuch fehlen. Ich fordere ..."

Erschütternder aber noch als all die (vergeblichen) Versuche, mit dieser Forderung durchzudringen, wirkt die große Rechtsbeschwerde, die Beerfelde am elften September 1917 als Häftling aus der Berliner Arrestantenanstalt an das Reichsmilitärgericht „in Sachen der Lichnowskyschen Denkschrift" gerichtet hat. Aus einer gemarterten Seele schreit es:

> Wer mich kennt, alle meine früheren Vorgesetzten und Kameraden, werden es bestätigen können, daß ich in wichtigen Fragen immer mit dem Einsatz meiner ganzen Person für klare und reinliche Verhältnisse eingetreten bin, jeden faulen Kompromiß hasse, auch wenn er mir noch so große Vorteile bringen sollte.
>
> Nichts weiter ist das Ziel meines Wollens und Strebens, als daß Recht und Wahrheit und Gerechtig-

Digitized by Google

keit, die ja allen andern Mächten weit überlegen sind, unserm Heer und unserm Volke ein freies Gewissen und freie Bahn für eine gesegnete und große Zukunft schaffen, nach dem tiefen Bibelwort: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde, die Ungerechtigkeit ist der Leute Verderben!" Warum wohl solche, der Menschheit wie Sternenbahnen ihre Wege weisenden Worte nicht beachtet werden? Haben wir denn überhaupt ein Recht, uns ein „christliches" Volk, einen „christlichen" Staat zu nennen? Ich weiß genau, daß diese Worte jeder meiner Untergebenen im Felde unterschrieben hätte. Man wird sehr schwere Überraschungen erleben, wenn man sich nicht vor Rückkehr der Feldarmee, die in ihren besten Elementen von einem rücksichtslosen Wahrheitsdrang erfüllt ist, auf eine Politik lauterer Wahrhaftigkeit nach innen und außen einstellt. Denn nur dafür lassen deutsche Männer ihr Blut und Leben. Es wird alles rücksichtslos beseitigt werden — und nicht mit Unrecht —, was anders gerichtet ist. Die Heimat sollte das rechtzeitig bedenken. Als ich von meinem Bataillon schied, habe ich es der Mannschaft versprochen, daß, wenn man mich draußen nicht mehr brauchen könne, ich wenigstens in der Heimat für „gutes Quartier" sorgen würde. Dies Versprechen werde ich nach Kräften halten.

„Lichnowsky hat im Herrenhaus seine Ansicht in der Neuen Fraktion vertreten, auch da gilt er für überspannt, düpiert, einen Narren. Die ungeheure Mehrheit lehnt jeden aufklärenden Gedanken ab, und keine Denkschrift, kein Argument wird sie umstimmen!" Wer sollte solche Kassandra-Rufe hören können, ohne sich erschüttert an den Kopf zu fassen und zu fragen: Stimmt denn das wirklich? Aber es scheint wahrhaftig so, als ob man bei uns vorläufig noch nicht hören will. So wird man fühlen, furchtbar fühlen müssen! Ich bin

Digitized by Google

über die meist vergeblichen Versuche, Wahrheit und Klarheit zu verbreiten, fast dem Verzweiflungswahnsinn verfallen. Nun stehe ich vor Gericht. Wird man mich da hören? Ich traue darauf, und darum schütte ich, ganz gegen die übliche Form, nicht als sich Verteidigender, sondern als Angreifer hier mein unsagbar schwer bedrängtes Herz aus. Nur eines bitte ich: prüfen, prüfen, gründlich prüfen, und nicht eher ruhen, als bis volle Klarheit herrscht, und bis dann aus dieser Klarheit die Konsequenzen gezogen werden! Militärisch einfach: Lage, Entschluß! Ich habe ein überwältigendes Material zur Aufklärung der Lage zur Verfügung. Wer es durcharbeitet und sich dazu die erforderlichen persönlichen Aufklärungen verschafft, wird klar sehen können. Mir ist es ja nicht anders gegangen. Auch ich war felsenfest von unserm Recht durchdrungen, kann hundertfältige Beweise aus jener Zeit für meine lautere Begeisterung für unsere Sache erbringen — bis mir instinktiv immer häufiger das Empfinden sich aufdrängte, daß irgendetwas bei uns nicht stimmen könne, weil zu viele äußern und innern Anzeichen dafür vorlägen. Und nun der harte Weg zur bittern Wahrheit. Ich bin der Verzweiflung nahe gewesen. Seit ich das alles sehe, was ich sehe, gibt es für mich nur einen Entschluß: zeugen und, wenn es sein soll, gern sterben für diese Wahrheit, damit unser ahnungsloses Volk nicht zugrunde gehe. Das schreibe ich nicht im Affekt, sondern das ist nüchternste, kälteste, heiligste Klarheit und unabänderlicher Entschluß.

Das Gericht hat nicht mehr über ihn urteilen können. Die Revolution rüttelte an der Tür des Untersuchungsgefängnisses, riß sie auf und schenkte ihm die Freiheit. Im Nu war er oben.

Digitized by Google

Mit einem Arbeitervertreter zusammen trat er am neunten November sofort an die Spitze des allmächtigen Vollzugsausschusses der Arbeiter- und Soldatenräte. Nun sollte er durch die Feuerprobe gehen. Aber schon nach drei Tagen hatte man ihn abgesetzt. Er hatte sich als zu himmelstürmend für eine systematisch aufbauende Organisationsarbeit erwiesen.

Das Nichts des Alltags hatte ihn wieder verschlungen. Unversehens war er in die Talwelle geraten. Wird sie ihn nochmals hochschleudern?

Einstweilen strandete er in einem Sanatorium ...

Digitized by Google

Paul von Hintze

Eines Tages erhielt ich eine Einladung von Seiner Exzellenz dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herrn von Hintze: Wilhelm-Straße 76, eine Treppe.

Die Räume sind mir seit langem bekannt. Vorn, in dem bescheidenen Vestibül aus unsrer Vorväter Tagen, die beiden Sphinxe, die sich behaglich auf ihren Steinpostamenten ausgestreckt haben, und die nun jeden Eintretenden beim Besteigen der Treppe gutmütig beäugen. Auch der Konferenzsaal des Auswärtigen Amtes, in der ersten Etage, macht einen durchaus einfach-bürgerlichen Eindruck. Keine Seidentapeten, keine wiesenweichen Teppiche, keine schweren Damastvorhänge an den paar Fenstern. Ein grünbedeckter Tisch in Hufeisenform besetzt fast den ganzen, in seinem Ausmaß recht kleinen Saal. Links an der Wand das lebensgroße Bild Wilhelms des Zweiten aus seinen dreißiger Lebensjahren, rechts Kaiser Friedrich. Daneben die bekannten Marinetabellen von S. M. aus der ersten Zeit des Flotten-Enthusiasmus. In einer Fensterecke ein riesiger Globus. Das ist, nebst einem Bücherregal, das ganze Mobiliar.

Zur Sitzung sind einige Legationsräte gekommen, Wirkliche und Geheime, Referenten, ein Unterstaatssekretär und, zuletzt, der neue Herr

Digitized by Google

Staatssekretär selbst. Gegenstand der Verhandlungen: Hohe Politik. Natürlich vertraulich.

Herr von Hintze eröffnet die Sitzung und leitet sie mit einer längern Darstellung ein. Ein frischer, noch unverbrauchter Mensch. Von Statur klein. Etwas untersetzt. Sehr beweglich. Innerlich voll Unruhe wie ein fernher grollender Vulkan. Äußerlich die Ruhe selbst mit einem Stich ins Überlegene. Spricht jovial und doch etwas von oben herab. Will seine Zuhörer glauben machen, daß er alles sub specie aeterni betrachte. Kennt die Menschen und weiß, daß sie betrogen werden wollen. Kennt die Menschen der ganzen Welt, denn er ist, weiß Gott, Zeit seines Lebens überall herumgeschmissen worden.

Die beiden großen braunen Augen wandern gleichmäßig, während die Rede fließt, von links nach rechts und von rechts nach links, um jeden Einzelnen seines kleinen Auditoriums ständig unter Kontrolle zu haben. Und er will Eindruck machen, will nicht bloß, kalt und nüchtern, durch die Sache selbst und ihre geistige Verarbeitung, sondern auch durch die Form des Vortrages wirken. Er spricht, in gewählten Ausdrücken, ohne Gedankenstriche, Pünktchen und Ausrufungszeichen, glatt und abgerundet wie ein Buch. Kein Nachsatz fällt unter den Tisch. Alles reiht sich in sehr wohlgeordneten Sätzen aneinander. Jedes Stäubchen einer stilistischen Unebenheit pustet er von dem Filigran seiner Rede ab und flickt alle Augenblicke, mit ruhigem Bedacht, Worte, Wendungen, Bemerkungen ein, die seine Belesenheit in der Lite-

Digitized by Google

ratur, wenn auch nicht grade der modernen, illustrieren sollen.

Kein Aristokrat, dem, in Haltung und Rede, alles von selbst wird. Nein, ein Mann, der sich, in strenger Selbstzucht, alles und jedes erst hat erarbeiten müssen. Er fußt (wie man so sagt) auf keiner Familie, auf keinen Konnexionen, auf keinen materiellen Gütern (und ist bis heute, unerschrocken, Junggeselle geblieben). Alles hatte das Schicksal ihm eigentlich versagt, alles äußerlich Greifbare. Als er noch bei der Marine war, sagten sie in intimen Kreisen, er schaue aus wie ein kaiserlicher Leibkutscher. Und nun kutschierte er ja auch so etwas wie den kaiserlich-deutschen Reichswagen. Aber die ihn so wenig freundlich verglichen, hatten doch im stillen Respekt vor ihm. Man sprach von ihm als dem „wahnsinnig" klugen, fleißigen und ehrgeizigen Hintze. Er ist bald in allen Sätteln gerecht, ist unermüdlich tätig und nimmt keine Rücksichten, wenn es gilt, das von ihm als richtig erkannte Ziel zu erreichen. Dies Ziel liegt jedoch stets in der Linie des eigenen Vorteils. Bei allem zeigt er, als Marineoffizier, Rückgrat, ohne indessen auf diplomatische Schlauheit zu verzichten. Im Gegenteil: darin ist er besonders groß. Da er an Bord des ‚Kaiser Wilhelm II.', als erster Offizier, eine gewisse Bequemlichkeit unter den jüngern Kameraden zu entdecken glaubt, geht er mit Pech und Schwefel dagegen vor. Das macht ihm natürlich viele Feinde. Aber er läßt sich nicht beirren. Im übrigen kennt er keine Vorurteile. Dazu ist er

Digitized by Google

zu sehr Weltmann. Als einer seiner Jahrgangsgenossen nach der Verabschiedung eine „nicht voll standesgemäße" Ehe einging, beschlossen seine Kameraden, nach dem engherzigen Brauch, von dem üblichen Hochzeitsgeschenk abzusehen. Hintze, als Crew-Ältester, protestierte gegen so „mittelalterliche" Ansichten, und das Geschenk ward gemacht.

Seine Karriere rollt sich in rasch wechselnden Bildern ab. 1882 tritt er als Kadett in die Marine ein. Schon bei der Prüfung gewinnt ihm seine Klugheit den ersten Platz, den er von da an ständig hielt. Der spätere Gouverneur von Kiautschou, Admiral von Truppel, ein sehr gestrenger Herr, war sein Kadettenoffizier, sein Erzieher. Hintze hatte es nicht leicht, und fast hätte er damals den Dienst quittiert. Aber seine Energie überwand alle Fährnisse. Drei Jahre lang gondelt er an Bord der Kreuzerfregatte ‚Prinz Adalbert' um die Erde herum. Als er zurückkehrt, wird er, am achtzehnten Juli 1885, Unterleutnant zur See. Der Weg zum Ruhm stand ihm offen. Aber der Weg war weit, und der Ruhm ließ bedenklich lange auf sich warten. Verschiedene Kommandos von keinerlei Bedeutung folgen. Fast scheints, als habe man Hintzes Talente nicht erkannt. Schiffsjungen muß er erziehen, beim Torpedoversuchs-Kommando tut er Dienst und dergleichen mehr. All das vermag ihn natürlich nicht zu befriedigen. Endlich gelingt es ihm, auf die Marine-Akademie zu kommen. 1894 bis 1896. Im Reiche geht der Flottenrummel los. Während seine Kame-

Digitized by Google

raden allerhand Sport treiben, arbeitet Hintze wie ein Pferd. Er lernt Sprachen über Sprachen und bildet sich auf allen möglichen Gebieten weiter. Trotzdem ist er kein Duckmäuser. Tempi passati. Er hält auf tadellose Kleidung und ist materiellen Genüssen nicht abhold, bleibt aber stets in Grenzen, ist nie high spirits.

1896 sieht sich Hintze an der ersten Etappe seiner ehrgeizigen Wünsche. Am achten April wird er, als Kapitänleutnant, zum Oberkommando der Marine kommandiert. Nun beginnt, rapide, sein Aufstieg. Zwei Jahre später wird er Flaggleutnant des Kreuzergeschwaders in Ostasien. Sein Chef ist der Vizeadmiral von Diederichs. Hintzes Name wird zum erstenmal, für einen Augenblick, in der ganzen Welt genannt: die Dewey-Affäre vor Manila im amerikanisch-spanischen Kriege. Es war im Sommer 1898, als das Flaggschiff des Admirals von Diederichs vor Manila auf den Philippinen ankerte. Hintze wurde von Diederichs zu Admiral Dewey entsandt, um Vorstellungen zu erheben, als amerikanische Offiziere sich anschickten, die angedrohte Durchsuchung zweier deutscher Kriegsschiffe vorzunehmen. Dabei fiel Herrn Hintze gegenüber das Wort aus dem Munde Deweys: „Young man, will jou tell me, that means war?" Junger Mann, willst du mir sagen, daß das den Krieg bedeutet? Hintze, glatt rasiert, sah damals, trotz seinen sechsunddreißig Jahren, noch sehr jugendlich aus. Der Konflikt aber hatte, wie man weiß, in jenen Tagen, außer einer überaus heftigen Preßkampagne, keine Folgen.

Digitized by Google

An Stelle des Herrn von Diederichs wird Prinz Heinrich Oberbefehlshaber des Kreuzergeschwaders. Hintze wird sein Admiralstabsoffizier und siedelt vom ‚Kaiser' auf das Flaggschiff des Prinzen ‚Deutschland' über. Kommandant ist der Kapitän zur See Müller (später, bis zuletzt Chef des Marinekabinetts). Der genoß in der Marine einen ähnlichen Ruf wie Hintze. Zwei Herren von eminenter Schlauheit trafen also hier an Bord zusammen. Einer war dem andern unsympathisch. Erklärbar nicht zuletzt aus der Nähe des Prinzen. Aber sie taten, was unter den obwaltenden Umständen das Klügste war: sie schlossen Frieden, schlossen einen Bund fürs Leben, auf Gedeih und Verderben. Dieser Bund hat sich bewährt. Immer ist er für beide Teile „auf Gedeih" bestehen geblieben.

1901 kehrt Hintze in die Heimat zurück, wird am siebenundzwanzigsten Juli zum Korvettenkapitän befördert und als erster Offizier an Bord des Linienschiffes ‚Kaiser Wilhelm der Zweite', eines Schiffes der heimischen Hochseeflotte, kommandiert. Lange Jahre hatte er keinen Frontdienst mehr getan und ward ihm allmählich völlig entfremdet, da er nur noch mit der Feder arbeitete. Fast wäre Hintze nun vom Schicksal ereilt worden. Leute zu behandeln, verstand er nicht. Es kam zu mancherlei Mißhelligkeiten. Aber das Glück wich dennoch nicht von seiner Seite. 1902 sitzt er bereits wieder auf einem Drehschemel — im Admiralstabe der Marine. „Ich möchte gern als Marine-Attaché nach London", seufzt er; und dieses Wort

Digitized by Google

ist bei seiner Vorliebe für alles Englische verständlich. Sein Wunsch geht aber nicht in Erfüllung. Er kommt ein Jahr darauf als Marine-Attaché — nach Petersburg. Hier begründet er, wenigstens in den allerhöchsten Kreisen, seinen Ruf als Diplomat. An der Seite des alten, würdigen Grafen von Pourtalès entwickelt er ein bißchen viel Aktivität. Am Zarenhof ist er bald persona gratissima und hat, stets und ständig, das Ohr Seiner Majestät. Während der Revolution von 1905, als die Wogen über dem Zarenschloß zusammenzuschlagen drohen, läßt er eiligst deutsche Torpedoboote nach Kronstadt kommen und bietet sie dem Zaren, im Falle der Flucht, zur freundlichen Benutzung an. Sein Einfluß wird immer größer. Er wird der treueste Berater Nikolaus des Zweiten. Als die Revolution gar nicht enden will, schlägt er dem Zaren vor, alles Entgegenkommen gegen die Masse einzustellen und es einmal mit äußerster Strenge, mit den rigorosesten Maßnahmen zu versuchen. Der Rat Hintzes wird befolgt und — bewährt sich. Solch eine persönliche Machtstellung schafft natürlich Feinde. Unter den Russen sowohl wie unter den Deutschen in der Botschaft. Aber seine Position bleibt durch Feindschaften, selbst durch Skandälchen unerschüttert. Im Flug geht es weiter vorwärts. 1905 wird er Fregattenkapitän, 1906 Flügeladjutant des Kaisers und Königs, 1907 Kapitän zur See, 1908 erhält er den Adel und 1909 lautet sein Titel: „Militärischer Bevollmächtigter am Kaiserlich russischen Hofe, attachiert der Person Seiner

Digitized by Google

Majestät des Kaisers aller Reußen und zugeteilt Allerhöchst dero Hauptquartier." Höher gehts nicht mehr. Peter, wie sie ihn (warum, weiß ich nicht) stets in Kameradenkreisen nannten, scheint alles erreicht zu haben.

Plötzlich gibts eine Retardation. Hintze wird abgesägt. Die Marine-Rangliste von 1911 verzeichnet lakonisch: „Der Abschied wurde bewilligt behufs Übertritt in den Auswärtigen Dienst dem Kapitän zur See von Hintze." Was war geschehen? Eine unvorsichtige Äußerung über „Hessen" war zu Ohren gekommen, für die sie nicht bestimmt war. Das war Hintzes Verderben. Die Rotte wartete ja nur darauf.

Als er aber von seinem Schrecken erwachte, gewahrte er, daß er die Treppe hinaufgefallen war. Der Konteradmiral als Titel, den Hintze noch erhielt, hätte ihn samt der stattlichen Pension zufriedenstellen können. Das Auswärtige Amt wurde ihm indessen ein neues Sprungbrett. Dort hatte er freilich allerhand Gegner. Den Mann, der ihnen ins Handwerk gepfuscht hatte, den haßten sie gründlich. So wurde Hintze nach Mexiko abgeschoben, auf den Gesandtenposten, der noch einen jeden das Genick gekostet hatte. Aber das Auswärtige Amt hatte sich getäuscht. Hintze machte das Unmögliche möglich, stellte sich in Mexiko mit aller Welt auf freundschaftlichen Fuß, errang sich spielend Sympathien und erregte das größte Aufsehen, als er mitten in einen Haufen feuernder Aufständiger mit seinem Auto hineinfuhr und bedrängte Deutsche rettete. Kurz: sein

Digitized by Google

Stern, der schon dem Verlöschen nahe schien, strahlte wieder in reinstem Glanze. Die Gunst des Kaisers, die ihn ständig gestützt hatte, leuchtete erneut über ihm. „Das ist mein Mann", sagte der Monarch.

Da kam der Krieg. Hintze ging nach China und rettete, was zu retten war. Als Heizer verkleidet, kam er über den Ozean und entging glücklich der Verfolgung durch die Feinde. „Das haben Sie famos gemacht", lächelte der Kaiser, als Hintze ihm das später erzählte; „wenn Sie noch einmal durchkommen, können Sie Gesandter in Peking werden." Nachdem China die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen hatte, machte er sich in die Heimat auf. Man gab ihm, in einer kritischen Zeit, den Gesandtenposten zu Christiania. Auch hier lavierte er sehr geschickt. Norwegen blieb, wenn auch unfreundlich, neutral. Als Herr Zimmermann unseligen Angedenkens aus der Wilhelmstraße ausziehen mußte, wurde Hintze als Nachfolger genannt. Aber er war zu alldeutsch-suspekt, und die Linke winkte ab. Kühlmann blieb Sieger. Nachdem auch ihm nur ein kurzes Dasein als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes beschieden war, zog Herr von Hintze doch in das Haus Wilhelmstraße 76 ein. Er brannte einige, nicht alle Brücken zu den Alldeutschen ab und machte seine Verbeugung vor den Mehrheitsparteien des Reichstags. Aber die Herrlichkeit währte nicht lange. Nur hier und da hat er öffentlich gesprochen: zum Khedive von Ägypten, zu

Digitized by Google

den Iren und zu der Wiener Presse, der er erzählte, daß man in Deutschland eine Knebelung der öffentlichen Meinung nicht kenne. Na ja. Im übrigen hatte er für alle freundliche Worte. Eine schwere Niederlage zog er sich zu, als Graf Burian zur völligen Überraschung der Berliner Stellen mit seinem Friedensangebot heraustrat. Herr von Hintze hatte in Wien geglaubt, den Grafen Burian von diesem Gedanken abgebracht zu haben. Da war kein Halten mehr. Er ging, weil die Zeit über seine diplomatischen Methoden hinweggegangen war. Dem Reichstagsplenum hat er sich gar nicht erst vorstellen können. Im großen Hauptquartier spielte er dann noch, bis zum militärischen Zusammenbruch, den Vertreter des Auswärtigen Amtes.

Digitized by Google

Rosa Luxemburg

Die Saat, die sie Zeit ihres Lebens gesät hat, ist jetzt aufgegangen. Während ich, am zehnten Januar 1919, diese Zeilen schreibe, rattern in Berlin die Maschinengewehre, Handgranaten platzen zwischenein, und die Gasse speit aus allen Ecken und Winkeln bewaffnetes Proletariat aus. Die Tage der Demonstrationen, da endlose Züge mit blutigroten Fahnen über die ‚Linden' wallten, da die Masse der mehrheitssozialistischen Arbeiterschaft und des Bürgertums zu Gegenkundgebungen auf die Straße zog, da mir im Reichskanzlerpalais von einer leitenden Persönlichkeit gesagt wurde: Wer weiß, ob wir uns lebendig wiedersehen! — diese Tage der Vorbereitungen, der Überraschungen, der Vorahnungen, der planlosen Schießereien, der Putsche sind vorüber, und es ist Ernst geworden. Berlin ist ein Schlachtfeld, auf dem der Bruderkampf der deutschen Arbeiterschaft entbrannt ist. Auf die politische Revolution, die die Gekrönten in Pension schickte, auf die soziale Revolution, die dem Arbeiter in wilden Lohnkämpfen rasch einen Anteil an den großen Gewinnen der Heimkrieger sichern sollte, ist die anarcho-sozialistische Revolution gefolgt; der Kampf um die Ausrodung des Kapitalismus mit Stumpf und Stiel. Hegels geschichtsphilosophische Lehre von der Pendelbewegung der

Digitized by Google

Entwicklung scheint in diesem Fall recht zu behalten. Die These: Monarchischer Absolutismus droht von der Antithese: Diktatur des Proletariats abgelöst zu werden.

Rosa Luxemburg triumphiert. Das ist ihr Werk. Aufs Konspirieren und Revolutionieren hat sie sich seit jeher verstanden. Sie müßte nicht aus Russisch-Polen gekommen sein, um nicht in der Schule politischer Minierarbeit etwas gelernt zu haben. So vor etwa fünfundzwanzig Jahren siedelte sie nach Deutschland über, nachdem sie schon in Polen eine revolutionäre Arbeiterpartei, die links von der offiziellen P. P. S., der Mehrheitssozialdemokratie, stand, begründet und gefördert hatte. Hier in Deutschland fand sie ein neues, verheißungsvolles Feld. Aber als Fremde, als russische Jüdin, wäre sie wahrscheinlich, zu Hohenlohes, zu Bülows gestrengen Zeiten, rasch über die Grenze abgeschoben worden, und so mußte sie sich auf irgendeine Weise einbürgern. Eine Scheinehe mit einem Herrn Lübeck, von dem man nie wieder etwas gehört hat, bahnte ihr den Weg dazu. Als Frau Rosalie Lübeck ward sie ohne weiteres preußisch-deutsche Staatsbürgerin, und niemand konnte ihr mehr „als lästige Ausländerin" die Tür weisen.

Ach, das Röslein hatte böse Dornen. Die Partei hats schmerzlich gefühlt. Aber gescheit war sie wie keine andre Sozialistin. Eine Frau, der bloß die Frauen-Bewegung und -Aufklärung am Herzen lag? Keine Spur. Ein Mann war sie, die sich nie mit Kleinlichkeiten, Sentimentalitäten

Digitized by Google

oder dergleichen abgab. Sie ging stets aufs Ganze. Immer in der vordersten Reihe. Sie bahnte sich ihren Lebensweg nicht mit dem zierlichen Sonnenschirm, als sie erst einmal aus dem großen polnischen Ghettodunkel aufgetaucht war, sondern hieb mit Keulen auf alles ein, was ihr entgegen war. Vor dieser resoluten Person hatten sie sämtlich in der Partei, schon als noch Bebel und Singer kommandierten, keine geringe Scheu. Sie war eben Respektsperson. Und reden konnte sie! Das prasselte nur so nieder auf die Gegner. Der fleischgewordene Radikalismus, der mit allen rhetorischen Mitteln, nicht zuletzt mit beißendem Sarkasmus, arbeitete. Ich erinnere mich noch, wie sie, die auf allen Parteitagen glänzte, in Jena dem sanftern Scheidemann ironisch entgegnete: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Und alles schüttelte sich vor Lachen. Hier die stattliche, blonde Erscheinung Philipp Scheidemanns, dort die kleine, schwarze, etwas untersetzte, ein bißchen hinkende Gestalt Rosaliens.

Des Rumorens war kein Ende. Nirgends vertrug man sie auf die Dauer. Denn sie tobte stets und sprach in Superlativen, ohne etwa einer tiefern, wenn auch einseitigen agitatorisch-sozialistischen Bildung zu entraten. Selbst an der Leipziger Volkszeitung, der hohen Schule des „Sauherdentons", blieb sie nur einige Jahre, wurde dann längere Zeit Mitarbeiterin des sozialistischen Dalai Lamas Karl Kautsky in der Neuen Zeit, streute hier auf zartem wissenschaftlichen Anger ihre Ideen aus und hielt alle die Jahre des Werdens,

Digitized by Google

Reifens und Überreifens enge Verbindungen mit den russischen Nihilisten und Sozialrevolutionären aufrecht. Einmal wurde sie von der russischen Polizei gar gefaßt und nach Deutschland spediert. Aber der Draht wurde damit nicht abgerissen.

Manches hat sie mit Louise Michel, der großen Anarchistin während der Pariser Kommune, gemein: die wilde, aufreizende Agitation, das Dransetzen der ganzen Persönlichkeit, den suggestiven Fanatismus, die Wirkung auf die Massen. Als der Krieg ausbrach, sah sie die Zeit gekommen, ihre eigentliche Lebensaufgabe zu lösen. Mit Liebknecht, Mehring und Klara Zetkin fand sie sich in einem heimlichen Verschwörungsquartett zusammen. Das mag im August, im September 1914 gewesen sein. Damals gaben sie die erste Kriegsbroschüre heraus: ‚Die Welt speit Blut'.

Und dann glitt sie immer weiter auf dieser Bahn nach links. Je größer der Kriegsrausch, um so wilder, hemmungsloser wurde ihr Revolutionseifer. Aus dem Quartett wurde allmählich ein Bund, der im Frühjahr 1916, als die Sozialdemokratie sich in schrecklichen Zuckungen spaltete, den Namen ‚Spartakus' annahm. Heimliche Flugblätter entwarf sie, offene Briefe an die Arbeiterschaft und wühlte und wühlte, bis eine hohe Obrigkeit sie in Schutzhaft nahm und im Breslauer Gefängnis unterbrachte. Erst kurz vor dem neunten November ward ihr, wie Karl Liebknecht, auf Geheiß des Staatssekretärs Scheidemann, die Freiheit.

Digitized by Google

Wehe, nun war sie losgelassen! All das, was sie in enger Gefängniszelle geistig und seelisch aufgespeichert hatte, platzte jetzt explosiv heraus. In der ersten, der November-Revolution, stand sie in vorderster Reihe auf den Schanzen. Aber schon am zweiten Tage sah sie, daß dies nicht ihre Revolution sei. Noch hielt sie zwar Fühlung mit den Unabhängigen, wenigstens mit Ledebour, Adolph Hoffmann, Eichhorn, Däumig und Richard Müller, dem Leichenmüller, aber ihr Herz zog sie schon zu Liebknecht, zu den Leuten ganz links hin, die keine Konzessionen kannten, die das Bürgertum in Grund und Boden stampfen, den Kapitalismus mit Blut vertilgen und mit den russischen Bolschewiki Hand in Hand die Weltrevolution machen wollten. Die Revolution der Ebert und Haase erschien ihr als harmlose, kapitalistenfreundliche Revolution in Schlafrock und Latschen, und sie ging hin und gründete mit Liebknecht die ‚Rote Fahne', in der mit zügellosem, blutrünstigem Fanatismus tagtäglich die Massen aufgepeitscht wurden. Alles verwarf sie: das Erfurter Programm der Sozialdemokratie, den Parlamentarismus, den Gewerkschaftsgedanken, die Demokratie, all das, worauf der marxistische Sozialismus aufgebaut war, und proklamierte auf der Berliner Reichskonferenz, da die Spartakiden sich von den Unabhängigen endgültig lossagten und sich mit den Kommunisten zusammenschlossen, den Sturz der Regierung Ebert-Scheidemann. „Wir müssen uns", sagte sie, „auf eine Periode sehr scharfer Zusammenstöße gefaßt

Digitized by Google

machen. Wir müssen die Regierung unterminieren. Durch einen revolutionären Massenkampf des Proletariats auf Schritt und Tritt."

Und so kam es. Eine Woche danach tobte der Bürgerkrieg in Berlin. Die Regierung zog immer mehr Militär zusammen. Enger und enger wurde der Kreis um die Spartakiden. Ein Fort nach dem andern fiel. Ledebour wurde aus dem Bett heraus verhaftet. Liebknecht lief den Soldaten ins Garn. Rosa als seine Getreueste wurde mitgefangen. Als sie aus dem exklusiven Eden-Hotel am Zoologischen Garten in die Untersuchungshaft gebracht werden sollte, stürzt die Menge sich in wilder Wut auf sie und bearbeitet sie mit Schirmen und Stöcken. Ohnmächtig, aus dem Kopfe blutend, zerrissen und zerfetzt, versuchen die Soldaten sie rasch in einem Auto zu entführen. Aber schon an einer der nächsten Straßenkreuzungen springt ein Unbekannter aufs Trittbrett erschießt sie blitzschnell, und der Pöbel schleift sein Opfer in den nächstgelegenen See.

Richter Lynch hatte gesprochen. Der Tod, den sie gegen Berlin mobilgemacht hatte, war ihr jetzt selbst unbarmherzig an die Gurgel gefahren.

Röslein, Röslein, Röslein rot ...

Digitized by Google

Maximilian von Baden

Diese Analyse ist nicht leicht, meine Damen und Herren. Wir haben in unserm psychologischen Seminar nun schon eine ganze Reihe psychischer Zergliederungen, nicht erfolglos, vorgenommen. Dieser Fall nun ist weder pathologisch noch sonstwie anormal. Er ist durchaus alltäglich in seinen Einzelerscheinungen. Nur ihr Komplex ist schwer zu entwirren.

Der Prinz steht im zweiundfünfzigsten Lebensjahre und hat eine fast dreißigjährige militärische Laufbahn hinter sich. Vom Leutnant im Garde-Kürassier-Regiment kletterte er, zu den Dragonern übergehend, allmählich bis zum Generalleutnant und General der Kavallerie hinauf. In den ersten Wochen des Krieges fand er beim vierzehnten Armeekorps, das den Elsaß schützte, Verwendung, „doch ermöglichten ihm seine anderweiten Pflichten nicht", wie es in einer offiziösen Auslassung heißt, „diesen Posten längere Zeit zu behalten". Vom Kriege selbst hat er also nur ein Zipfelchen erhascht. Er ist passiver, leidender Zuschauer geblieben. In seiner Dienstzeit hat er sich militärisch nirgends hervorgetan. Er war einer unter den von Natur Auserlesenen, denen der Weg nach oben durch keinen blauen Brief verlegt werden konnte. Er mußte einmal als General der Kavallerie und Exzellenz enden. Ihn fesselte mehr als der militärische Drill

Digitized by Google

und das Einerlei des Kasernenhofes die Kameradschaft und der Sport. Das war sein Feld. Darin lebte er sich aus. Im übrigen war er von jeher kein Asket gewesen, sondern verstand wie ein Gentleman zu leben. Die Prüfung seiner materiellen Interessen ergibt also nichts, was irgendwie den Rahmen eines Durchschnittsmenschen überschritte: Prinz, Offizier, Sportsmann. Leben und leben lassen. Schillernde Oberfläche.

Wir kommen zu den geistig-seelischen Interessen. Was wissen wir viel davon? Ehe der Prinz die militärische Laufbahn einschlug, studierte er in Freiburg und Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaften und erwarb sich später auf der Universität Leipzig den juristischen Doktorgrad. Als Offizier liest er, hernach, Bücher wie jeder andre, beschäftigt sich auch mit diesem und jenem Philosophen und vertieft sich in Plato und Kant. Nicht das Leben im Vergänglichen und Wechselnden des sinnlichen Daseins, sondern im Aufstreben zum wahrhaften, zum idealen Sein ist das Gute schlechthin, lehrt Plato. Wir sollen die Seele läutern und von allem Körperlichen befreien, damit wir Gott ähnlich werden. Und übertragen auf die Staatsidee heißt das: die ausschließliche Hingabe des Individuellen ans Allgemeine, ans Staatsleben.

Von Plato zum Christentum. Der Prinz ist religiös. Protestant. Nicht Dogmengläubiger, eifriger Kirchgänger, Beter. Nein, das nicht. In ihm steckt etwas von den echten und rechten Pietisten, den Spener, Anton und Francke. Etwas

Digitized by Google

wie mystisches Christentum, das alles nur fühlend, nicht denkend zu erfassen versucht, das aber über das rein Kontemplative hinausstrebt ins Leben, um sozial zu handeln. Der Prinz hat sich von vornherein während des Krieges der Fürsorge für die deutschen Kriegsgefangenen in Feindesland gewidmet. Das war gewissermaßen das Ventil, durch das sein Drang, zu raten und zu helfen, wo alles kämpfte und litt, draußen und drinnen, sich Luft machte. Tatkräftig griff er durch, reiste häufig nach Stockholm und in die Schweiz und erreichte auch, daß das Los der deutschen Gefangenen in Rußland sich besserte, und daß deutsche Internierte aus Frankreich in der Schweiz untergebracht wurden. Wenn, nach dem jedesmaligen Abschluß der Austauschverhandlungen, die deutschen Gefangenen die Grenze in Konstanz überschritten, war er fast stets zugegen, um ihnen persönlich den Willkommengruß zu entbieten. Angewandtes Christentum. Auch Kant lehrt in seiner kleinen Schrift: ‚Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft' eigentlich nichts andres. Ihm ist Religion die Anerkennung aller unsrer Pflichten als göttlicher Gebote.

Eine politisch-ethisch-religiöse Beichte hat der Prinz in seiner großen Ansprache am vierzehnten Dezember 1917 abgelegt, als er (von neuem) das Präsidium der Ersten Badischen Kammer übernahm. Er untersucht die moralischen Grundlagen des Krieges und findet starke, männliche Worte. Obwohl er dem Präsidenten der Vereinigten Staaten das Recht abstreitet, als Weltenrichter auf-

Digitized by Google

zutreten und im Namen der Menschlichkeit zu kämpfen, gesteht er doch, klaren Blickes: „Täuschen wir uns darüber nicht: das amerikanische Volk glaubt wirklich, der Krieg müsse weitergehen, um alle die großen (Völker-) Ideale sicherzustellen. Denn das ist eine tragische Tatsache dieses Weltkrieges, daß für die breite amerikanische Öffentlichkeit Europa historisch, psychologisch und politisch ein unentdeckter Erdteil ist." Dann geht er, nachdem er „die demokratische Parole im Munde der Westmächte als ungeheure Lüge" bezeichnet hat, mit den Deutschen selbst ins Gericht. Und er spricht, Beyle zitierend, von dem Moratorium der Bergpredigt, fordert noch während des Krieges eine Abkehr von der Kriegsverrohung und sagt: „Auch im Kriege ist die Feindesliebe das Zeichen derer, die Deutschland die Treue halten." Soll, so schließt er, die Welt sich mit der Größe unsrer Macht versöhnen, so muß sie fühlen, daß hinter unsrer Kraft ein Weltgewissen steht.

Diese Rede, in der das Ethische alles andre bedeckt, erregt in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Auch das Ausland horcht auf. Der Kaiser telegraphiert dem Redner und nennt seine Rede eine Tat. Prinz Alexander von Hohenlohe, sein Vetter, der Pazifist, schreibt ihm begeistert zustimmend einen Brief aus der Schweiz. Max ist überrascht. Der laute Beifall der linken Presse ist ihm peinlich. Die Frankfurter Zeitung soll mich in Ruhe lassen. Und gar erst die Pazifisten. Ich bin kein Ideologe. Und er setzt sich

Digitized by Google

hin und schreibt in der ersten Erregung über das ihm unangenehme Echo dem Prinzen Alexander einen längern Brief: „Ein Wort sachlicher Vernunft, ernst gemeinten praktischen Christentums und nicht sentimentalen Menschheitsgewissens können sie (die Blätter der Linken) in ihrer suggerierten Verrücktheit einfach nicht mehr au pied de la lettre nehmen, sondern müssen es erst durch den Dreck und Schlamm ihrer entstellenden Torheit hindurchziehen, um es sich ihrer niedern Gesinnung anzupassen." Der Hofmann, der Blaublütige spricht daraus, der sein Christentum für sich haben will, der durch die Zustimmung derer vom andern Ufer sich kompromittiert, sich geniert fühlt und den Beifall, erschauernd, kräftig abschüttelt. Er fügt, gleichsam, übertreibend, damit die andern sich ja nicht einbilden, er gehöre zu ihnen, zu den Demokraten mit den Schlapphüten, den Vorhemdchen und den schmutzigen Fingernägeln — er fügt hinzu: „Auch ich wünsche natürlich eine möglichste Ausnutzung unsrer Erfolge und im Gegensatz zu der sogenannten Friedensresolution, die ein scheußliches Kind der Angst und der Berliner Hundstage ist, wünsche ich möglichst große Vergütungen in irgendwelcher Form, damit wir nach dem Kriege nicht zu arm werden." Dieser Brief eines Schlechtgelaunten, der sich der Geständnisse seiner Seele schämt, ist privat geschrieben, und lange erfährt die Öffentlichkeit nichts von ihm.

Der Prinz, der einige Wochen von jedermann genannt wurde, tritt wieder in den Hintergrund

Digitized by Google

des Schweigens. Er lebt sich und seinen Gedanken und lauscht, nicht so selten, den Worten Doktor Johannes Müllers, der auf ihn einen großen Einfluß ausgeübt hat: Johannes Müller, ein „Stiller im Lande", der im Winter, Vorträge haltend, durchs Reich reist, und im Sommer zu Emmau bei Partenkirchen ein Seelen-Sanatorium leitet. Hier kommen seelenmüde, suchende Menschen hin, die wie in einer Pension leben und abends von ihm geistig aufgefrischt werden. Müller ist kein Schablonen-Theologe. Er ringt mit seinem Gott. Er läßt, wenn er spricht oder für seine durchs ganze Reich verstreute Gemeinde in den ‚Grünen Blättern' schreibt, gewissermaßen das Senkblei in die Seele tauchen, tief und tiefer und fühlt nur, aufhorchend, heraus, was da unten, unberührt vom Materiellen, lagert. In ein Filigrangewebe feinster gedanklicher Empfindungen spinnt er den Zuhörer allmählich ein, und nur, wer mit starkem kritischen Verstande gewappnet ist, vermag der säuselnd sanften Melodie seiner Ethik zu widerstehen, die oft, wenn sie sich aus den Höhen seelischer Offenbarungen ins Flachland des praktischen Lebens begibt, unklar, verworren und einfältig wird. Immerhin: niemand geht unbeschenkt. Jedem hat er etwas zu sagen. Auch der Prinz ging, mehr als einmal, reich bedacht und nachdenklich gestimmt von ihm.

Am zweiundzwanzigsten August 1918 hält Prinz Max in der gemeinsamen Sitzung beider Kammern der badischen Landstände zur Jahrhundertfeier der Verfassung eine neue Ansprache. Diesmal

Digitized by Google

etwas formeller. Aber das Ethische dringt auch jetzt durch. Die Gefahr moralischer Volkskrankheiten bedroht auch uns, sagt er; aber sie kann beschworen werden, wenn die geistigen Führer sich ihrer Aufgabe bewußt bleiben, in Platos Sinn Wächter und Ärzte der Volksseele zu sein. Und er bekennt sich zu dem Glauben an eine Liga der Nationen.

Wir haben nun noch das Milieu zu prüfen, in dem er herangewachsen ist. Vieles ward schon vorweggenommen. Sein Vater war Prinz Wilhelm von Baden, der ältere der beiden Brüder des Großherzogs Friedrichs des Ersten. Seine Mutter, Prinzessin Marie, führte ihre Ahnenreihe bis auf die Napoleons zurück. Sie war eine geborene Herzogin von Leuchtenberg und eine Enkeltochter des Eugen Beauharnais, der der Stiefsohn Napoleons des Ersten und Vizekönig von Italien war. Verheiratet ist Prinz Max mit der Prinzessin Marie von Cumberland, der ältesten Schwester des Herzogs Ernst August zu Braunschweig. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen strahlen also nach allen Seiten aus. An der Aussöhnung der Hohenzollern mit den Welfen hatte er nicht geringes Verdienst. Von hier aus, von seinen internationalen Verbindungen, aber auch von seiner Freundschaft mit dem Sozialdemokraten Ludwig Frank her gewinnen wir ein neues Moment für seinen humanitären Kosmopolitismus, der sich über den engen Nationalismus erhebt zum Allgemein-Menschlichen.

Als Graf Hertling sich im Oktober entschloß,

Digitized by Google

gedrängt durch die Parteien, von seinem Amte zurückzutreten, um der neuen Zeit Platz zu machen, nannte Herr von Berg, der Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts, den Parteiführern den Namen des Prinzen Max. Herr Fehrenbach, der Reichstagspräsident, hatte abgelehnt, und Herr von Payer, der Vizekanzler, zeigte sich gleichfalls wenig geneigt. Der Prinz kam, sah, siegte. Ihm ging der beste Ruf voraus. Im Frühling, erzählte man, hatte er im Hauptquartier dringend gewarnt, die Offensive zu unternehmen. Aber seinen Worten war nicht Gehör geschenkt worden. Der Prinz verhandelte mit den Fraktionsführern und wurde bald einig mit ihnen. Über Nacht brach sich das parlamentarische System Bahn. Fortschrittler, Zentrumsleute und Sozialdemokraten wurden als Staats- und Unterstaatssekretäre ins Kabinett berufen. Die Konservativen, die mit von der Partie sein wollten, lud er freundlichst aus. Und das erste, was er, auf Ersuchen der Obersten Heeresleitung, tat, war, daß er an Wilson die Bitte um Waffenstillstand und Friedensverhandlungen richtete. Seine offene und klare Antrittsrede im Reichstag, die mit deutlichen Worten die neue Zeit ankündigte, gefiel allgemein. Nur die Konservativen waren über diesen prinzlichen Führer der Volksregierung entsetzt.

Und dann wurde — mit einem Mal — jener unglückselige Brief an den Prinzen von Hohenlohe durch irgendeine Indiskretion der Pariser Presse bekannt. Krisenstimmung. Der Prinz gab loyale Erklärungen ab. Die Parteien berieten und

Digitized by Google

gingen über das Menschlich-Allzumenschliche verzeihend hinweg. Selbst die Sozialdemokratie. Denn Größeres stand auf dem Spiel: der Frieden. Auf dem Wege dahin wurde Deutschland, unter seinem Prinzen-Reichskanzler, gleich gründlich demokratisiert. Der Militarismus wurde mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und die kaiserliche Kommandogewalt wurde der Zivilregierung unterstellt. Im Geschwindtempo wurden die Reformen angenommen, aber schon nach kaum anderthalb Monaten war die Herrlichkeit zu Ende. Vor der Revolution mußte der Prinz weichen.

Ein Politiker von großem Ausmaß? Schwerlich. Aber wenigstens keiner der alten bismärckischen Schule (was die einzelnen, je nach Fähigkeiten, so darunter verstanden). Die Zeit der diplomatischen Tricks, des Gegeneinander-Ausspielens war endgültig vorbei. Deutschland war durch diese Art von Politik in die Weltkatastrophe hineingetaumelt. Der Prinz wollte es nunmehr mit offenster Ehrlichkeit versuchen, auf das „Weltgewissen" vertrauend. Aber noch ehe das Waffenstillstandsangebot angenommen war, hatte er dem Sozialisten Ebert Platz machen müssen.

Digitized by Google

Kurt Eisner

Vier Treppen hoch kletterte er allemal froh, wenn die Königliche Kapelle unter Weingartner im Berliner Opernhause ihre Sinfonie-Konzerte gab, und auf dem Stehplatz des obersten Ranges lauschte das kaum mittelgroße Männchen den Klängen der Musik. So war er, ein bescheidener, bedürfnisloser Mensch, ein stiller, in sich gekehrter Politiker und Publizist, dem sich alles in Ästhetik auflösen mußte. Ein Sozialdemokrat; zu einer Zeit schon, da es gesellschaftlich noch nicht fair war, sich zum Sozialismus zu bekennen. Ein Bekenner; aber nicht einer, der mit rhetorischer Geste in rauchgeschwärzten Versammlungen politische Bierreden hielt. Sein Feingefühl wahrte die Distanz. Volksredner, Volkspolitiker war er nicht. Er schrieb stilistisch glänzend, geistvoll und satirisch und doch nicht für die namenlose Menge. Damals um die Wende des Jahrhunderts, als er dem Rufe Wilhelm Liebknechts an die Spitze des ‚Vorwärts' folgte, ward er bald derjenige Leitartikler Berlins, der am meisten blendete, ohne ein Blender zu sein.

Angefangen hat er, einem sehr einfachen Berliner Hause entstammend, bürgerlich, freisinnig, oder richtiger: demokratisch. Er hatte Philosophie und Germanistik studiert, acht Semester lang, und sah sich nun nach einem raschen Broterwerb

Digitized by Google

um. Mit der Buchschriftstellerei wollte es nicht gehen. Seine ersten Bücher: Psychopathia spiritualis' und ‚Friedrich Nietzsche' brachten ihm weder Ruhm noch Geld. Darum wandte er sich 1892, fünfundzwanzig Jahre alt, der Tagespresse zu und fand in der Frankfurter Zeitung ein schützendes Obdach. Von dort ging er an die demokratische Landeszeitung in Marburg. Hier geriet er, der Jude, mit dem Antisemitismus hart aneinander. In den stürmischen Wahlkämpfen jener Zeit wurde ein Flugblatt von ihm berühmt. „Wie", schrieb er, um dem Antisemitenführer Böckel eins auszuwischen, „wie, Bauern Hessens, wißt ihr nicht, daß euer Kandidat, euer Böckel, sechzehn uneheliche Kinder hat, und so einem wollt ihr eure Stimme geben?" Aber Kurt Eisner kannte die hessischen Bauern, diese derbgesunden Menschen, schlecht. Nie hat Böckel von ihnen soviele Stimmen bekommen wie damals. Die sechzehn unehelichen Kinder hatten ihn der Bevölkerung mit einem Schlage unendlich sympathisch gemacht.

Von Marburg, wo er der Schüler Natorys, im Hause Hermann Cohens, des Neukantianers, verkehrte, wirkte er schriftstellerisch auch in die Weite. Der Artikel ‚Ein politischer Neujahrsempfang' brachte ihm eine Gefängnisstrafe von neun Monaten ein, da der hohe Gerichtshof einen dolus eventualis der Majestätsbeleidigung für vorliegend erachtet hatte. Als er, im August 1898, die Strafe verbüßt hatte, nahm ihn der ‚Vorwärts' auf. Seine publizistische Glanzperiode begann. Mit ganzer

Digitized by Google

Seele ergab er sich dem politischen Leben. Seine Schärfe kannte keine Schranken. Mit prachtvoller Bravour führte er journalistisch den Kampf um die neuen Hochschutzzölle. Ich entsinne mich noch seines ätzenden Aufsatzes, der mit dem einen beißenden Wort: „Zolltoll" überschrieben war. Oder mir fällt, da ich diese bewegte Zeit an mir vorüberziehen lasse, jenes köstlich sarkastische Stimmungsbild ein, das er der langen Zollnacht im Reichstage widmete. Damals trieb die Linke, ohne die Schar Eugen Richters, Obstruktion durch endlose Reden. Antrick, der Sozialdemokrat, sprach allein acht Stunden. Es wurde Spätnachmittag, es wurde Abend, es wurde Nacht, es wurde Mitternacht, und Antrick redete immer noch. Sonnabend wars, und die schwarzen Langröcke des Zentrums wollten, mußten nach Hause, in ihre Heimat, um die Schäflein am Sonntag nicht ohne den Hirten zu lassen. Und so standen sie nun da, in den Wandelgängen des Reichstags, unruhig mit den Füßen stampfend, die Köfferchen hin und herschaukelnd, und konnten doch nicht weg, so lange nicht die alles entscheidende Abstimmung vorüber war. „Heute geht Herrendienst vor Gottesdienst", schrieb Eisner trocken resümierend. Die Obstruktion wurde schließlich gebrochen, und die Krautjunker und Schlotbarone der Rechten, des Zentrums und der Nationalliberalen hattens geschafft. Oder ich denke da an die Wahlschlachten kurz danach: wie er in einem Artikel einmal den Spieß umdrehte, sich des konservativen, sozialistenfresserischen Sprach-

Digitized by Google

schatzes bediente und in diesem Jargon unter anderm der Rechten vorhielt: „Dieser Sorte von Menschen ist nichts heilig, nicht einmal die Majestät des Volkes."

Das war Kurt Eisner. Unerschöpflich in seinen Einfällen und nie verlegen in seiner Dialektik. Spiel, Kunst war ihm das Leben. Ohne Übermut ließ er alles auf sich einwirken, und klar und ruhig strahlte er dann seine politischen und feuilletonistischen Reflexionen aus. Ein Mensch, der, in sich gekehrt, sich völlig selbst genügte. Ein Genießer im kalten, teppichlosen Zimmer. Ein Radikaler, der sich nicht an Worten berauschte, sondern ein Mensch, dem alles, tief durchdacht, wie selbstverständlich aus dem Innern quoll. Er war schüchtern, zurückhaltend, bescheiden wie ein junges Mädchen, das errötet, wenn es angesprochen wird. Übrigens war er ein Radikaler damals eigentlich noch nicht. In jenen Jahren war er Revisionist wie Eduard Bernstein, dem er in vielem ähnelt. Als auf dem Dresdener Parteitag von 1903 die Mohrenwäsche der Partei gleich gründlich gewaschen wurde, als Stank und wieder Stank dabei herauskam, als Bebel die Seuche des Revisionismus mit Feuer und Schwert auszutilgen trachtete, wurde auch der Verdikt über den ‚Vorwärts' gesprochen. Die „edlen Sechs" wurden an die Luft gesetzt. Kurt Eisner hatte sich mit dem Verfemten solidarisch erklärt, und so flog die ganze Redaktion. Däumig und Genossen, Stadthagen und Adolph Hoffmann zogen unter Triumphgeschrei ein und steuerten das

Digitized by Google

flinke Vorwärts=Schifflein in kühner Fahrt aufs stürmisch hohe Meer des alles niederschreienden Radikalismus.

Kurt Eisner saß nun draußen. Mußte er wieder von vorne anfangen? Einst, bei dem immer leeren Geldbeutel, war er froh gewesen, wenn ihm bürgerliche Blätter Artikel oder Feuilletons abnahmen, oder wenn er ständig für eine Korrespondenz zeilenschindende Kongreßberichte fertigen durfte. Sollte dieses vertrackte Von=Tag=zu=Tag=leben wieder beginnen? Die Schriften, die er inzwischen veröffentlicht hatte: die ‚Junkerrevolte' ‚Wilhelm Liebknecht', die Artikelsammlung ‚Taggeist' ‚Der Zukunftsstaat von heute', und ‚Königsberg, der Geheimbund des Zaren', eine Frucht seiner politisch=psychologischen Studien während des Königsberger Hochverrats=prozesses — all das brachte ihm keine Rente ein. Beileibe nicht. Er mußte sich einige Jahre schriftstellernd durchschlagen. 1907 schließlich engagierte sich ihn die sozialistische Fränkische Tagespost in Nürnberg als Chefredakteur. Der Preuße ließ sich in Bayern naturalisieren, um politisch eindringlicher zu wirken. Bald machte er durch seine Publikationen weit über die Grenzen der alten Dürer=Stadt wieder von sich reden. Nicht als Abgeordneter, nicht als Parteidelegierter. Das ist er zeitlebens nie gewesen. Er sprach, damals, schlecht, leise, stockend, suchend, denkend, schwerfällig, kurz: er war alles andre als ein Volksredner, und so konnte ihn die Partei im Reichs= oder Landtage oder auch nur auf den Parteitagen

Digitized by Google

als ihren Vertreter niemals, sondern immer nur als Berichterstatter auf der Pressetribüne gebrauchen.

Aber ein Gutes hatte die „freie" Zeit nach dem Auszug aus dem ‚Vorwärts' gehabt. Er hatte sich aufs Spezialstudium der auswärtigen Politik verlegt, und die erste Frucht dieser Bemühungen war die Marokko-Broschüre: ‚Der Sultan des Weltkriegs', worin die kommende Katastrophe zuerst angekündigt wurde.

Drei Jahre hielts ihn in Nürnberg. Dann siedelte er nach München über. Er gab eine Korrespondenz: ‚Das Arbeiterfeuilleton' heraus, das fast von der gesamten sozialdemokratischen Presse verwendet wurde, bearbeitete im Auftrag des Landesvorstands der bayrischen Sozialdemokratie die parlamentarische Politik Bayerns in der Presse und wurde Mitarbeiter an der ‚Münchner Post'. An vielen Diskussionsabenden versuchte er die Arbeitermassen aufzuklären. So lernte er allmählich auch reden.

Und dann brach der Krieg aus. Als Korrespondent der ‚Chemnitzer Volksstimme', des Organs von Noske, brachte er die ersten Mitteilungen über die völlig unvermeidliche Katastrophe — infolge der russischen Kriegspolitik, wie sogar er damals glaubte. Der Revisionist wandelte sich (wie Bernstein) allmählich in einen Radikalen. Alles, was er politisch schrieb, verfiel der Zensur, und so beschränkte er sich bald auf Theaterkritiken in der ‚Münchner Post' (die ersten Ranges waren). Er sah das Unglück kommen,

Digitized by Google

näher und näher, und versuchte, es aufzuhalten, es abzuwenden. Die Arbeiter sollten, meinte er, sich erheben und mit Gewalt dem Völkermorden ein Ende bereiten: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. Längst hatte er sich den Unabhängigen angeschlossen. Im Februar 1918 schien es ihm soweit zu sein. Die allgemeine Streikbewegung wußte er auch in München heftig zu entfachen. Da wurde er, mit der Frau Eugen Lerschs, als Haupträdelsführer verhaftet, wurde in der Nacht zum ersten Februar ins Untersuchungsgefängnis gesteckt und mußte hier achteinhalb Monate schmachten. Von aller Welt abgeschlossen, ohne jede Möglichkeit, handelnd einzugreifen und die glimmende revolutionäre Entwicklung zu beschleunigen, schrieb er und schrieb und schloß eine neue Schriftensammlung ab: ‚Die Träume des Propheten'.

An einem Septembertage öffnete sich endlich das Gefängnis. Die Partei hatte ihn in München als Reichstagskandidaten für Georg von Vollmar aufgestellt, der sich, müde und krank, aus dem politischen Leben zurückziehen wollte, und so stürzte er sich in die Wahlbewegung.

Nur wenige Wochen, und von Kiel ging die revolutionäre Welle aus. Eisners großer Augenblick war gekommen.

Riesenversammlungen und Demonstrationsumzüge überall. Auch in München. In Berlin wars noch totenstill. Da merkte man nichts von dem kommenden Brand. Ganz leise nur knisterte es im Gebälk. Aber in München rumorte es schon

Digitized by Google

gewaltig. In der Nacht zum sechsten November ging die Geschichte los. Aber lassen wir Eisner selbst sprechen: „Zwei Tage vor der Revolution, als die Massen aus einer Wahlversammlung in München nächtlich auf die Theresienwiese geströmt waren und diese tausend Ungeduldigen nach einer Tat verlangten und darauf drängten, noch in jener Nacht nach München zu ziehen und dort die Revolution zu entfesseln, rief ich ihnen zu: Ich verbürge meinen Kopf, daß in achtundvierzig Stunden München aufsteht. Dieses Versprechen dabe ich auf die Stunde genau eingelöst, mit der Uhr in der Hand beinahe. Wenn man am selben Vormittage, an dem nur ein paar Arbeiter und Soldaten ins Vertrauen gezogen waren, wenn ich den Leuten da gesagt hätte, daß in wenigen Stunden die achthundertjährige Wittelsbacher Herrschaft für immer erledigt sei, daß eine bayrische Republik ausgerufen werde — die hätten mich sofort ins Irrenhaus sperren lassen."

Statt ins Irrenhaus zog er an der Spitze einer ungeheuern Menschenmenge von Arbeitern, Soldaten und Intellektuellen ins Ministerpalais ein, stürzte die alten Mächte, den Hof, die Hofschranzen, die Bureaukratie, das ganze überfällige System, konstituierte den Rat der Arbeiter, Soldaten und Bauern, übernahm den Vorsitz und erließ in der Nacht zum achten November den ersten programmatischen Aufruf an die Bevölkerung: „Der Bruderkrieg der Sozialisten ist für Bayern beendet. Auf der revolutionären Grundlage, die jetzt gegeben ist, werden die Arbeiter-

Digitized by Google

massen zur Einheit zurückgeführt. Es lebe die bayrische Republik! Es lebe der Frieden! Es lebe die schaffende Arbeit alles Werktätigen!" Andre Aufrufe folgen, Reden, Revolutionsgedichte, festliche Ansprachen, politische Darlegungen — alles ästhetische Genüsse.

Kurt Eisner, der sein Leben in Arbeit und wieder Arbeit verbracht hat, ist früher als andre alt geworden. Ein grauer, zottiger Bart umrahmt sein Antlitz. Auf der unruhigen Stirn haben sich tiefe Furchen eingegraben. Diese — mächtig gewölbte — Stirn geht in eine Glatze über, auf der sich nur einige Haarbüschel tummeln. Vom Hinterkopf wallt das Haar dagegen patriarchalisch auf den wenig gepflegten Rock herab. Die Gestalt ist bereits etwas gebeugt. Ein in Nickel gefaßter, schwerfälliger Kneifer sitzt auf der breit auslaufenden Nase. Die Augen haben rote, übermüdete Lider. Aber der Geist ist frisch. Ein aktives Temperament, wie man es nie bei ihm vermutet hätte, drängt jetzt, wo er frei aller geistigen und materiellen Fesseln ist, an die Oberfläche, und Kurt Eisner, der bayrische Ministerpräsident, macht plötzlich in aller Welt von sich reden.

Er geht aufs Ganze. Die alte Demokratie, sagt er, der alte Parlamentarismus ist überwunden. Neue Formen müssen gefunden werden, und er will sie finden. Die Arbeiter-, Soldaten-, Bauern- und andern Räte sollen den Grundstock abgeben. Er scheint zum mittelalterlichen, berufsständischen System in revolutionärer Erneuerung zurückkehren zu wollen, stockt aber und hält an seinem

Digitized by Google

Versprechen einer Nationalversammlung fest. Die Presse, deren Wesen er in= und auswendig kennt, wird ihm unbequem, und er sinnt auf Mittel, sie zu „entgiften", schreckt aber vor einer Knebelung der öffentlichen Meinung zurück. Die Kriegsschuldigen will er in Acht und Bann tun und auch alle ächten, die nur je während des Krieges für den Krieg hervorgetreten sind, die Scheidemann, David, Solf und Erzberger. Lieber will er einen Sonderfrieden mit der Entente schließen, lieber Bayern seine eigenen Wege gehen, als die „kompromittierten" Politiker an den Friedenstisch lassen. Als man in Berlin darauf nicht reagiert, stellt er ein Ultimatum und droht, jeden Verkehr mit dem Auswärtigen Amt abzubrechen. Berlin lacht, schilt ihn einen Hanswurst, einen Charlatan, einen lebendig gewordenen Faschingsscherz, und sagt, daß er schön schreibe, geistreich ästhetisiere, daß er aber unmöglich politisch real denken und handeln könne.

Haben die in Berlin recht? Eisner sieht Deutschland als den einzigen Kriegsschuldigen an, und wie ein Sadist wühlt er in der offenen Wunde herum, der Entente sagend: Seht, wie wir allein an allem Schuld und wieder Schuld hatten!

Die Machtpolitiker jenseits des Rheins verlachen ihn im stillen als Ideologen.

Ein Flagellant, der sich an der schönen, großen, schmerzende Geste berauscht.

Digitized by Google

Wilhelm Karl Dittmann

Allemal muß ich an Hjalmar Ekdal in Ibsens ‚Wildente' denken, wenn ich Dittmann sehe. Ein Mann von imponierend eindrucksvollem Äußern. Groß, schlank, mit einer schönen, wohlgetürmten, dunkelblonden Mähne, mit einem vollen Spitzbart und einem flotten, kühn auslaufenden Schnauzer darüber. Zwei stechende Augen, die man, weil sie sich einem aufdringlich in die Seele zu bohren versuchen, nicht wieder vergißt. Aber dann noch irgendetwas, was dem ganzen Gebaren des Mannes einen Stich ins Lustige gibt. Irgendwo ist da eine Diskrepanz zwischen Können und Wollen, zwischen Sein und Schein wie zwischen dem Künstler und dem Photographen mit dem flatternden Künstlerschlips, zwischen dem Gelehrten und dem Apothekerjüngling mit den hochfliegenden Plänen unter Salben und Pillen. Ibsens Hjalmar hat eine Vorliebe für hochtönende Worte, mit denen sein Handeln beständig in Widerspruch steht. Die Ekdals, den Vater, den geschaßten Leutnant, und den Sohn, den Photographen, sieht Gregers Werle im Bilde einer Wildente. „Untertauchend hat sie sich in Tang und Algen festgebissen und kommt nie wieder herauf, wenn nicht ein besonders flinker Hund ihr nachtaucht und sie, sogar gegen ihren Willen, wieder heraufbringt."

Digitized by Google

Auch Dittman hat sich in seinem Radikalismus festgebissen und kann nicht wieder herauf, obwohl es ihn mit Gewalt nach oben zieht. Auch er wartet auf einen Gregers Werle, der ihn zu lösen trachte. In das sozialistische Revolutionskabinett ist er als strammer Unabhängiger eingezogen und hat nun, täglich vor neue praktische Entscheidungen gestellt, handeln, Farbe bekennen müssen. Und da sah er mit einem Male, daß es mit bloßer schwadronierender Kritik, mit dem bloßen Pathos der Überzeugung nicht getan ist, daß man mit Ledebourscher Leidenschaftlichkeit, die im Nu alles zu zertrümmern bereit ist, nicht weiter kommt, daß Handeln auch Verantworten heißt. Und da, in den wenigen Wochen des Regierens, fing er (zunächst innerlich) von ganz links immer mehr nach rechts zu rutschen an und näherte sich den Ebert, Scheidemann und Landsberg, den einst so verdammten Genossen der Mehrheitssozialdemokratie.

Im Rätekongreß schrie dann sein Herz auf, als Ledebour ihn, mit giftigen Pfeilen, stichelte und wieder stichelte, und er legte ein Bekenntnis ab für den großen gemeinsamen Sozialismus, der, über alle Augenblicksfragen und über alle Taktik, doch beide Richtungen vereine, und er ermahnte die Genossen, sich zusammenzuschließen, um bei den Wahlen zur Nationalversammlung eine Einheitsfront wider den Kapitalismus zu bilden und die Errungenschaften der Revolution sicherzustellen. Den rettenden Gregers Werle erblickte er in den Massen, die einfach so handeln würden,

Digitized by Google

ob die Führer es wollten oder nicht. Die Führer müßten dann die Werkzeuge der Massen sein. Die Radikalinskis der Unabhängigen, all die großen und kleinen Ledebours bebten vor Entsetzen über diese Zumutung, vor Wut über diesen Fahnenflüchtling, der da plötzlich den Boden der „Unentwegtheit" verlassen hatte.

Hjalmar Ekdal will, im Schlußakt, mit einer pathetischen Geste seine realistische Frau Gina verlassen, von deren Vergangenheit Gregers Werle den Schleier gezogen hat. Er packt seine Sachen, holt allen Krimskrams zusammen, zieht sich bereits den Überzieher an, als Gina mit einem Male Pökelfleisch, Butterbrote und Bier auf den Tisch stellt. Hjalmar siehts, schnuppert und entschließt sich, zu bleiben, wenigstens einen Augenblick noch, und bleibt dann für immer. Dittmann war einer der wildesten im Kampfe wider die abtrünnigen Mehrheitssozialisten, schlug mit Händen und Füßen um sich, wenn er die Scheidemänner, die Davidsleute, die Ebertschar nur von weitem gewahrte. Da stellten sie ihm das Pökelfleisch in Gestalt eines Portefeuilles im Reichskabinett hin, und auch er entschloß sich, probeweise, nicht ohne genügend Vorbehalte, mit den Mehrheitssozialisten zusammenzuarbeiten. Auch er ist dann in der Regierung warm geworden und hat einige Wochen lang den andern, die draußen blieben, den zersetzenden Radikalismus überlassen.

Der Sozialdemokratie hat er von der Pike auf gedient. In Eutin wurde er 1874, an einem trüben Novembertage, geboren. Dort besuchte er auch

Digitized by Google

die Volksschule und lernte, vier Jahre lang, das Tischlerhandwerk. Er hatte eine feste Faust, packte kräftig zu, und wo er hobelte, da fielen die Späne. Darin änderte sich auch nichts, als er sich auf die Agitation, aufs Versammlungsreden verlegte. Hui, der Bourgeois bekam Gänsehäute, wenn Dittmann loszudonnern begann und das Proletariat zum Klassenkampf wider den Kapitalismus aufforderte. Mit genau einundzwanzig Jahren wurde er Mitglied der Partei und der Gewerkschaft und machte sich auf den Weg. Wilhelm Meisters Wanderjahre, ins Proletarische übersetzt, hoben an. Er zog durch fast ganz Schleswig-Holstein, verdingte sich bald hier, bald dort, drang nach Mecklenburg vor, kam nach der Provinz Brandenburg und gelangte schließlich bis nach Berlin. Hier erhielt er, von ferne zu den Größen der Partei ehrfurchtsvoll aufblickend, die höhern Weihen des Sozialismus, dem er fortan sich als Priester zu widmen gedachte. So wurde er 1899 als Redakteur an die ‚Norddeutsche Volksstimme' nach Bremerhaven entsendet. Der Weg zum Erfolg, zum Ruhm stand ihm offen. Von der Wasserkante kam er, drei Jahre darauf, in gleicher Eigenschaft nach Solingen und wurde von dort als wohlbestallter Parteisekretär nach Frankfurt am Main berufen. Er wurde Bezirksvorsitzender, wurde Stadtverordneter und zog als erster Sozialdemokrat ins Präsidium der Stadtverordnetenversammlung ein. Und die Götter sahen wohlgefällig auf ihn und sein Treiben herab. Die Parteigötter. Denn er sprach mit

Digitized by Google

einer schönen, sonoren Stimme, er machte Eindruck auch auf die liebliche Schar der weiblichen Kassenmitglieder, und wenn er sich so recht in Zorn über die kapitalistische Welt hineingeredet hatte, wenn er den Schlüssel zur Verwirklichung des marxistischen Dogmas in der Hand zu halten vorgab — die geheimnisvolle Erfindung Hjalmars —: dann wurden die Zuhörer springlebendig, applaudierten, daß die Wände des Saales zitterten, und dankend durfte er, mit flatterndem Schlips und wallender Mähne, sich verbeugen, und die jungen Damen der Partei, die mit roten Bändchen ihren keuschen Busen verschnürten, flüsterten einander ins Ohr: „Welch schöner Mann! Beinah Philipp Derblay, der Hüttenbesitzer aus dem Kino."

1909 ist er wieder Redakteur in Solingen. Für manches unüberlegte Wort in Rede und Schrift muß er büßen. Die Polizei sieht ihm scharf auf die Finger, und der Herr Staatsanwalt pflegt nicht daneben zu greifen. Als Delegierter der Partei wird er nach Bremen, Leipzig, Magdeburg und Jena zu den Parteitagen gesandt und nimmt auch an den Internationalen Sozialistenkongressen in Stuttgart und Kopenhagen teil. In den Reichstag kommt er erst spät. 1912 für Lennep-Remscheid-Mettmann. Hier, wo er sich im äußersten linken Winkel ansiedelte, ließ er nicht mit sich spaßen. Dennoch stimmte auch er zunächst für die Kriegskredite, machte auch er die Politik vom vierten August 1914 mit, bis auch er die Weihen der höhern Erkenntnis erhielt und auch er, mit den Haase

Digitized by Google

und Ledebour, seinem Busenfreund von gestern, von den Scheidemännern sich trennte, um eine eigene Firma: die Arbeitsgemeinschaft aufzutun. Daraus wurde dann die Unabhängige Sozialdemokratische Partei. Der Höhepunkt seines parlamentarischen Wirkens war die von ihm entfesselte Schutzhaft-Debatte, in der er durch sein wohltemperiertes Pathos fast den ganzen Reichstag auf seine Seite brachte. Hinter den Kulissen hat nicht zuletzt er den Boden für die Revolution bereitet. Schon in die Marine-Meuterei des Jahres 1917 war er verwickelt, kam damals aber mit dem blauen Auge davon. Im großen Januarstreik des Jahres darauf jedoch wurde er, als er in Berlin, mitten unter den demonstrierenden Massen redend, Öl in die Wogen der Erregung zu gießen versuchte, verhaftet und hinter die schwedischen Gardinen gesteckt.

Der neunte November brachte, wie so vielen andern, auch ihm die Freiheit zurück. Und seitdem thronte er im hohen Rate der Volksbeauftragten und entschied über Deutschlands Geschicke mit. Aber nur anderthalb Monate lang. Dann trat er nach den blutigen Weihnachtstagen vor dem Berliner Schloß aus dem Kabinett mit seinen „unabhängigen Kollegen" aus, weil die Straße es wollte, und weil man auf die Dauer mit zwei Seelen in der Brust nicht einheitlich regieren konnte.

Digitized by Google

Adolf Groeber

Grob, gröber, am gröbsten. Ein württembergischer Demokrat von altem Schrot und Korn. Wenn er spricht, macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern pulvert drauf los, und seine Reden vernehmen sich wie ein polterndes Böllerschießen. Ein unendlich struppiger, langer, weißer Bart rahmt, samt einer Achtung gebietenden Mähne, sein Antlitz ein. Eine Brille, die etwas heruntergerutscht ist, gibt seinem Aussehen einen gemütlichen Anstrich. Dazu der etwas gebeugte Gang dieser massigen, großen Gestalt: der Weihnachtsmann des Zentrums. Knecht Ruprecht, der den Sack voll von politischem Spielzeug hat. Sein Vater fertigte einst da unten irgendwo, in Riedlingen, als Fabrikant Spielsachen aller Art. Der Sohn hat das Materielle ins Geistige gewendet und spielt mit der Politik. Zinnsoldaten oder Politiker, beide werden sie von den großen Händen des Schicksals hin- und hergeschoben und immer von neuem, wenn sie hingepurzelt sind, aufgestellt.

Groeber hat das Wechselspiel der Politik mehr als ein andrer kennen gelernt. In den Reichstag kam er, als Bismarck die nicht militärfromme Fronde Windthorst, Richter, Grillenberger 1887 zu Paaren trieb, das Parlament auflöste und das Kartell der konservativen und nationalliberalen

Digitized by Google

Parteien schmiedete. Während andre Zentrumsmänner in diesem turbulenten Wahlkampf unterlagen, setzte er sich durch und wurde gewählt. Zwei Jahre später wurde er auch in den Württembergischen Landtag entsendet. Im Reichstage hat er als ein getreuer Eckart der katholischen Demokratie alle die rasch folgenden Phasen der innern Politik, aktiv, mitgemacht. Er breitet seinen weiten Mantel schirmend über die Polen und die Arbeitervertreter aus, wenn der feudale Flügel der Partei: die Herren Junker und Agrarier allzu dreist ihr Haupt erheben. Eifrig setzt er sich für die sozialpolitischen Forderungen ein. Er faßte, tief religiös, die Aufgabe der katholischen Kirche und ihrer politischen Türhüter, der Zentrumsmänner in Deutschland, überstaatlich, international auf. Die Lehre des Heilands ward allen Menschen bereitet, den Romanen sowohl wie den Germanen und Slawen. Selbst die Neger nahm er nicht aus. Menschen sind sie ihm alle, nichts als Menschen, die nach dem Heil ihrer Seele dürsten. Gott steht ihnen allen gleich nahe, Jesus und die Mutter Maria. Nur die Heiligen, die Herren Patrone, scheinen sich mitunter von gewissen einseitigen Sympathien leiten zu lassen. Da haben die Cyrill und Methodius so ihre Vorliebe für die Tschechen, Polen und Bulgaren, Adalbertus für die Litauer, der heilige Joseph ... Na, man kennt die kleinen Schwächen.

Ich entsinne mich noch, wie grade vor zehn Jahren Freund Matthias Erzberger im Reichstage über die Unsterblichkeit der Negerseele sprach.

Digitized by Google

Er verlor sich fast, von einem leisen Pathos getragen, in den erst halb entdeckten seelischen Gefilden des schwarzen Erdteils. Langatmig floß seine Rede dahin, und die Versammelten nickten so andächtig mit den müden Häuptern, daß der Schlummer sie zu überfallen drohte. In diesem Augenblick, da man in der allgemeinen Stille das Wispern der vorwärts eilenden Sekunden zu hören glaubte, lachte einer keck. Irgendwo auf der Tribüne. Und gleich pfefferte Groeber, der aus seinen religiösen Gedanken jäh aufgestört ward, zur Journalistentribüne hinüber den Fluch: „Diese Schornalisten, diese Saubengels!" Das war ein Stich ins Wespennest. Die Folgen waren unabsehbar. Die Journalisten waren empört, erklärten sich solidarisch, stellten ihren Betrieb ein und traten an den Präsidenten des Hauses heran. Verhandlungen begannen. Der Präsident wollte nicht; und Groeber wollte nicht. Ein Tag verging um den andern. Der Reichstag tagte, aber die Welt erfuhr nichts davon. Selbst der Reichsanzeiger streikte mit: „Wegen der Vorgänge in der Reichstagssitzung vom neunzehnten März 1908 haben die Vertreter der Presse, einschließlich des parlamentarischen Bureaus auf der Journalistentribüne ihre Tätigkeit bis auf weiteres eingestellt. Dieser Bericht (im Reichsanzeiger) enthält daher nur die in der Sitzung gefaßten Beschlüsse und die Erklärung vom Bundesratstische." Basta. Der Streik wurde von der Regierung — in der Zeit der Zentrumsfehde während der Blockperiode — sanktioniert. Fürst Bülow,

Digitized by Google

der seine große Etatsrede halten sollte, verschob sie immer wieder, legte sich ins Mittel und endlich kam ein Vergleich zustande. Herr Groeber revozierte. Restlos: „Der Eingeborene ist auch ein Mensch, ausgestattet mit einer unsterblichen Seele und zu derselben Bestimmung berufen wie wir ... Danach verzeichnete der, wie ich ausdrücklich hervorhebe, unkorrigierte stenographische Bericht: Unruhe und Zurufe auf der Journalistentribüne ... Wenn ich angesichts des Ernstes der von dem Redner behandelten Frage meiner Entrüstung über das Gelächter einen unparlamentarischen Ausdruck gegeben habe, so bitte ich um Entschuldigung." Damit war diese Sauerei erledigt.

Groebers Ansehen in der Partei bekam durch diesen Zwischenfall keineswegs einen Riß. In der Zabern-Affäre unterstützte er seinen Parteifreund Fehrenbach, als der sehr wirksam gegen die militärische Autokratie vorging, und in der Daily-Telegraph-Affäre, in dem Kampfe wider eine selbstherrliche Politik, die so oft schon unabsehbaren Schaden im Auslande angerichtet hatte, nahm er kein Blatt vor den Mund. Wiederholt setzte er sich auch ungewöhnlich scharf mit den Konservativen auseinander. Seine Machtstellung wuchs. Neben Hertling und Spahn war er der dritte. Als dann Hertling an die Spitze des bayrischen Kabinetts berufen wurde, als Spahn das Portefeuille des preußischen Justizministeriums übernahm, als auch noch Fehrenbach Präsident des Reichstags wurde, rückte Groeber neben Trimborn allmählich zum ersten auf. Er und

Digitized by Google

Erzberger geben den Ton in der Partei an. Beides Demokraten. Groeber der Alte, retardierend, Erzberger, der Junge, vorwärts stoßend. Groeber mit dem Glauben an politische Autoritäten, Erzberger ohne Sinn für Traditionen, Groeber seit jeher, von seinem überstaatlichen christlich-katholischen Standpunkt, ein Vorkämpfer für Völkerbund und Abrüstung, Erzberger sein gelehriger Schüler. Groeber war geradezu der Spezialist der Partei in allen völkerrechtlichen Fragen.

Kein Wunder. Er hat eine regelrechte juristische Karriere gemacht. Vom Referendar in Rottweil bis zum Königlich württembergischen Landgerichtsdirektor in Heilbronn. Mit den Jahren kamen die Bürden auch der politischen Ämter. Er rückte in den Vorstand der Zentrumspartei, des Volksvereins für das katholische Deutschland und präsidierte mehrfach bei den deutschen Katholikentagen, den katholischen Kaisermanövern in Friedenszeiten. Zuletzt war er Chef der Zentrumsfraktion im Reichstag und (nach Herrn von Payer) Leiter des interfraktionellen Ausschusses der Mehrheitsparteien des Reichstags. Und nun, nachdem er den stolpernden Reichskanzler Grafen Hertling „nicht gestützt, aber auch nicht gestürzt" hatte, wurde er, bei dem Übergang zum parlamentarischen System, Staatssekretär ohne Portefeuille. Mit Herrn von Payer und Herrn Scheidemann bildete er das Trifolium um den neuen, prinzlichen Kanzler. Die eben noch im Parkett der Kritik gesessen hatten, waren über Nacht agierende Schauspieler auf der politischen Bühne geworden.

Digitized by Google

Dabei hatte man Groeber schon zu den Toten gerechnet. Es ist gar nicht so lange her, daß er, schwerkrank, nicht mehr zu genesen hoffte, und daß er vor dem vermeintlichen letzten Atemzuge vom Priester sich schon die letzte Ölung geben ließ. Gott, er hat schließlich auch schon seine fünfundsechzig Jahre auf dem Buckel, dem in all den Jahren immer mehr aufgebürdet worden ist.

Wenn er durch die Wandelhalle des Reichstages schreitet, ist er meist von zwei, drei bis oben zugeknöpften Schwarzröcken umgeben. Er, das fromme Weltkind, in der Mitte. In Berlin wohnt er stets in einem bescheidenen Christlichen Hospiz und macht allmorgendlich seinen Spaziergang durch den Tiergarten. Wenn im Winter dann Schnee die Erde und die Baumkronen bedeckt und er urwüchsig über den Boden stapft, bleiben wohl die Kinder hinter ihm stehn und fragen, ob das nun wirklich der Weihnachtsmann sei ...

Digitized by Google

Emil Eichhorn

Alle habe ich gekannt, die den Racker Berlin in den letzten zehn, zwölf Jahren durch ein Heer von Blauen zu bändigen wußten: die Borries, Stubenrauch, Jagow und Oppen. Sie waren nicht bloß Polizeipräsidenten wie ihre Kollegen in den andern Provinzialhauptstädten — sie waren mehr: Regierungspräsidenten dem Range nach, und ihrer Bedeutung entsprechend die stärksten Stützen des alten obrigkeitsstaatlichen Systems, das in Berlin zentralisiert war. Direkte Telephonverbindungen mit dem Königlichen Schloß, mit den Reichsämtern und Ministerien schlossen alle Überraschungen aus. Ein Druck, ein Aufleuchten in der Telephonzentrale, und sofort spie die tausendfenstrige Burg am Alexanderplatz Scharen von Schutzleuten zu Fuß, zu Pferde und in Zivil aus, um rasch einzugreifen, wenn es irgendwo brenzlich werden konnte.

In diesem Alexanderschloß thront der Präsident. Zimmer 162/163. Im Empfangsraum sind sie alle, wie die zur Seligkeit eingegangenen Pfarrer in der Kirche, bildlich verewigt. Unter Glas und Rahmen hängen hier nun schon neunzehn Porträts. Das erste, eine Lithographie vom Präsidenten Gruner, der einst, 1809, den Reigen eröffnete, ist stark verblichen. Herr von Oppen, der schleunigst vor der November-Revolution flüchten

Digitized by Google

mußte, als die Masse sich dräuend in die geheiligten Räume der Polizeibürokratie ergoß, hat noch nicht Zeit gehabt, auch sein Bild für diese Ahnengalerie zu stiften. Herr Eichhorn, der „große" Revolutionspräsident, noch weniger; und er wird, wie ich die Herren da oben kenne, auch gar nicht drum angegangen werden. Sein Name wird in den Akten fortleben, aber als Schaustück wird man ihn nicht ausstellen.

Als ich ihn in seiner neuen Würde zum erstenmal sah, wars bei einer Konferenz, wo er seine neuen Ideen entwickelte. Ein hagerer, schlanker Mensch, der bereits die Fünfzig überschritten hatte. Gelblicher Gesichtsteint. Etwas hervorstehende Backenknochen. Leicht gefettetes, langes Haar, das sorgfältig nach hinten gekämmt war. Schmächtiger, grünlich-grau schimmernder Schnurrbart, der an beiden Enden sich ein wenig nach unten neigte. Ach Gott, sah der harmlos aus! Harmlos wie nur irgendeiner. Spießig. Einfältig. Bescheiden und bedächtig. Kurz: Skat- und Kegelbruder aus Berlin SO.

Als er sein Programm entwickelte, ach, da klang das alles so voll von Einsicht, Gutherzigkeit, Entgegenkommen usw. „Es soll nun wirklich alles anders werden. Aber lassen Sie mir Zeit. Auf einmal gehts natürlich nicht. Die Schutzleute sollen hinfort Sicherheitsmänner genannt werden. Die Waffen, die soviel böses Blut im Publikum erregt haben, sollen ihnen abgenommen werden. Und dann soll die Prostitution neu geregelt werden, die Kriminalpolizei soll anders gestaltet werden.

Digitized by Google

Und nun wollen Sie gewiß auch wissen, wie ich politisch denke. Ja, ich bin ein politischer Beamter. Ich bin sozialistisch. Links sogar, also unabhängig. Nun ja, aber das Interesse der Allgemeinheit geht mir über alles. Die Berliner Bevölkerung, das ist mein sehnlichster Wunsch, soll Zutrauen zu mir haben. Ja, und dann — richtig: da sprechen die Leute mit solchem Abscheu von den Bolschewisten da drüben in Rußland. Ich bin gewiß kein Bolschewist. Aber die Leute sollten sich auch nichts vormachen lassen. Gar so schlimm sind die Bolschewisten nicht. Das meiste ist übertrieben. Ja, die Zeitungen — und ich sage das ja bloß, na, sie wissen schon, weil man, auch wenn man kein Bolschewist ist, doch für Recht und Gerechtigkeit selbst dem Gegner gegenüber sein muß. Ja, und die Schutzleute, wie gesagt, lasse ich entwaffnen. Denn das Publikum soll Vertrauen zu mir haben ..."

Gott, dachte ich, einen Geistesheros hat die Sozialdemokratie ja da nicht grade an die Spitze des Polizeipräsidiums gestellt, und ich begreife wohl, daß ihr der Mehrheitssozialist Eugen Ernst lieber gewesen wäre. Aber Eichhorn hatte eben die stärkern Ellenbogen gehabt und war eine Stunde früher zur Stelle gewesen. Und so hatte man sich, um der lieben Einigkeit mit den Vertretern der Unabhängigen in der Regierung willen, damit abfinden müssen. Der Chef der Kanzlei, ein würdiger Mann, der schon sechs, sieben Herren gedient hatte, sagte mir halb im Vertrauen, daß Herr Eichhorn persönlich stets sehr liebens-

Digitized by Google

würdig sei, so daß man in der Hinsicht nicht zu klagen brauche. Aber, aber ...

Was, aber? Nun, man müßte Herrn Eichhorns politische Vergangenheit nicht kennen. Von Haus aus war er ein urgemütlicher Sachse. Gebürtig aus Röhrsdorf bei Chemnitz; da so in der Gegend des politischen Wetterwinkels von Deutschland. Einst triumphierte dort Johannes Most, der wilde Anarchist und Kommunist. Vor etwa dreißig Jahren schrieb er: „Gebt uns tausend Stellmacher — und in drei Monaten ist die Revolution da; Gift und Dolch, Dynamit und Nitroglyzerin, Revolver und Brandfackel werden diese Welt verwüsten ..."

Aber Eichhorn hatte mit Mosts ungestümem und heißblütigem Temperament nichts gemein. Eichhorn wurde von Bliemchenkaffee und Butterbemmchen groß. Er besuchte die Volksschule und versuchte es später auf technischen Privatlehranstalten. Aber er brauchte sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, denn es brannte auch so kaum erkennbar. Schließlich wurde er, ei du grüne Neune, Glaser. Als er dann in die Gewerkschaftsbewegung eintrat, schmiß er sehr bald viele Fensterscheiben der Partei ein. Denn er entpuppte sich, bei all seiner schleimigen sächsischen Gemütlichkeit, als Radikaler, als Überradikaler. Immerhin: eines Tages wachte er als Zentralvorsitzender des Glaserverbandes auf. Ein neuer Organisator war entdeckt.

Aber es zog ihn, bald nach der Jahrhundertwende, ins Geistige. Der Glaserdiamant hatte

Digitized by Google

seine Schuldigkeit getan. Kleistertopf und Schere: das waren fortan seine höhern Ideale. Er wurde Redakteur in Dresden. Nun konnte er loslegen. Das hättet ihr mal sehen sollen. So handhabt man die Schere, so taucht man den Pinsel in den Leimtopf, um die verrottete Bourgeosie im zielbewußten und unentwegten Klassenkampfe voll und ganz niederzukämpfen. Aber noch ehe er diesen Kampf auf dem geduldigen Papier zu Ende führen konnte, rief ihn das Schicksal als Arbeitersekretär nach Karlsruhe. Hier gab er sich zunächst milde wie Mathilde; denn die Süddeutschen und insbesondere die Badenser lieben einen protzigen Radikalismus nicht. Und Eichhorn stieg hoch und höher. Wurde wiederum Redakteur, diesmal in Mannheim, wurde Stadtverordneter daselbst, wurde Mitglied des Badischen Landtags, und der Wahlkreis Pforzheim-Durlach entsandte ihn gar in den Reichstag. Ja, da hätte ers den Leuten, dieser verruchten Bourgeoisbande, nun zeigen können. Aber er zeigte es ihnen nicht. Er vergnügte sich bei Bliemchenkaffee und Butterbemmen. Nur zu Hause, daheim in Baden, wenn er aus Berlin zurückkehrte, war er radikal. Na, was soll ich länger erzählen! Allmählich kamen die Badener Parteigenossen dahinter, daß er für ihre Zwecke eigentlich zu krakeelig, und daß er obendrein eine Nulpe sei. Und so wurde er anno 1912 nicht wieder als Kandidat aufgestellt. Man hatte genug von ihm.

Nun brach er, verärgert, alle Brücken zum undankbaren Baden ab, siedelte nach Berlin über und fand hier eine ganz kleine Stellung im sozial-

Digitized by Google

demokratischen Pressebureau. Bei der Parteispaltung während des Krieges war er mit Leib und Seele. Neue Sterne winkten. Neue Erfolge. Und er wühlte und stänkerte, ward bei den unzufriedenen Liebknecht, Rühle, Dittmann, Ledebour ein gern gesehener Gast, brachte sich für den Fall einer endgültigen Auseinandersetzung in empfehlende Erinnerung, wurde richtig zum Chef des Pressebureaus der U. S. P. D. ernannt, und als Herr Joffe mit seinem bolschewistischen Stabe die russische Botschaft bezog, trat er samt seiner Gattin nebenbei, für ein Monatsgehalt von fünfzehnhundert Mark, in die Rosta, jene berüchtigte bolschewistische Spionier- und Nachrichtenfabrik, Filiale Berlin, ein. Nun hatte er revolutionären Boden unter sich und bereitete mehr für Geld als für gute Worte das Kommende vor.

Endlich stand er da als Polizeipräsident Berlins mit, ach, so edlen Absichten und Zielen. Während er die Schutzmannschaft entwaffnen ließ, um sich „das Vertrauen des Publikums zu erwerben", bewaffnete er heimlich in Scharen die radikalen Berliner Arbeiter und baute allmählich das Polizeipräsidium zu einem Waffenarsenal und zu einem Fort aus. Immer offener trat sein Spartakus-Treiben hervor, und man konnte sich an den Fingern die Tage abzählen, da die Rote Garde auf die Berliner Bevölkerung losgelassen werden würde. Die sozialistische Regierung zögerte und zögerte, und als sie ihn schließlich seines Amtes entsetzte, ward dies das Signal zur Gegenrevolution von links. Acht Tage lang ward Berlin zu einem

Digitized by Google

Schlachtfeld. Eine Woche tobte der Kampf zwischen Regierung und Spartakiden. Eine Festung nach der andern wurde von den Regierungstruppen erobert. Schließlich auch das Polizeipräsidium. Eichhorn hatte inzwischen ein andres Fort besetzt, die Bötzow-Brauerei, und als auch sie gefährdet war, flüchtete er.

Eichhorn ist eine sehr fragwürdige Figur. Kein Charakter, der ehrlich und offen für seine Idee, wie sie auch sei, bis zum letzten streitet. Geld, viel Geld ist an seinen Händen kleben geblieben. Viele, die, leichtsinnig oder guten Glaubens, für eine politische Überzeugung zu kämpfen glaubten, hat er in den Tod geschickt. Das Spülicht Berlins hat er gegen eine friedliche Bevölkerung losgelassen und hat, in grotesker Umkehrung der Dinge, alles getan, um für die Unsicherheit des Berliner Publikums zu sorgen.

Und so wirkt dieser geistig unbedeutende Mensch in der Maske des Biedermanns im letzten Grunde noch komisch. Er kann sich rühmen, für einige Wochen das unterste zu oberst gekehrt zu haben.

Digitized by Google

Karl Liebknecht

Saht ihr ihn von einem schwerfälligen Kasten-Automobil zur Kopf an Kopf gedrängten Menge sprechen? Saht ihr, wie Maschinengewehre neben ihm aufgestellt waren, um ihn zu schützen? Saht ihr mitten unter der schwarzen Zuhörerschaft die finstern Aufpasser, die in der Tasche den Zeigefinger am Revolverhahn halten, jeden Augenblick bereit, für ihren Heros da oben das Leben andrer und das eigene zu lassen? Fühltet ihr, wie eine unheimliche Suggestion von Liebknecht auf die zu einem festen Block erstarrte Masse ausging, wenn er redete? Wild rollen die Augen ihm im Kopf und treten hervor, als wollten sie sich fanatisch hineinbohren in jedermanns Hirn. Die Hände fuchteln immerfort hin und her. Bald reißt er seine Joppe auf, schlägt sich mit einer pathetischen Geste an die Brust, sagt, nein, ruft, schreit, kreischt: „Hier, Brüder, Genossen, schießt mich auf der Stelle nieder, wenn nicht wahr ist, was ich behaupte!" Dann, im nächsten Augenblick, fährt er sich durchs Haar, schnellt den Kopf vor und schleudert die Worte heraus: „An den Laternenpfahl mit den Bluthunden Ebert und Scheidemann!"

Das Volk wird erregt, Beifall umtobt ihn, rote Fahnen werden entrollt und rasch formiert sich ein Zug, um durch das Zentrum Berlins zu marschieren. —

Digitized by Google

Immer dasselbe Schauspiel, seit die Revolution sich häuslich einzurichten begann. In der ‚Roten Fahne', dem Organ der Spartakiden, werden diese revolutionären Tiraden von den Herausgebern Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg tagtäglich geschwungen. Der Berliner, dems ursprünglich kalt über den Rücken lief, wenn er dieses Blatt las, hat das Schaudern allmählich überstanden und nimmt die systematische Entdeckung von immer neuen „bürgerlichen" Gegenrevolutionen nicht mehr tragisch.

Ist dieser kleine schmächtige Kerl von sieben=undvierzig Jahren, der so gar kein rhetorisches Organ hat, bloß ein von Dämonen innerer Über=zeugung gejagter Fanatiker? Oder haben sich die Grenzen bereits verwischt, wo Wille und Intellekt in Wahnsinn auszuarten scheinen?

Schaut auf sein Leben zurück. Vielleicht findet ihr dann den Schlüssel. Wilhelm, sein Vater, war Revolutionär des Jahres 48 und hat, schon als Student, an dem badischen Aufstand teil=genommen, der von preußischen Truppen unter=drückt wurde. Der Alte hat sich zeitlebens seine sozialistische Gesinnung was kosten lassen. Nir=gends ließ man ihm Ruhe. Bald wurde er hier, bald dort ausgewiesen. Auch im Gefängnis hat er mehr als einmal gesessen. Ein Jahr nach Karls Geburt ward er zusammen mit August Bebel wegen Hochverrats zu zwei Jahren Festung ver=urteilt, die er auf dem historischen Schloß Hubertus=burg verbrachte. Zwischen Gefängnisstrafen und Ausweisungen war er journalistisch tätig, zuerst

Digitized by Google

an der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung', dann am ‚Volksstaat' und schließlich am ‚Vorwärts'. Außerdem schrieb er eine Menge kleinerer, meist agitatorischer sozialistischer Bücher und Broschüren. Bismarck verfolgte ihn mit der ganzen Wucht seiner starken Persönlichkeit. Als zu Beginn des deutsch-französischen Krieges die Regierung eine Kreditvorlage an den Reichstag brachte, enthielten sich Liebknecht und Bebel der Stimmen.

Mit diesem Vater, der von dem Proletariat, wie kaum ein andrer Partei-Veteran, abgöttisch verehrt wurde, stand der Knabe Karl sich niemals besonders gut. Nur eins hatte er neben der fanatischen Überzeugungstreue mit dem Alten gemein: die ausschweifende Phantasie, die schließlich jede Einbildung für wahre Tatsache nahm. Nur übertrugs sich beim Alten weniger auf die Politik, wo er sich seine Nüchternheit bewahrte. Bei Karl wars anders. Er war von früh an sehr eigenwillig und ließ sich vom Alten nicht gängeln. In Leipzig, wo er geboren wurde, genoß er die übliche Vorbildung eines Bourgeoiskindes. Er besuchte die Erste Bürgerschule, das Nicolai-Gymnasium und zog mit seinem Vater ins „Exil", als der infolge des Sozialistengesetzes aus Leipzig selbst ausgewiesen wurde und sich in einem entfernten Vorort, in Borsdorf, niederlassen mußte. Das Abiturium machte Karl Liebknecht auf dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium der Reichshauptstadt, deren Universität ihn dann aufnahm. Schon als Student trieb er eine wüste sozialistische

Digitized by Google

Agitation, gehörte stets zu den Radikalsten und war in rauchgeschwärzten Arbeiterversammlungen des Nordens und Ostens ein gerne gesehener Gast. Nur eins fehlte ihm: die Rednergabe. Darin hatte ihn die Natur völlig stiefmütterlich behandelt. Er sprach höchst unsauber, stieß mit der Zunge an, lispelte und hatte ein wechselndes helles Stimmchen, das der Hörer fast mitleidig belächelte. Aber mit eiserner Energie setzte er sich auch darin durch. Wie Demosthenes ließ er nicht nach, bis er seine Sprache gehörig gesäubert hatte, wenngleich er ihr eine sonore Resonanz nicht zu geben vermochte. Er wollte sprechen, er wollte reden, und wenn er den Leuten mißfiel, dann wollte er eben so lange reden, soviel verzehrende Glut in seine Worte gießen, daß sie ihm zuhören mußten. Und so wards.

In Würzburg, dort, wo die Welt am Fuße des trotzigen Marienberg verführerisch schön zu werden anfängt, machte er den Doctor juris et rerum politicarum. In Augsburg, Paderborn und Hamm hetzte er, ungeduldig und ungebärdig, die drei, vier Referendarsjahre herunter. Immer in stramm katholischen Gegenden. Merkwürdig. Einst erzählte er in einer Versammlung, daß er väterlicherseits direkt von Martin Luther abstamme.

Nach dem Assessorexamen wurde er Rechtsanwalt und ließ sich, wie sein Bruder, in Berlin nieder. Die Praxis nahm zu. Denn er war schließlich der Sohn eines sehr berühmten Vaters. Das Proletariat strömte ihm zu. In vielen Prozessen

Digitized by Google

wurde er der Verteidiger der „Enterbten" und „Deklassierten". Aber auch auf dem sozialistischen Forum wuchs sein Anhang. Er peitschte durch seinen draufgängerischen Radikalismus die Massen auf und kannte schon damals keine Grenzen. Auf den Parteitagen holte er sich oft böse Abfuhren vom alten Bebel. Der brach, verärgert, schließlich jeden persönlichen Verkehr mit ihm ab, obwohl ihn mit dem Vater eine herzliche Freundschaft verbunden hatte.

1902 wurde Liebknecht in das erste Ehrenamt berufen. Er wurde Stadtverordneter in Berlin, wurde Mitglied der Armendirektion, kam sechs Jahre darauf mit einigen andern Genossen in das bis dahin sozialistenreine Preußische Abgeordnetenhaus und paukte hier mit dem Präsidenten, dem würdigen, langbärtigen Grafen Schwerin-Löwitz, manchen Strauß aus. Wie ein ungezügelter Knabe zerrte er an dem Gitter der Geschäftsordnung, versuchte alle in diesem Hause versteinerten Traditionen umzuwerfen und einen Klassenkampf im Kleinformat auf eigne Faust durchzuführen.

Sein Spezialgebiet war die antimilitaristische Propaganda, die er bis in die Kasernen erstreckte. Ein Büchelchen: ‚Militarismus und Antimilitarismus' ließ keinen Zweifel über seine Absichten aufkommen. Das Gericht schritt ein, und vor den roten Talaren des Reichsgerichts zu Leipzig bestand seine forensische Dialektik nicht. Anderthalb Jahre Festung wurden ihm — Festung, da man ihm seinen, wenn auch fanatischen, Idealismus nicht absprechen konnte. Er kam nach Glatz

Digitized by Google

und hatte Zeit, in stillen Stunden über sein Leben, seine Aufgaben nachzudenken. Aber der schäumende Most klärte sich nicht. In diesen vier Wänden einer lichtarmen und freudlosen Kasematte, zwischen eintönig kommenden und gehenden Soldaten, verhärteten sich seine Ideen nur. Immer tiefer bohrte seine Abneigung, sein Haß gegen die bürgerliche, kapitalistische, militaristische Gesellschaft sich ihm in die eigene Seele, immer zwingender wurde das Postulat seines Willens, diese bürgerliche Gemeinschaft durch den Klassenkampf des Proletariats zu sprengen. Und dann trat er, nach dieser Prüfung, die ihm sein Lebensziel in Tagen und Nächten des Nachsinnens nur tausendfach bestätigt hatte, wieder in die menschliche Gesellschaft hinaus. Neue Impulse trieben ihn rasch zu neuem Handeln. 1910 reist er, wie ehedem sein Vater, nach Amerika, um eine Zeitlang der politischen Stickluft, die ihm in Deutschland den Atem benimmt, zu entrinnen und andre Eindrücke aufzunehmen. Und drüben, über dem großen Teich, ist er nahe daran, ein Damaskus zu erleben. Da erst lernt er den eigentlichen, nüchternen, gewaltigen Kapitalismus mit seiner ungeheuern Konzentration und Organisation kennen, da erst gewahrt er, daß der deutsche Arbeiter eigentlich weit besser gestellt ist als sein Leidensgenosse in Amerika — und diesem Erlebnis gibt er auch publizistisch Ausdruck.

Aber seine Wahrnehmungen bleiben nicht lange in ihm haften. Bald nach der Rückkehr gerät er

Digitized by Google

wieder in den radikalsozialistischen Strudel. 1912 wird er in Potsdam-Osthavelland, dem Kaiserbezirk, wo er in den neunziger Jahren als Einjähriger beim Garde-Pionier-Bataillon gedient hatte, in den Reichstag gewählt. Hier, auf dieser größten parlamentarischen Plattform, legt er los. Als er einen Vorstoß plante, schickte er, da nicht zuletzt eine starke Eitelkeit sein Wesen bestimmt, auf die Journalistentribüne und bat, ihn in den Berichten möglichst gut zu bedenken. Die Rede richtete sich gegen Krupp und die Rüstungs-Industrie, gegen dunkle Bestechungsgeschichten und gegen die internationale Verbrüderung des Rüstungskapitals der Krupp, Ehrhard, Creusot, Armstrong und aller der andern. Gewaltig war das Aufsehen, das seine Enthüllungen im In- und Auslande machten. Liebknecht stand tagelang im Mittelpunkte der Diskussion. Größenwahn hob an, seine Seele zu umfächeln. Er strebte über sich selber hinaus auf einen unerreichbaren Gipfel. Als der russische Zar nach Deutschland kommen wollte, um in Darmstadt seinen großherzoglichen Schwager zu besuchen, schrie Liebknecht in einer Magdeburger Versammlung: „Deutschland soll diesem Blut-Zaren die Türe weisen!" Ein neuer Eklat. Die Diplomaten mußten mit glättender Hand die Russen beschwichtigen, und Liebknecht wurde ein Prozeß angehängt.

Und nun der Krieg. Als er ausbrach, verließ Liebknecht nicht wie der (einzige) sozialistische Abgeordnete Kunert bei der Abstimmung über

Digitized by Google

den ersten Milliardenkredit den Sitzungssaal des Reichstags, und mit erhobener Stimme konnte Herr von Bethmann Hollweg feststellen, daß auch die Sozialdemokratie in diesem „Verteidigungskriege" hinter der Regierung stehe. Aber Liebknecht brach bald aus der Hürde. Er wühlte und randalierte, steckte sich hinter die „Lokalisten", die anarcho-sozialistischen Arbeiter an der Peripherie der Gewerkschaften, setzte sich mit Rosa Luxemburg (die manche Bilder von frühern Parteitagen an seiner Seite zeigen), und mit allerhand russischen revolutionären Elementen in Verbindung. Radek veröffentlichte unter dem Pseudonym Parabellum seine Brandartikel wider die militaristische, die verräterische deutsche Sozialdemokratie in der ‚Berner Tagwacht', Radek, den Bebel einmal als Spitzbuben entlarvt und von der Partei abgeschüttelt hatte; und Liebknecht inszenierte eine unterirdische Flugblatt-Propaganda, gegen die die Gewerkschaften immer von neuem Stellung nehmen mußten. Im Reichstag eilte er einmal plötzlich auf die Tribüne, protestierte in wilden Worten gegen das Völkermorden und wandte sich wider den „Kriegsanleiheschwindel". Ein ungeheurer Tumult ließ ihn nicht weiter reden. Doktor Müller-Meiningen sprang in höchster Erregung auf ihn zu, fast wäre es zu Tätlichkeiten gekommen, andre mischten sich ein, zerrten ihn weg vom Rednerpult, der Präsident, der wacklige alte Herr Kaempf, tobte sich, in grosser Verzweiflung über die Szene, mit seiner Glocke aus, auf die natürlich kein

Digitized by Google

Mensch hörte, und bat nachher die Presse, das Skandalosum mit Schweigen zu übergehn. Der Blätterwald blieb denn auch stumm. So erfuhr die Öffentlichkeit nichts von dem Zwischenfall.

Die Spartakus=Briefe tauchten auf. So um die Wende von 1915 zu 16. Mit grauer Maschinen=schrift vervielfältigte Aufsätze. Länge je nach Bedarf. Flammende Proteste gegen Völkermord, gegen die Fürsten, gegen die imperialistische Sozialdemokratie, Aufforderung zum Klassen=kampf des Proletariats und zur Revolution. Mehr als einmal ist so ein Ding in meine Hände geraten. Woher es kam, wußt' ich nicht. Spartakus stand darunter. Nichts weiter. Man legte so etwas damals lächelnd beiseite.

Im Frühling 1916 packten ihn dann die Häscher. Als Abgeordneter war er immun, es sei denn, daß er auf frischer Tat bei irgendeinem Vergehen ertappt wurde. Er war inzwischen Armierungs=soldat geworden und hatte an einem Abend auf dem Potsdamer Platz aufreizende Flugblätter ver=teilt und dabei „Nieder mit der Regierung!" geschrien. Verhaftung, Haussuchung usw. Das Gericht ersucht den Reichstag um Zulassung eines Strafverfahrens. Und der Reichstag gibt, obwohl es sich hierbei um ein ausgesprochen politisches Delikt handelt, diesem Antrage statt. Herr von Payer, der Sprecher der Parteien, erklärt begründend: „Da es sich nicht um ein Recht des einzelnen Abgeordneten, sondern um das Recht des Reichstags handelt, muß man in einem solchen Fall immer untersuchen, ob wirklich das

Digitized by Google

Haus und damit die Allgemeinheit ein so großes Interesse an der Mitarbeit des betreffenden Mitgliedes habe, daß man es darum verantworten könne, der Gerechtigkeit in den Arm zu fallen, der Gerechtigkeit, an deren richtigem Funktionieren die Allgemeinheit doch auch, zumal in solchen Zeiten, mitten im Krieg und in einem schweren Falle, ein großes Interesse hat." Damit verläßt das Haus alle guten Überlieferungen, handelt aber auch politisch höchst unklug. Denn nun wird Liebknecht die Märtyrerkrone aufs Haupt gedrückt. Das Kriegsgericht verurteilt ihn zu zwei Jahren sechs Monaten Gefängnis, spricht aber die Ansicht aus, daß er nicht aus ehrloser Gesinnung gehandelt habe, sondern daß politischer Fanatismus die Triebfeder zu seinen Verfehlungen gewesen sei, und beläßt ihm daher die bürgerlichen Ehrenrechte. Berufung, Aufbegehren der reaktionären und alldeutschen Presse, und das Reichsmilitärgericht als oberste Instanz kommt zu Zuchthaus, zu fast dem doppelten Strafmaß und erkennt dem Delinquenten damit auch die bürgerlichen Ehrenrechte ab.

Liebknecht steigt ins Zuchthaus. Eine neue, jahrelange Prüfung. Aber auch jetzt kommt es nicht zur Klärung in ihm. Die Dinge sind schon zu weit gediehen. Der Haß frißt tiefer und tiefer. Der fanatische Idealismus geht in eine Idiosynkrasie über. Die Nerven werden, in den vielen, vielen Stunden beklemmender Einsamkeit, aufs Höchste angespannt. Immer Martern und wieder Martern. Sinnen und wieder Sinnen, und bloß

Digitized by Google

das eine vor Augen: Nieder mit dem System! Ihm einen unbarmherzigen Todesstoß, und wenn dadurch vieles, alles zusammenbricht.

Das Kabinett Prinz Max mit dem Staatssekretär Scheidemann schenkt ihm die Freiheit wieder. Wird er sich jetzt zurückhalten, wird er seinen Nerven nunmehr Ruhe gönnen? Weit gefehlt. Sofort springt er mitten hinein ins politische Leben. Ein neues Rumoren beginnt, und schon wenige Tage danach bricht die Revolution aus.

Liebknecht triumphiert. Das ist seine Revolution. Das ist sein Werk. Dafür hat er gekämpft, dafür gelitten. In der Revolutionsnacht nächtigt er im Bett Wilhelms des Zweiten. Sein Rachedurst war gestillt. Nun hätte er an der neuen Freiheit mitaufbauen können. Aber als das gemeinsame sozialistische Kabinett gebildet werden sollte und man ihn um seinen Eintritt ersuchte — da lehnte er ab, schlug sich seitwärts, machte neuen Krach und organisierte den Spartakus-Spektakel, den deutschen Bolschewismus. Und was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut, und was er spricht, ist Geißel, und was er schreit, ist Blut.

Karl Liebknecht? Ein Gemisch von Idealismus, Fanatismus, Eitelkeit und Psychose. Ihr erschreckt, wenn ihr ihn auf der Rednertribüne toben seht, und möchtet nach dem Nervenarzt rufen.

Im „Zivilleben" ist er, oder wars wenigstens vor Jahren, ein netter, überliebenswürdiger Mensch der wie ein Schüler errötete, wenn man ihn ansprach. Heute sucht er sich wie ein gehetztes Wild mal diese, mal jene Schlafstätte aus. Niemals

Digitized by Google

ist seines Bleibens in einem Hotel länger als ein, zwei Tage. Ein Auto steht immer fahrbereit zu seiner Verfügung. Sind die Häscher wirklich hinter ihm her? Als er die zweite Revolution inszeniert, als er, Ledebour und Scholze eine spartakistische Nebenregierung etablieren, als sie, zusammen mit lichtscheuem Gesindel, eine Blutwoche über Berlin heraufbeschwören; als Noske, sein einstiger Parteigenosse, Artillerie und Infanterie auffahren läßt, geht der Kampf auf Leben und Tod auch an seiner Person nicht vorbei. Der Aufruhr wird niedergeschlagen. Liebknecht unterliegt, und eines Tages überraschten sie ihn bei einem geheimen Konvent. Ihn und Rosa Luxemburg. Beide werden festgenommen. Liebknecht soll zur Untersuchungshaft abgeführt werden. Das Auto erleidet eine Panne. Liebknecht versucht zu entweichen. Wenigstens behaupteten es nachher die militärischen Begleiter. Drei Schüsse, und er liegt entseelt am Boden.

Der Ruhm der Nachwelt ist ihm sicher, der Ruhm eines Herostrats.

Digitized by Google

Walther Adrian Schücking

Wenn man früher, vor dem Kriege, mit sonst gebildeten Leuten vom Pazifismus sprach, sahen sie einen mitleidig von der Seite an und zuckten die Achseln: „Auch so einer, der an den allgemeinen Welt- und Menschheitsfrieden glaubt. Und das will ein Realpolitiker sein, den man ernst nehmen soll". Das war so die landläufige Auffassung in unsrer Intelligenz: verstiegene Utopie. Die verächtliche Ablehnung einer großartigen ethischen und höchst realpolitischen Idee entsprang in neunundneunzig von hundert Fällen krassester Unkenntnis von dem, was der moderne Pazifismus eigentlich wollte. Man stellte sich, in ganz unklaren Umrissen, so etwas wie ein kommunistisches Menschheitsparadies allgemeinen Weltfriedens vor, ohne zu ahnen, welche gedankliche und praktische Vorarbeit bereits geleistet war, um politisch und völkerrechtlich einen überstaatlichen Friedensorganismus zu schaffen.

Mein Gott, wer sich auch nur etwas in der Geschichte, nicht bloß der Könige, umgesehen hat, weiß, wie der weltorganisatorische, wie der pazifistische Gedanke schon seit zwei Jahrtausenden nach immer neuen Ausdrucksformen gesucht hat, um sein Ziel zu erreichen. Zuerst ist es die schillernde Fata Morgana eines Universalreiches, die in den Köpfen spukt und sich bis zu einem Napo-

Digitized by Google

leon dem Dritten vererbt hat. Das Rom der Kaiserzeit gestaltet in ungeheurem Expansionsdrange das römische Weltbürgertum. Im Mittelalter tritt die katholische Kirche an diese Stelle, und die Kaiser sind die weltlichen Machtvollstrecker dieser über den Völkern schwebenden christlichen Zentralorganisation. Die Reformation löst die Einheit der mittelalterlichen Welt auf. Die Kabinetts-, die Koalitionskriege beginnen, und nun stehen immer neue Politiker und Gelehrte auf, um zur Herstellung eines dauernden Friedenszustandes der Idee eines allgemeinen Staatenbundes das Wort zu reden: von Campanella, Ernst dem Zweiten, dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels, Sully über Saint Pierre bis Kant, der im Gegensatz zu den andern, den Monarchisten, die Völker selbst aufruft, um in einem Bündnis konstitutioneller Staaten die Regierung auszuüben.

Dann kam, mit und nach den napoleonischen Kriegen, die nationalistische Flutwelle über Europa, die im Augenblick noch brandend an die Gestade einer lichten Friedenszukunft schlägt. In diesem nationalistischen Taumel, der vor dem Kriege auch fast die ganze deutsche Intelligenz erfaßt hatte, standen nur wenige aufrecht und hielten an den großen humanitären Gedanken unserer Vorväter aus dem achtzehnten Jahrhundert fest. Die meisten schämten sich, edel und gerecht im Völkerleben zu denken und zu handeln, und wo die Landesgrenze aufhörte, klappten sie das Alte, das Neue Testament samt Katechismus und Choralbuch zu. Denn schlimmer noch als inner-

Digitized by Google

lich gegen die gute Stimme ihres Gewissens zu sprechen und zu handeln, schien ihnen der Spott und die Ächtung der wohlanständigen Gesellschaft, in der die Offiziere und Assessoren den Bildungston und die Politik angaben.

Wer sich früher offen als Pazifist bekannte, war in den Augen aller anständigen und korrekten Menschen vom Typ der Täglichen Rundschau und der Deutschen Tageszeitung ein Utopist, ein Schwärmer, ein unklarer Kopf, ein Reichsfeind, ein Mensch, der kein Gefühl fürs Nationale hatte, ein Subjekt, das sicherlich jüdisch-international sei. Solchen Menschen ging man am besten aus dem Wege. Nur Charaktere ließen sich nicht anfechten und machten keine Konzessionen.

Ein solcher Charakter ist Walther Schücking, den man anderthalb Jahrzehnte hat bitter fühlen lassen, was es heißt, gegen den Strom zu schwimmen und zu bekennen, wo alle abwehrend die Hände ausstreckten. Er repräsentiert ein Stück Leidensgeschichte, die der Pazifismus viele Jahre lang in Deutschland hat durchmachen müssen, bis er aus einem entsetzlichen Blutbad der Völker siegreich hervorgegangen ist.

Ja, die Schückings sind alle unverbesserliche Idealisten, Männer, die sich selbst treu bleiben und, über Stock und Stein, ihren Weg gradeaus bis ans Ziel gehen. Ideenmenschen. Phantasiemenschen. Und trotzdem kritisch und real denkende Menschen. Menschen der Feder. Lewin Schücking, der Romanschriftsteller des jungen Deutschland, der Freund Freiligraths und der

Digitized by Google

Droste-Hülshoff, ist Walthers Großvater. Luise von Gall, die flink schreibende Novellistin, ist seine Großmutter. Vom Vater ward ihm der kritisch-juristische Verstand, vom Landgerichtsdirektor Lothar Schücking. Und mütterlicherseits hatte er etwas von jenem oppositionellen demokratischen Geist der alten Fortschrittspartei geerbt. Zu Hause sagten sie, er sei ein vollkommenes Abbild seines Großvaters Heinrich Beitzke von der mütterlichen Seite her. Beitzke? Schlagt die politisch-parlamentarische Geschichte Preußens auf. Der war ein stramm fortschrittlicher Abgeordneter in den sechziger Jahren und schließlich derjenige Mann, der im Abgeordnetenhause den Mut hatte, mutterseelenallein gegen die auch in der Verfassung des Norddeutschen Bundes festgelegte Bismarck-Roonsche Militärorganisation zu stimmen. In Wort und Schrift trat er unablässig für die Aufrechterhaltung der alten Landwehrformation ein. Ein geschworener Feind der Militarisierung Preußens. In seiner Geschichte der deutschen Freiheitskriege hat er der preußischen Landwehr das schönste Denkmal errichtet.

Walther Schücking wurde 1875 zu Münster geboren. Ein schmächtiger, schmaler, langaufgeschossener, in sich gekehrter Mensch. Ein Westfale mit einem harten Schädel. Die Überzeugung geht ihm über alles. Da gibt es keine Kompromisse. Da heißt es bekennen und wieder bekennen. Im persönlichen Umgang der weichste, liebenswürdigste Gesellschafter, der bisweilen lyrisch-träumerisch wie ein Professor alten Schlages ist.

Digitized by Google

Zu Münster besuchte er das Pauliner Gymnasium. Schon im Jungen prägte sich der Idealismus, die Ehrlichkeit gegen sich selbst stark aus. Er lehnte es ab, zu mogeln oder Übersetzungen zu gebrauchen. Die Mitschüler verstanden das nicht und sahen ihn scheu wie einen Außenseiter an. Auf den Universitäten München, Bonn, Berlin und Göttingen widmete er sich ebenso sehr geschichtlichen und politischen wie rechtswissenschaftlichen Studien. Schon als Student bezeichnete er sich, in den neunziger Jahren, als Neuidealist und nahm Stellung gegen die Auswüchse des Waffenstudententums. Schon frühzeitig lockte ihn das Studium des Völkerrechts. Er ist Jurist in der achten Generation, und es hat sich in der Familie ein Exemplar des Werkes „De jure belli ac pacis" von Hugo Grotius vererbt, ein Buch, das niemand in der Familie so eifrig studierte wie Walther. Jedes Familienmitglied pflegte seit zweihundert Jahren seinen Namen auf dem Titelblatt einzutragen.

Als Schüler des Völkerrechtslehrers von Bar habilitierte er sich in Göttingen. Seine Denkschrift über das Küstenmeer im internationalen Recht wurde mit einem Preise gekrönt. Schon in seinem siebenundzwanzigsten Jahre wurde er, nach zweijährigem Aufenthalt als Extraordinarius in Breslau, als Ordentlicher Professor des Völker- und Staatsrechts nach Marburg berufen. Althoff, der Universitätsgewaltige des alten preußischen Kultusministeriums, schätzte ihn sehr. Ein rascher und ehrenvoller Aufstieg schien Walther Schücking

Digitized by Google

bevorzustehen. Aber es kam anders. Er wurde demokratisch, nationalsozial, freisinnig. Das war mehr, als ein königlich preußisches Ministerialdirektorenhirn vertrug. Althoff teilte ihm daraufhin eines Tages mit: es stehe ihm frei zu dozieren, was er wolle; eine andere Frage sei aber, ob der Staat von ihm als Lehrer Gebrauch mache. Die erste Ohrfeige. Schücking war in Marburg untendurch. Als er gar Vorsitzender des Freisinnigen Vereins in Marburg wurde, machten die Professorendamen seiner Frau Kondolenzbesuche und erklärten ihr, daß es für sie schwierig sei, jetzt an ihrem Kränzchen weiter teilzunehmen. So sah's noch vor wenigen Jahren in einer Professorenrepublik aus: Großstadtluft, Kyritz-Pyritz. Her mit einem neuen Possendichter! Aber Walther Schücking hatte nicht zu lachen. Sein Leidensweg fing erst an. Er sank mehr und mehr in Ungnade. Als er das Polen-Enteignungsgesetz für eine öffentliche Schande erklärte, wurde er vom Kultusminister mit einem Verweis bestraft und auf Grund dieser Tatsache aus der juristischen Prüfungskommission entfernt. Seine Schüler hatten jahrelang die größten Schwierigkeiten in ihrem Fortkommen. Schücking war geächtet. Aber er hielt aus. Es war ein Kampf im dunkeln Minenstollen. Wie gerne wäre man ihn losgeworden. Während draußen seine wissenschaftlichen Arbeiten immer anerkannt wurden, hielt die Marburger Juristenfakultät nichts von ihnen, und seine Kollegen sahen in ihm nur einen „Verderber der Jugend". Selbstverständlich kam unter diesen Umständen

Digitized by Google

seine Wahl zum Rektor der Universität nie in Frage. Da war Professor Enneccerus, ein alter nationalmiserabler Häuptling, ein Grobian, der mit Wortbrutalitäten Schücking niederzuhalten versuchte; und Schücking ist ein empfindsamer, geistig feingliedrig organisierter Mensch. Er hat sicherlich seelisch stark darunter gelitten. Aber er setzte sich auch darüber hinweg. Nur bekamen seine Gesichtszüge mit der Zeit einen etwas verbitterten, aufgeschreckten Ausdruck. Seine schlimmsten Gegner waren die Kuratoren der Marburger Universität. Sie ärgerten sich, daß er, dieser geistig und politisch Verseuchte, die besuchtesten Völkerrechtskollegs hatte, und versuchten, disziplinarische Untersuchungen gegen ihn einzuleiten auf Grund dessen, was sie von Marburger Bürgern an Biertischen über seine Vorlesungen gehört hatten. Einer dieser Kuratoren stellte ihm im Sommer 1911 in amtlicher Unterredung die beantragte einsemestrige Beurlaubung zu wissenschaftlichen Zwecken in Aussicht, falls er vorher zum Minister reiste und ihm mitteilte, daß er seine politischen Ansichten geändert habe.

Und nun gar, als der Krieg ausbrach! Schücking war einer der ersten, die auf die schwarze Liste kamen. Das XI. Armeekorps ließ ihm die Order zugehn, daß er sich aller Äußerungen seiner völkerrechtlichen Ideen auch in rein theoretischer Form, sowie jeglicher Korrespondenz mit ausländischen Gelehrten enthalten müsse, weder ins Ausland reisen, noch sich in den Grenz-

Digitized by Google

gebieten Deutschlands aufhalten dürfe. Dabei hatte er sich durch seine staatsrechtlichen und pazifistischen Schriften bereits einen internationalen Ruf gemacht. Seine Beziehungen reichten weithin: zu Lammasch, Streit, Constant d'Estournelles, Sir Thomas Barclay, James Brown Scott, um nur einige Namen zu nennen. Er war inzwischen auch zum Mitgliede des Institut du droit international ernannt worden. Die Verwendung von Minen im Seekrieg; Die Organisation der Welt; Das Werk vom Haag; Der Staatenverband der Haager Konferenzen: in all diesen Werken hatte er, ideenreich, sich praktisch mit den wichtigsten Einzelproblemen des Pazifismus und Völkerrechts auseinandergesetzt. Tat nichts. Es war Krieg, und da war jede Völkerverständigung oder auch nur jedes Wort darüber den Militärs verhaßt. Der Pazifismus wurde von ihnen als unzulässige Konkurrenz des Kriegsgeschäfts auf Grund des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb verboten. Der Pazifismus wurde gewissermaßen ausradiert. Der Unteroffizier befiehlt, und die ihm nicht erwünschte geistige Bewegung hat sofort Selbstmord zu begehn. Seine Briefe wurden geöffnet. Telegramme, die aus dem Ausland an ihn gerichtet waren, wurden monatelang zurückgehalten. Kaum, daß er der Schutzhaft entging. Im Frühjahr 1915 weilte er im Haag. Nur mit Hilfe des Auswärtigen Amtes war er dahin gekommen, um an einer Konferenz teilzunehmen. Bei seiner Rückkehr überbrachte er dem damaligen Unterstaatssekretär

Digitized by Google

Zimmermann das Anerbieten des holländischen Unterstaatssekretärs Dresselhuis, in Fühlung mit England ernsthaft über den Frieden zu unterhandeln. Aber er erhielt vom Auswärtigen Amt kurzerhand den Auftrag, an Dresselhuis zu telegraphieren, er solle zuhause bleiben.

Schückings Idee, das Völkerrecht pazifistisch auszubauen, wurde jahrelang am heftigsten von den Leuten bekämpft, die jetzt die lebhaftesten Verteidiger seiner Gedankengänge sind. Nun, da der Krieg zu Ende ging, da selbst die höchsten Militärs, als sie nicht mehr ein noch aus wußten, nach einem Verständigungsfrieden schrieen, war Schückings Zeit in ganz großem Rahmen zu wirken, endlich gekommen. Er hatte die letzte der vielen Leidensstationen passiert. Jetzt war sein Tag angebrochen. Das Fegefeuer lag hinter ihm. Die Demokraten wählten ihn in die deutsche Nationalversammlung. Als zweiter Redner der Partei hielt er zur Verfassungsvorlage eine groß angelegte Rede, die, im Gegensatze zu allen andern, von einer geschlossenen Weltanschauung getragen war und den tiefsten Eindruck auf das Haus machte. Nur die Rechte begehrte auf, die Chauvinisten bellten, und seine Auseinandersetzung mit der Macht- und Gewaltpolitik Bismarcks fuhr ihnen in die Glieder.

Die Regierung berief ihn dann an die Spitze der Kommission zur Untersuchung völkerrechtswidriger Behandlung von Kriegsgefangenen in Deutschland und ersah ihn auch als deutschen Friedensdelegierten für die Verhandlungen von

Digitized by Google

Versailles. Den Gewaltfrieden der Entente lehnte er als konsequenter Pazifist ohne Einschränkung ab.

„Die Letzten werden die Ersten sein", sagt die Bibel. Die Schatten sind von Schückings Wege gewichen, und gradeaus kann er nun rasch seinem Ziele zuschreiten. Was hinter ihm liegt, war ein quälendes Traumspiel: das alte kleinlich-reaktionäre, cliquenhaft-versippte Preußen im Ausschnitt einer kleinen engen Universitätsstadt gesehen. Nun konnte er tief aufatmen in der frischen Morgenluft und Geist und Arme regen.

Digitized by Google

Gustav Noske

Schlagt die römische Geschichte auf. Dort findet ihr historische Bilder in blitzartigem Wechsel, die eine verflucht ernste Ähnlichkeit mit den Unruhen des noch von Krieg und Revolution zitternden Deutschland haben. Es sind eben immer dieselben düstern Faktoren, die treibend dahinter stehen: ein aus dem Kriege heimkehrendes Proletariat, das, auf seine Macht, auf seine Waffen pochend, blutig noch von jahrelangem Schlachten und Morden, mit erregter Hand nach den goldenen Stühlen der zu Hause Gebliebenen greift.

Marius, der Bauernsohn, hatte Jugurthas Aufruhr in Afrika niedergeschlagen, hatte Italien von den finstern Kimbern und Teutonen gerettet und war nun nach Rom zurückgekehrt. Sein Heer, das beschäftigungslos geworden war, schrie nach Land, nach Besitz, nach bürgerlicher Beschäftigung. Aber die Rechte sowohl, die Adelspartei, wie die äußerste Linke, die müßige und herumlungernde Masse der Straßen Roms, begehrte gegen die beabsichtigte Bevorzugung der Veteranen auf. Beide aus egoistischen Motiven. Beide sollten sie etwas aufgeben. Der Adel Grundbesitz, der Mob das Monopol auf politische Verhätschelung und auf Versorgung durch den Staat. Marius rief die Veteranen in die Stadt,

Digitized by Google

und ohne alles Maß und ohne jede Rücksicht wurde nun, mit den Knüppeln voran, Politik gemacht. Der Terror fegte durch Rom. Die besitzenden Klassen fingen an, es mit der Angst zu bekommen. Marius schien es selbst vor den Geistern zu grauen, die er gerufen hatte. Ihm ging, als Soldaten und Feldherrn, Zucht und Ordnung über alles. Da, in dieser Stunde des Schwankens, nahte sich ihm der Adel, die Reaktion, mit gleißenden Worten, und als bei der nächsten Gewalttat seiner Genossen der Senat das Vaterland in Gefahr erklärte, gab er sich dazu her, die Exekution zu vollziehen. Seine Genossen von gestern wurden aufs Kapitol gedrängt, mußten sich ergeben und wurden, ohne daß Marius es zu hindern vermochte, von der ergrimmten adligen Jugend und ihrem Anhang mit den abgedeckten Dachziegeln ihres Gefängnisses zu Tode gesteinigt. In demselben Augenblick hatte auch Marius seine Rolle ausgespielt. Die große Reformgesetzgebung, die Verteilung des Landbesitzes, war erledigt, noch bevor ein einziger praktischer Schritt zu ihrer Verwirklichung getan worden war.

Ist Gustav Noske ein Marius? Ich weiß es nicht. Schlachten hat er nicht geschlagen und ganze Feldzüge nicht entworfen. Aber wie Marius ist auch er einer, der von unten, aus der Tiefe heraufgekommen ist, und dessen robustes Draufgängertum auf seiner massiven, derben Körperkraft beruht. Noske ist ein baumlanger, fast ungeschlachter Kerl, hat seine zwölf Jahre als schnauzender Unteroffizier gedient. Holzarbeiter

Digitized by Google

von Beruf. Brandenburger, Havelländer. Dissident. Der fast rechteckige Kopf wird von kurzgeschorenem brünetten Haar, das in die Stirn ragt, bedeckt. Ein mächtiger Schnauzbart beschattet den Mund, weit über die Winkel hinaus. Eine goldene Brille mildert die derben Züge seines Gesichts. Wenn er im Parlament das Wort ergreift, gibt's gewöhnlich eine Überraschung. Er spricht grob, klobig, aber doch so treffend, so zielsicher, als wenn er mit einer Axt, Schlag auf Schlag, einen Baumstamm zerkleinerte. Geistiger Holzarbeiter. Durch und durch Willensmensch. Konzentrierte Entschlossenheit, Kaltblütigkeit, Kraft und Gewalt. Man freut sich seiner, rein aesthetisch, wenn er loslegt und nun mit quadratischen Worten nach rechts und mehr noch nach links hin Hiebe austeilt. Widerspricht einer, prasseln Zwischenrufe dazwischen — er läßt sich nicht stören, hält kaum in seiner quadernmäßig aufgebauten Rede ein, sondern fügt die Antwort, gelassen, gleich noch mit ein: die Revolverkanone.

Ist der Politiker Noske auch so aus einem Guß? Nein. Er ist Preuße, Märker, Proletarier, einer, der sich groß und stämmig gehungert hat. Eine Kiefer, die trotz ihrem ragenden Wuchs doch keine Pinie zu werden vermag, denn der Boden, auf dem sie aufwuchs, war eben nur die märkische Sandbüchse. Wohl war er Sozialdemokrat, wohl stand er zu der Opposition, aber er sah, im Stillen, doch in den Andern, die nicht Proletarier waren, Menschen andrer, höherer Art. Ein idealistischer Gleichheits-

Digitized by Google

schwärmer war er nicht; ein sozialistischer Fanatiker, der an das tausendjährige Reich August Bebels glaubte, auch nicht. Er war der Korporal der Sozialdemokratie, der mit den Realitäten des politischen Kasernenhoflebens zu rechnen hatte.

Sein Werdegang ist rasch erzählt. Sein Vater saß noch am Webstuhl in stiller Stube. Gustav wurde zuerst in die Volks- und dann in die Bürgerschule geschickt. Darauf wurde er Holzarbeiter und wanderte als Geselle nach Halle, nach Frankfurt am Main, nach Liegnitz. Ende der achtziger Jahre gerät er, noch unter Bismarcks Sozialistengesetz, in die eigentliche Arbeiterbewegung. 1896 wird er Redakteur des sozialdemokratischen Organs in seiner Vaterstadt Brandenburg, wird zwei Jahre später bereits in gleicher Eigenschaft nach Königsberg in Preußen engagiert und endet, ein Lustrum danach, vorläufig in Chemnitz als Chefredakteur der ‚Volksstimme'. Seit der Jahrhundertwende saß er, in Ostpreußen sowohl wie in Sachsen, im Stadtverordnetenkollegium seiner Stadt. In den Reichstag kommt er erst 1906, während des Kolonialrummels, als Bülow mit dem Zentrum brechend, den Reichstag aufgelöst hatte.

Im Reichstag hält er sich zu dem rechten Flügel der Partei und wird bald Spezialist für Heer und Marine. (Sein Buch über ‚Kolonialpolitik und Sozialdemokratie' erscheint erst später, im Jahre des Kriegsausbruchs.) Er spricht zum Heeresetat, wird in die Kommission entsendet und wird hier schließlich Korreferent. Keine kleine Sache. Von den Militärs wird er verhätschelt. Die ge-

Digitized by Google

heimsten Dinge werden ihm in die Ohren geträufelt. Er sieht das Kriegsgewitter sich über Deutschland zusammenziehen. Die vertraulichen Ausschuß-Sitzungen häufen sich. Noske macht mit, macht alles mit, macht, jahrelang, auch Tirpitzens Flottenpolitik mit und überträgt diese blinde Liebe zur Marine auch auf Herrn von Capelle. 1914. 1915. 1916. 1917. 1918. Noske ist nicht in seinem Glauben zu erschüttern. Er glaubt an den rocher de bronce des deutschen Militarismus, ohne etwa seine allzu augenfälligen Auswüchse zu billigen.

Da ging's im Oktober 1918 an der Wasserkante los. Schon für die ersten Tage dieses Monats waren in Wilhelmshaven Unruhen erwartet worden. Aber erst am achtundzwanzigsten wurde es im dritten Geschwader lebendig. Offiziere hatten zum letzten Todeskampf mit England aufgefordert. Das hatte den Funken ins Pulverfaß geschlagen. Dreimal ward das Auslaufen der Flotte verhindert. Die Besatzung meuterte. Offiziere wurden abgesetzt. Ein Kampf Aller gegen Alle drohte im Hafen auszubrechen. Schließlich dampfte das dritte Geschwader nach Kiel. Der Chef hoffte, durch diese Ablenkung noch einmal das Schlimmste abgewendet zu haben. Viele bekommen Urlaub an Land. „Sie mögen sich im Vergnügen austoben." In den Straßen rotten sich ein paar mit einigen Matrosen aus den Werften zusammen. Man zieht zum Gewerkschaftshaus. Versammlung. Politische Debatte. Noch denkt aber keiner an Revolution. Der Tag verläuft ruhig: Freitag,

Digitized by Google

der erste November. Am Sonnabend finden die Matrosen das Gewerkschaftshaus verschlossen. Aus den paar Matrosen sind jetzt sechshundert geworden. Die Stimmung ist erregt. Das Feuer glimmt unter der Asche. Sonntag. Vom ‚Markgraf' sollen zweihundert in Wilhelmshaven Verurteilte an Land gebracht und ins Gefängnis gesteckt werden. Als sie ausgeschifft werden sollen, weigert sich einer von den Begleitmannschaften, diesen Schergendienst zu tun. Die ganze Kompagnie, bis auf wenige, stellt sich auf seine Seite. Und dennoch werden die Wilhelmshavener Delinquenten abgeführt. Inzwischen ist auch die Arbeiterschaft in Bewegung geraten. Meist Unabhängige Sozialdemokraten. Handzettel werden verteilt. Eine Verständigung wird angebahnt. Der Stein ist im Rollen. Abends formiert sich ein Zug von Zehntausenden. Die Arrestanten werden befreit. Zusammenstoß mit Soldaten. Acht Tote bleiben auf dem Pflaster. Der Gouverneur von Kiel und die sozialdemokratische Parteileitung bitten dringend die Reichsregierung in Berlin um Entsendung eines Kabinettsmitgliedes. Der Berliner Presse wird von der Zensur kaum gestattet, Andeutungen über Vorgänge in Kiel zu machen. „Harmlose Straßenzusammenstöße. Allerdings auch einige Verwundete. Sonst nichts."

Es wird schwül. Die Revolution erhebt ihr Haupt. Der Gouverneur verhandelt mit einer Abordnung von Matrosen. Auf beiden Seiten Höflichkeit und Entgegenkommen. Von gewaltsamem Umsturz ist noch keine Rede. Mittlerweile

Digitized by Google

trifft Noske mit dem Staatssekretär Haußmann in Kiel ein. Noske ist hier vollständig unbekannt. Aber er findet sofort Kontakt mit den Leuten. Ihm ist nur daran gelegen, möglichst rasch Ordnung zu schaffen und die Gemüter zu beruhigen. Er ahnt nicht, was sich hier vorbereitet hat und sich mit Windeseile über das ganze Reich ausdehnen wird. Regelrechte Verhandlungen beginnen. Bange Stunden vergehen. Hüben und drüben. Noch Mittwoch, am sechsten November, rät Noske den Matrosen, einzulenken. Erst am Tage darauf verändert sich mit einem Schlage das Bild. Die Revolution eroberte sich im Sturm das ganze Reich. Nur Berlin blieb noch unberührt. Noske wird von der Regierung zum Gouverneur von Kiel ernannt. Schon nach einigen Stunden erließ er den ersten Tagesbefehl: „Die Verpflegung in der Marine ist eine einheitliche. . . Die Anrede in der dritten Person fällt fort."

Am neunten November, als Herr Ebert aus den Händen des Prinzen Max das Portefeuille des Reichskanzlers übernahm, fühlte sich nun auch Noske als offizieller Revolutionär. Für Ruhe hatte er jetzt in Berlin zu sorgen.

Wochen vergingen. Die Unabhängigen rumorten im Kabinett. Haase, Dittmann und Barth hielts schließlich nicht länger im revolutionären Rate der Volksbeauftragten. Die ersten Unruhen in Berlin flackerten auf. Die Volksmarine-Division rebellierte. Der Weihnachtskampf um das Königliche Schloß begann. Die Mehrheitssozialisten nahmen die Plätze der zurücktretenden Unab-

Digitized by Google

hängigen ein. Noske ist einer von ihnen. Er gilt jetzt als der starke Mann. Denn schon bereiten in aller Stille die Liebknecht, Ledebour, Eichhorn, Scholz einen spartacistischen Umsturz vor. Die zweite Revolution setzt ein. Aber Noske ist noch nicht fertig. Stunden, Tage der Spannung. Die mehrheitssozialistische Arbeiterschaft Berlins muß tagelang auf die Straßen ziehen, um die Regierung Ebert-Scheidemann mit ihren Leibern zu schützen.

Endlich ist Noske soweit. Jetzt packt er zu. Hoffmann, der General Brest-Litowsker Angedenkens, ist sein stiller Generalstabschef zur Wiedereroberung Berlins. Die Reichshauptstadt wird von allen Seiten zerniert. Der Einmarsch der Regierungstruppen setzt ein. Die von den Spartacisten besetzten Zeitungsgebäude und das Polizeipräsidium werden wiedererobert. Kanonen, Minenwerfer, Handgranaten und Maschinengewehre arbeiten. Berlin ist zu einem Schlachtfeld geworden.

Noske triumphiert. Der Sieg ist sein. Ein Hindenburg des Proletariats? Oder ein Ludendorff der „gehobenen" Schichten?

Als es in der deutschen Nationalversammlung zu Weimar an die Bildung der neuen Regierung geht, wird Noske Reichswehrminister. Der Neuaufbau des Heeres liegt ihm ob. Die Dienstpflicht wird einstweilen de jure noch nicht abgeschafft. De facto ist sie es längst. Zwei interimistische Gesetzentwürfe über den Aufbau einer Reichswehr und einer Marine werden vom Parla-

Digitized by Google

ment im Handumdrehen bewilligt. Das wilde Freiwilligen-System mit seinen übeln Reklamemethoden wird abgebaut. Eine bescheidene Territorialarmee ist im Entstehen: anderthalb Mark Tageslöhnung, fünf Mark Tagesvergütung, freie Kost und freie Einkleidung. Das Kriegshandwerk wird ein einträgliches Geschäft.

Die dritte Revolution naht. Überall im Reich werden Streikfeuer angezündet. Die Kommunisten vornweg. Die Unabhängigen Sozialdemokraten in einigem Abstand hinterher, um die Fühlung mit den radikalisierten Massen nicht zu verlieren. „Was tut die Regierung, um die soziale Revolution zu erfüllen?" fragen sie. „Nichts! Keine Sozialisierung! Keine Räte!" Der Sturm bricht los. Ein neuer Feldzug wird von Noske eingeleitet. Das gärende Ruhr-Revier wird wiedererobert. Halle wird entsetzt, und in Berlin tobt tagelang ein wilder Straßenkampf: Mord und Totschlag. Barrikaden werden erstürmt. Häuser werden zertrümmert. Menschen fallen wie die Fliegen. Die Kriegsfurie rast hysterisch. Der Mob plündert. Gesindel vergreift sich am Leben anderer. Noske fährt mit furchtbarer Faust dazwischen. Er schlägt eine zweite Tannenberg-Schlacht. Schlingt ihm den Lorbeer um die Stirn, Bürgersleute, die ihr zitternd hinter dem Ofen saßt.

Wenn nur das Nachspiel nicht wäre: die Übergriffe der Regierungstruppen, die mit militärischem „Schneid" so nebenbei standrechtliche Erschießungen vorgenommen hatten, peinliche Vorgänge, die eines zureichenden Rechtsgrunds entbehrten.

Digitized by Google

Hatte Noske aber nicht den verschärften Belagerungszustand über Berlin verhängt und hatte er in einem Erlaß nicht jedem Erschießung angedroht, der kämpfend mit der Waffe in der Hand angetroffen würde? Wenns bei dieser Eingrenzung nur geblieben wäre! Aber untergeordnete Führer griffen gleich noch viel schärfer zu — und unschuldige Opfer fielen.

In der Nationalversammlung gab's dieserhalb schwere Kämpfe zwischen ihm und Haase. Das waren keine Rededuelle mehr mit Floretts, mit schweren Säbeln, mit Pistolen: das waren Handgranatenkämpfe. „Lügner und Meuchelmörder" rief die äußerste Linke in diesen Redeschlachten dem Reichswehrminister Noske zu. „Es gibt einfache Hunde, es gibt Schweinehunde, Bluthunde, Noske-Hunde", hieß es in Flugblättern. Und Noske schrie, in wilder Erregung, von der Parlamentstribüne der äußersten Linken zu: „Ich klage an die Brandstifter, und das sind Herr Haase und seine Freunde. Auf ihr Haupt kommt das Blut, das vergossen worden ist." Und auf den Einwand Haases, daß Noske mit seinem Schießerlaß den Rechtsboden verlassen habe, antwortete er: „In einer solchen gefährlichen Situation gelten nicht Paragraphen, sondern der Erfolg."

Das war die Proklamierung eines innern Kriegszustandes. Das war: Macht vor Recht. Das war die Sprache eines Condottiere: These und Antithese. Denkt an Marius!

Digitized by Google

Inhalts-Übersicht.

Seite

Octavio Freiherr von Zedlitz und Neukirch . . . 7
Friedrich Ebert 16
Erich Ludendorff 25
Theodor Wolff 40
Mathias Erzberger 48
Georg Ledebour 64
Ernst von Heydebrand und der Lase 70
Tirpitz 79
Friedrich Naumann 96
Wilhelm der Zweite 103
Clemens Delbrück 119
Hermann Pachnicke 129
Otto Hammann 134
Adolph Hoffmann 142
Hellmut von Gerlach 154
Karl Theodor Helfferich 161
Hermann Paasche 175
Philipp Scheidemann 184
Hans Delbrück 190
Theobald von Bethmann Hollweg 196
Minna Cauer 206
Paul Lensch 213
Ernst Graf zu Reventlow 219
Georg Michaelis 228
Gustav Stresemann 238
Lothar Persius 249
Friedrich von Payer 258
Kuno Graf von Westarp 268
Hugo Haase 275
Wilhelm von Waldow 283
Richard von Kühlmann 291
Paul Fuhrmann 298
Georg Graf von Hertling 306
Robert Friedberg 316
Hans Georg von Beerfelde 322
Paul von Hintze 334
Rosa Luxemburg 344
Maximilian von Baden 350
Kurt Eisner 359
Wilhelm Karl Dittmann 369
Adolf Groeber 375
Emil Eichhorn 381
Karl Liebknecht 388
Walther Adrian Schücking 400
Gustav Noske 410

Digitized by Google

Die Presse über „DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM"

„Nationalzeitung" (8=Uhr=Abendblatt), Berlin: Sicher pointierend, zeichnet Fischart die Charakterbilder der führenden politischen Köpfe Deutschlands, dem Zeichner Gulbransson an Schärfe des Witzes, an Präzision des Ausdrucks verwandt ... Die sorgsam abwägende, nach Gerechtigkeit suchende, dabei aber sicher treffende und nicht verschärfter Charakteristik sich scheuende Art Fischarts, die sich mit einem glänzenden feuilletonischen Stil verbindet, wird diesem Buche viele Freunde schaffen.

„Berliner Tageblatt": Johannes Fischart hat eine gute Idee gehabt. Denn ausgerechnet all jene Tages= und Nachtgrößen, jene Sehenden und jene Ewigblinden unseres politischen Lebens, von denen wir, unter denen wir, über die wir täglich in den Zeitungen lasen und lesen, jene Leute zwischen die beiden Deckel eines Buches einzusperren und nun den Kinematograph spielen zu lassen — sehr geschickt, sehr aktuell, eine Idee, würdig einen tüchtigen Journalisten ...! Kurz, knapp, telegraphisch, voller Eigenart und häufig voll Witz, wird selbst dem Unkundigen ein wissenswerter Querschnitt aus dem politischen Leben Deutschlands in der Kriegszeit geboten. Was hier an biographischem und zeitgeschichtlichem Material geboten wird, ist groß. Die Arbeit, welche darin geleistet wurde, ist nicht gering, und selbst, wer mehr in dem Buche sucht als nur Unterhaltung, wird auch mehr finden: nämlich Daten, Materialien, Kenntnisse und politisches Urteil!

„Politiken", Kopenhagen: Fischart hat die Ereignisse gut verfolgt, hat gelesen und aufmerksam gelauscht und selbständig beobachtet. Er schreibt flüssig. Viele von seinen Skizzen sind brillant aufgemacht und scharf pointiert. Unzweifelhaft ist Fischart in seinen ironisch=kritischen Studien am besten. Seine Zeichnung von Tirpitz ist einfach glänzend, eine unbarmherzige Enthüllung mit einer tiefen Perspektive.

„Frankfurter Zeitung": Einzige vierzig Köpfe — und noch kein Ende. In einem stattlichen Bändchen

Digitized by Google

gesammelt. Lauter Köpfe. Er schreibt geschickt, hat die Politik der letzten Jahrzehnte gründlich eingesehen und vieles mit eignen Augen beobachtet. Im Parlament, in den Ämtern und anderswo. Die Skizzen sind von ungleichem Wert, ganz wie die Köpfe. Alles gewiß, das liegt zum großen Teil auch sicher am Stoff, denn wer in aller Welt könnte behaupten, daß die deutsche Politik in den letzten Jahren wirklich dem Porträtisten einige Dutzend interessante Köpfe geliefert habe. Fischart hat ein gutes Herz, er setzt auch manchem traurigen Antlitz ein Denkmal.

„De Tijdspiegel", Haag: Die kurzen Sätze erinnern an Striche von Porträtskizzen. Oft hat Fischarts Arbeit viel Ähnlichkeit mit Byvancks Essys im „Nieuwe Courant". Die Tendenz des Ganzen ist scharf gegen das alte System gewandt. Wer das vertragen kann, wer das liebt, für den ist es eine glänzende Lektüre.

„Das demokratische Deutschland": Es ist der erste Versuch einer Zeitgeschichte in politischen Porträts. Man muß zugestehen: der Versuch ist gelungen.

„Berliner Volks-Zeitung": Er war denen auf den Fersen, die uns Götter dünkten, und hat auch in das Innerste des Herzens eines Karl Liebknechts geguckt. Wir sehen hier alle die Schicksalsschmiede in der Arbeit und an der Arbeit, und Fischart ist so wegeskundig, uns bis in die geheimsten Ecken der Küche zu führen, in denen an dem Volkswohl herum gekocht wurde. Willst du etwas über den ersten Fritz in der Republik erfahren, dann sagt dir Fischart nicht nur, wo geboren, wo gelernt, wo gewerkschaftet, nein, vor deinen Augen ersteht dann die ganze Umgebung, die seine Person beschattet und beleuchtet hat. Lebendige Geschichte. Politischer Anschauungsunterricht. Und jeden der Köpfe, die am Wohl oder Unwohl des Volkes doktorten, stellt uns unser Fischart nicht so trocken vor wie unsere Lesebücher uns etwa den alten Fritz oder den kurzen Pipin ... Dies Buch ist ein einziger bunter Film. In vielen Akten. Als ein einziger Film. Wer sehen will, wie er gemacht wird, der lasse ihn vor seinen Augen abrollen.

„Basler Nationalzeitung", Basel: Unter dem Decknamen Johannes Fischart verbirgt sich einer der

Digitized by Google

bekanntesten Persönlichkeiten des geistigen Deutschlands; die scharfgezeichneten Charakterbilder erhalten ihren einzigartigen Reiz dadurch, daß der Verfasser fast alle Züge aus eigner, jahrelanger Beobachtung zusammenträgt.

„Augsburger Abendzeitung", München: Der Verfasser weiß viel, auch solches, was nicht immer jedermann weiß, und er hat ein Tagebuch geführt. Also sind seine Darstellungen reich an Einzelheiten, pikanten und boshaften... Immer aber sind sie fesselnd in ihrem leichten Plauderstil auch für den, der sein näheres Urteil über die behandelten Personen hat und auch nicht beeinflussen lassen wird.

„Lippische Landeszeitung", Detmold: Überall Interieurs von großem Reiz. Zugleich verwendbar für Agitation. Was über Paul Fuhrmann, Stresemann, Reventlow gesagt ist, verdient, den weitesten Kreisen bekannt gegeben zu werden. So weisen wir unsere Freunde im Lande auf dieses Buch nachdrücklich hin.

„Die Frauenbewegung", Berlin: Genug, nicht mehr will ich verraten von der wundervollen Röntgenarbeit Fischarts. Lest selbst! Betrachtet man das ganze Werk: Johannes Fischarts redliches Streben ist, Aufklärungsarbeit zu leisten. Er pflanzt Wegweiser zu jedem Einzelnen und Warnungstafeln für viele auf. Und diese Aufklärungsarbeit ist das Begrüßenswerteste, das Kostbarste an seinen Porträtskizzen. Wir sollen wissen, welche Persönlichkeiten uns führen, von welchen Voraussetzungen, von welchen Motiven sie geleitet werden, um dann ermessen zu können, ob sie uns Führer sein dürfen. Wir sollen sehend werden! —

„Deutsche Volkszeitung", Hannover: Grelle Schlaglichter sind es, die er auf die einzelnen führenden Männer in Parlament und Presse, Regierung, Heer und Marine wirft, so daß porträtähnliche Skizzen entstehen, die das Wesentliche, die Hauptzüge der Männer und Ereignisse wiedergeben. Ein interessantes Buch.

„Kölner Tageblatt": Satirisch ist seine Darstellung, ohne indes von der Wirklichkeit allzu weit abzuweichen. Alle die Persönlichkeiten, die hinter den Vorgängen der

Digitized by Google

letzten Jahre standen, werden einzeln aufgeführt und in ihren Lebensschicksalen und Motiven aufgedeckt.

„Berliner Morgenzeitung": Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die übliche lederne Porträtzeichnung, er hebt vielmehr, wie ein Künstler, die markanten Striche und Flächen, die für das Wesen der einzelnen Persönlichkeit und ihre Stellung zum System charakteristisch sind, hervor und versteht das Interesse des Lesers auch dadurch zu fesseln, daß er das Milieu der Persönlichkeit anpaßt und sie selbst durch die Darstellungsform lebendig zu machen weiß. Das kluge, inhaltreiche Buch sollten besonders diejenigen lesen, die, abhold abstrakter Theorie, sich an Hand lebendiger, unterhaltsamer Schilderung einen Überblick über die inneren politischen Zusammenhänge des Zeitgeschens verschaffen wollen.

„Westfälische Neueste Nachrichten", Bielefeld: Nicht jedem ist das Buch, in dem ein ausgesprochen demokratischer Geist waltet, zu Gefallen geschrieben; nicht jedem kann es, nicht jedem will es gefallen. Dazu geht Fischart viel zu sehr seine eigenen Wege, unbekümmert darum, ob er hier oder da anstößt. Aber dennoch wird jeder Politiker, wird jeder, der für die Geschichte unsrer Tage Interesse hat, mit Aufmerksamkeit in dem Werke blättern, und vielen von dem, was der Autor aus reicher Sach- und Personenkenntnis sagt, zustimmen. Vielen wird das Buch mit seinem reichen interessierenden Material ein willkommenes Nachforschungswerk sein.

Wochenausgabe des „Berliner Tageblatts": Politische Fäden, die sich Jahrzehnte hindurchspinnen, werden in diesem Buch entwickelt und entwirrt und die Kunststücke der Diplomaten, die auf falschen Wegen gegangen, aufgedeckt. Es ist ein ganz eigner Reiz, den das Werk dadurch ausübt, daß es den Leser hinter die Kulissen der sogenannten hohen und großen Politik blicken läßt. Was viele kaum geahnt vom politischen Treiben und politischen Umtrieben, wie Bündnisse zustandekommen und günstige politische Konstellation von schwachsichtigen Diplomaten nicht beachtet und ausgenutzt worden sind, das alles erkennt man klar und deutlich aus Fischarts Buch.

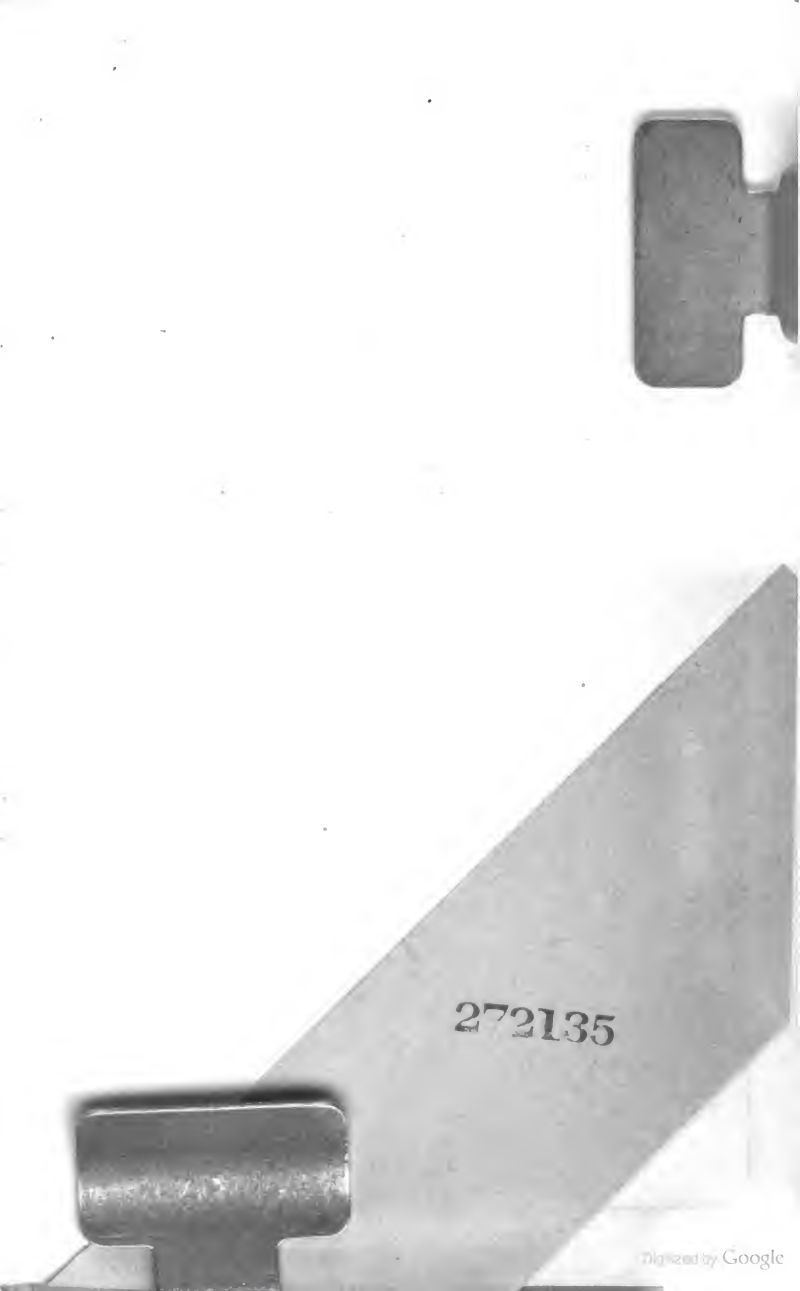
„Geraisches Tageblatt": Das Buch ist geeignet, in weitestem Maße berechtigtes Interesse und Aufsehen zu erregen.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

Digitized by Google


272135
Digitized by Google